Erlebnisse

von

F. W. Gubitz.

Nach Erinnerungen und Aufzeichnungen.

Zweiter Band.

Berlin.
In der Vereins-Buchhandlung.
1868.

Immer Willens, nach der Zeitfolge wieder einzulenken, habe ich jetzt in weiteren Begebnissen mit Müllner dort anzuknüpfen, als er für die Zeitschrift: „Der Gesellschafter" mir Mitthätigkeit brieflich ausgesprochen hatte. Auf sein Erbieten, mir Theile aus dem Trauerspiel „König Yngurd" zum Abdruck zu überlassen, ging ich ein, erhielt die Abschrift des Ganzen, und wählte die, meiner Ansicht nach das Eigenwesen der Dichtung trefflich vermittelnde „Expositions-Scene", um Müllner's Ausdruck zu gebrauchen. Ich glaubte, das Bekanntwerden dieses Eingangs zu dem Werke könne bei der damals bereits verheissenen Darstellung den Zuschauern das Verständniß erleichtern; Müllner war jedoch über diese Wahl empfindlich, ich weiß nicht weshalb, nebenher empfing ich aber seine Genehmigung. Der Abdruck dieses Bruchstücks erschien in den Blättern 2 bis 6 des ersten Jahrgangs jener Zeitschrift, nach einer kurzen von Müllner unterzeichneten Vorrede, die mit der Bemerkung schließt:

„Die Scene erscheint hier so, wie sie in dem, zum Druck bestimmten Manuscript sich befindet, also für Leser. Für den Zuschauer hat der Verfasser selbst den Bühnen empfohlen, sie möglichst „zusammenzustreichen". Er meint, daß der Zerstreuung und Unachtsamkeit des deutschen Theaterpublikums sich überhaupt nicht viel exponiren lasse, zumal, da die Organe der Bühne so wenig für die Redekunst geeignet sind. Singen oder bellen wird künftig wohl das einzige seyn, was das deutsche Theater dem Ohr darzubieten hat."

Müllner meinte dies zumeist nur in Hinsicht auf das Sprech-Schauspiel in Vers-Vortrag, seitdem ist es — milder aufgefaßt — mitunter offenbarer weissagend geworden; er hätte jetzt zu solcher Aeußerung mehr bewährten Grund, als in jener Zeit, aus der zu bezeugen ist: die fast durchweg von dem Dichter selbst angeordnete Rollenbesetzung zu „Yngurd" war, mit wenig Ausnahme, vorzüglich, was auch von den öffentlichen Urtheilen anerkannt wurde, als endlich — am 6. Juni 1817 — das Werk auf die heissen, sogenannt weltbedeutenden Bretter kam. Der geschätzte Dichter Wilhelm Müller, vor seiner Reise nach Italien in Berlin verweilend, war mein Berichtgeber für die Darstellung, ich äußerte mich über die Dichtung, und habe eine Stelle meines Aufsatzes einzufügen, um einen nachher aus Rechtspflicht mitzutheilenden Brief Müllner's erklärlicher werden zu laßen. Nach dem Lobe des mir Werthvollen ist („Gesellschafter" 1817, Bl. 101) zu lesen:

„Wenn ich nun hier meine ungeheuchelte Verehrung für Müllner aussprach, darf ich aber eben so offen gestehen, daß ich während dem Lesen und Darstellen dieses Trauerspiels mir selbst oft die Frage beantworten mußte: Welches Dichters Werke sind wohl am dauerndsten: der sich seiner Zeit hingiebt und sie zur Gespielin der Seele erhöht, oder der, welcher mit Allem, was Erfahrung unvergänglich bewies, ihr schwankendes Wesen in Sicherheit zu bringen strebt? — Ich glaube, die Frage beantwortet sich von selbst! Die Zeit gleicht einem Weibe, was gern nach Herrschaft ringt; wenn sich aber der Geist ihm vermählt, soll er mit seiner Erstheit kräftig vorangehen, damit nicht das Treiben des Zeitgeistes, sondern das Wirken einer Geisteszeit herrsche. Darf ich nun aus solchem Gesichtspunkte jenes Trauerspiel betrachten, — und ich kann nicht anders, ob ich auch gern mich der Voreiligkeit enthalte, meine Meinung zu der Anderer machen zu wollen! — dann ist es auch erlaubt zu bemerken, daß ich dem Unangenehmen darüber mich nicht zu entziehen weiß: wenn die Tendenz jenes Werkes verwandt ist mit der jüngsten Romanen-Literatur, die zur Preisfrage reizt: ob sie Quell oder Folge, wirkend oder rückwirkend ist bei manchen jetzigen Ereignissen, in denen finstere Schwärmerei dem Zufälligen eine Art von Vernunft verleiht und so im Strudel von Unvernunft dem Zufälligen dienstbar bleibt. Man lehrt dem Volke: seine gewöhnlichen Traumbücher seyen nichtig und verderblich, sollten denn hochpoetische Traumbücher nicht auch ihre Ge-

fährlichkeit haben? Man wende nicht ein: die Menge versteht sie nicht! — wer kann sagen, wo die Menge aufhört, wenn zu entscheiden ist, wie weit der Wahn gehen kann? — Müllner ist in den neuromantischen Gebilden viel eindringlicher, in den Aussprüchen schärfer, überall beweisender, und aus ihm scheint auch das Unerklärlichste noch Klarheit zu wollen; sein Talent giebt sich, wenn man auch nur gelegentliche Aeußerungen prüft, als ein gebietendes, nicht als ein sich fügendes zu erkennen; in den alten Begrenzungen der Neuromantiker kann er so sich nicht heimisch fühlen. Den freien Menschen gegen Wahn und Vorurtheil kämpfend aufzustellen, die Schwächeren von der Gewalt eines drückenden Glaubens loszuringen, dünkt ein Beruf, der ihn glänzender noch zeigen würde, und wahrhaftig! die Begeisterung für Lichtvolles schließt die Schwärmerei des Gemüths noch immer in sich, will man mir etwa vorwerfen, ich dächte bei dem Edelsten eben nicht an — Theaterwirkung. Sollte ich irren, und ein deutsames Dichterwerk zu sehr mit dem Zwecke des Lebens verschwistern wollen, so darf ich mich mindestens den Besten, die jemals irrten, beigesellen, denn ich folgte meinem Bewußtseyn, und ende rasch, weil sich hier leicht gar nicht enden läßt."

Ehe der die Entgegnung und noch Nebenheriges enthaltende Brief Müllner's sich anschließt, ist unerläßlich darauf hinzuweisen, daß er schon vor dem Erscheinen des „Yngurd" auf der Bühne mit mir wieder im Zwist war, stets über Kleinliches. Be-

achtenswerth scheint es mir aber deshalb, um einen schriftstellerischen Hadersüchtigen ersten Ranges bildtreu aus der Vergangenheit in die Gegenwart zu stellen, wobei doch nicht zu vergessen ist, daß es einen Mann von geistvoller Fähigkeit betrifft. — Er schickte mir zum Abdruck unzählige Ausfälle gegen ihm Mißliebige, entweder gar nicht, oder mit irreleitenden Buchstaben unterzeichnet; der Inhalt war mir selber mitunter völlig räthselhaft, so daß ich zum Rücksenden mich genöthigt sah. Unter Anderem kam eine Anstachelung gegen ein sogenanntes „Liebhabertheater“ in Erfurt, wo ein Mitglied Müllner's Trauerspiel „Die Schuld“ hatte zur Darstellung bringen wollen; ein Jude sollte dies hintertrieben haben, und über diesen Juden waren nun verfängliche Familienbeziehungen eingewebt. Ich sandte die unbedeutende, nur schmähende Schriftelei zurück und empfing nun nachstehende Strafverfügung:

„Weißenfels, am 13. März 1817.

Fast glaub' ich nun an die unüberwindliche Macht der Israeliten in Berlin, von welcher ganz Deutschland spricht. Ich will auch gegen deren Einwirkung auf Sie, mein sehr verehrter Freund, nicht ankämpfen, aber das muß ich bemerken: Ein Journalist, der nur seine Ansicht allein will herrschen lassen, und um der lieben Consequenz willen jeden Gegensatz aus seiner Schrift zurückweisen will, wird unfehlbar monoton. Wozu ist denn die Parenthese: eingesandt da? Diese Maxime wird Ihre Mitarbeiter sehr lau machen: denn wer kann errathen, was Sie nach der-

selben aufnehmen werden, oder nicht? Uebrigens werde ich, auch ohne Mitarbeit, immer freundlichen Theil nehmen an der Lectüre des Gesellschafters. Ihre Welt- und Staatsbürgerlichen Ansichten ziehen mich und viele meiner Bekannten an; des gräulichen Berliner Siegsposaunentons ist man im deutschen Reiche herzlich satt. —

Haben Sie denn No. 12 und 13 der Erholungen und No. 44 der Zeitung für die elegante Welt gelesen? Was sagen Sie zu der Theatergemeinheit, die sich dort über mich und mein Buch hermacht? Hochachtungsvoll

Müllner."

Das war eine förmliche Absage mit etwas Versüßen des Galleneinflußes, dessen Wirkung ich auch zu empfinden hatte durch öffentlichen Angriff in der „Zeitung für die elegante Welt", den ich in derselben Zeitschrift mit der Wahrheit abwehrte. — Im nächsten Monat erhielt ich aber doch schon wieder einen, mit Müllner's Namensunterschrift begabten Aufsatz: „Aehrenlese auf dem Felde der Kritik", begleitet von einem Zettelchen, auf dem geschrieben steht:

„Wßfls am 10. April 1817.

Mit Ihrer Judenfreundlichkeit, mein verehrter Herr und Freund, hat mich das viele Gute wieder ausgesöhnt, was ich im Blatte 38—40 gefunden habe. Hier folgt ein Beitrag, den ich mir, im Fall vorwaltender Bedenklichkeiten, baldmöglichst zurück erbitte. Hochachtungsvoll

Müllner."

Jener Beitrag ward gedruckt (1817, Bl. 65 und 66), die Angabe: „Der Schluß folgt", ließ sich aber nicht erfüllen, der Censor strich ihn wegen „injuriöser Ausfälle".

Nach der Darstellung des „Yngurd" schickte er mir eine bissige Gehässigkeit gegen den achtungswerthen Prediger — der französischen Gemeinde — und Professor Catel, Redacteur der „Voßischen Zeitung", damals auch ihr Theater-Beurtheiler. Er hatte sich über jene Trauerspiel-Dichtung, neben dem vollsten Lobe des Trefflichen, mißbilligend geäussert in Bezug auf den schwindeldunklen Absichtszweck des Werks, und ich sollte nun den Zornausbruch Müllner's ohne seine Unterzeichnung, also mit mir aufgebürdeter Selbstverantwortung, in die Lesewelt leiten. — Die Handschrift ging an ihn zurück mit meinem Erbieten zum Abdruck, wenn er seinen Namen nicht vorenthalte, und hinzugefügt war die Bemerkung: „Dem Sinne nach müßten Sie übrigens mit der Ansicht Catel's auch die meinige verurtheilen." — Diesmal hatte Müllner eingesehen, daß er sich übereilte; erwähnt aber ist dieser Zwischenfall, um von seinen Briefen den einzuschalten, der sich gegen meinen Glauben über das Gedankliche in Betreff des „Yngurd" richtet, wonach Jedem die eigene Entscheidung überlassen sey.

„Wßfls. d. 14. Juli 1817.

Sie thaten wohl, meinen Sarkasmus gegen Herrn C. zurückzuweisen, ich hatte ihn nur auf Andringen niedergeschrieben, und in der Rückerinnerung,

daß der selige Iffland gegen mich einmal sehr verächtlich von diesem Herrn C. sprach. Vielleicht verdient er es nicht. Aber sich treten Sie auf jeden Fall zu nahe, wenn Sie Ihre öffentlichen Aeußerungen über Yngurd mit seinem Zeitungsgewäsch vergleichen, und ich müßte ein Geck seyn, wenn ich sie Ihnen übel deuten wollte. Inzwischen sprechen möcht' ich einmal mit Ihnen über den Gebrauch des Wunderbaren in der Tragödie, über den Hang der Mehrzahl dazu, und — über des Aristoteles Hinweisung, den Volksglauben zu benutzen. Der Irrthum Ihrer kritischen Ansicht der sogenannten höheren („Ideal"-) Tragödie steckt meiner Meinung nach darin, daß Sie die übersinnlichen Beziehungen, welche der Mensch natürlichen Begebenheiten gern beilegt, für die Ursachen derselben ansehen. Nehmen Sie einmal aus dem Yngurd in Gedanken die Träume, Vorgefühle (Ahnungen) und Anzeichen weg, und prüfen Sie, ob dann die Fabel auseinander fällt? ob die Tragödie daran mehr verliert, als dichterische Hebel, um die Phantasie aufzuregen, und durch diese das Gemüth für den Haupteindruck zu stimmen?" —

So weit nur bespricht dieser Brief meine nicht tiefgehenden Einwendungen, er hat aber wegen des nachher genannten Schauspielers Bezug auf noch zu Erzählendes, dann Hinweise, die zu beachten wären, weshalb auch Folgendem seine Stelle gegönnt werde:

„Ich habe heute den Besuch des Schauspielers Herrn Stein erhalten, und also Ihren freundlichen Empfehlungsbrief ebenfalls. Es war recht gut, daß

er sich damit versehen hatte, er hätte sonst leicht eine vergebliche Reise machen können, weil ich gegen reisende Künstler ziemlich barricadirt bin. Ich danke Ihnen, daß Sie diesen mir gesendet, es scheint etwas in ihm zu seyn.

Mein feindlicher Minnesänger hat über die Darstellung des Yngurd recht brav geschrieben. — Was Sie mir über die Berliner Darstellung geschrieben haben, hebt völlig die Zweifel, daß sie gelungen sey. Es dünkt mich eine beachtenswerthe Erfahrung, daß unter sechs Theatern, die sich daran versucht, gerade dasjenige am glücklichsten gefahren ist, welches den Autor in den Besetzungsrath zog, und dessen Mitglieder theils das Ganze, theils ihre einzelnen Rollen mehreremal aus seinem Munde hörten. Für mich ist nun zwar diese nähere Berührung mit dem Theater ziemlich übel abgelaufen, und ich möchte mich dazu nirgends wieder brauchen lassen; aber das ist zufällig, oder auch wohl zum Theil meine Schuld. Im Ganzen wäre zu wünschen, daß es bei den Bühnen Mode würde, die Mitwirkung der Autoren zu suchen, statt daß sie dieselben gewöhnlich fliehen wie höllisches Feuer. Der Theaterkritik käm' es vielleicht zu, darüber einmal ein motivirtes Wort zu sagen. Das, und Aehnliches könnte mehr nützen, als die meist oberflächliche Tageblattsmusterung der Novitäten. Vielleicht sagen Sie, oder einer ihrer Herren Mitarbeiter einmal ein solches motivirtes Wort, wenn Sie meinen Anhang zum Yngurd im Druck gelesen haben werden. Dort ist die Geschichte meiner un-

vollendet gebliebenen Mitwirkung kürzlich erzählt, und auf die Hindernisse, die ich bei der Verwaltung fand, hingedeutet. Was Sie im Morgenblatt von der nöthigen Vorbereitung sagen, kann diese Verzögerung nicht entschuldigen. Im Juli 1815 kam das Manuscript schon nach Berlin und im Juni 1817 ward es aufgeführt. Hund (des Aubri), Rußkachel und Consorten hatten den Vortritt. Hat eine erste Bühne nicht die Pflicht, rascher, angelegentlicher für die dramatischen Dichter zu wirken? Und liegt es nicht der Theaterkritik ob, diesfalls ein wenig Justiz zu administriren bei offenem Gerichtssaal? Dixi!

Müllner."

Gewiß ist nicht zu bestreiten, daß dieser Brief manches Wahre enthält, ein erhellendes Geleit wird jedoch erforderlich, um auch da, wo Müllner im Recht seyn mag, seine vielleicht unwillkürlich allzu selbstsüchtig, allzu argwöhnisch gewordene Leidenschaftlichkeit erwägen zu können.

Zuförderst habe ich, nach funfzig Jahren, Catel's Bericht über „Yngurd" wieder gelesen; er ist der Art, daß er den Hingeschiedenen ehrt. Ihn zu mißhandeln hat aber Müllner keineswegs unterlassen; es gab stets hadergierige Tagesblätter, deren Druckführer es weniger um die Sache, als um Klopffechterei zu thun ist, und der Weißenfelser Advokat hatte sich so furchtbar gemacht, daß er in vielen Zeitschriften herrisch seyn konnte.

Unglaublich ist es, daß Iffland von Catel verächtlich gesprochen haben soll; sie waren befreundet

und Beide nicht doppelzüngig. Uebrigens habe ich fernhin Anlaß, die liebenswürdige Ehrenhaftigkeit Catel's hervorzuheben. — Der „feindliche Minnesänger“ ist Wilhelm Müller, der den jetzt noch lesenswerthen Streit über „Oper und Schauspiel“ mit Müllner hatte, einen Streit, der sich in sechs Zeiträumen durch den ersten Jahrgang des „Gesellschafter“ hinspann. — In „Geistige Feldzüge“, von mir herausgegeben (Berlin, Vereins-Buchhandlung), ist diese Schriftsteller-Fehde im Zusammenhange und mit einem urtheilenden Nachtrag zu finden.

Bei fortdauernder Zusendung von nicht unterzeichneten Häkeleien, die ich theils aufnahm, wenn Recht und Pflicht dies erlaubten, theils zurückwies, zog sich ein im Unangenehmen sich steigernder Briefwechsel bis zum November 1818. Es war natürliche Folge der von Müllner in unzählige Zeitblätter eingetriebenen Anfechtungen Aller, die den „Dey von Weißenfels“, wie man ihn nannte, nicht unbedingt verherrlichten, daß Gegenreden kamen, unerläßlich zuweilen der Abdruck solcher, die von meinen Mitarbeitern unterzeichnet wurden. Da schrieb mir unter dem 2. November 1818 — nach einer Anfrage über den Verfasser des Romans: „Wahl und Führung“ — der richterliche Dey:

„Um der Zukunft willen glaub' ich Sie mit folgendem Grundsatze meiner Journalpraxis bekannt machen zu müssen. Ungezogene und verleumderische Angriffe auf die Person eines Schriftstellers, auch wenn sie vom Einsender unterzeichnet sind, fallen

dem Redacteur zur Last, und ihre Aufnahme befleckt den Ruf des Journals."

Das war meiner Friedensliebe doch zu arg von Einem, der seinen angeblichen Grundsatz durch sein Verfahren unabläßig verhöhnte. Ich antwortete auf diese, mir aufgedrängte, in ihrem Anlaß nicht offenbarte Schnödigkeit:

„Ueber die Schlußzeilen Ihres Briefes müßten Sie sich deutlicher erklären, wenn ich Sie verstehen soll. Meine Journalpraxis sagt mir: daß Alles, was Jemand unterzeichnet, keinem Andern, also auch keinem Redacteur zur Last fällt. Ungezogen — verleumderisch — das sind schwere Worte, und es fragt sich nun: ob sie auf einen Angriff oder auf eine Erwiederung passen. Wollen Sie den Grundsatz, den Sie Ihrer Journalpraxis unterlegen, im Allgemeinen durchsetzen, möchten eben Sie wohl manche Redaction stark damit belasten. Ich spreche das Wort „Verleumdung" nicht leicht aus, ich kenne aber manche, die es auch nach jeder Erklärung bleibt, die nicht unterzeichnet war, und ich habe deshalb doch keinen Redacteur in Anspruch genommen. Das mag in Verschiedenheit der Ansichten liegen, aber daß verschiedene Ansichten da seyn können, muß man doch zugeben. — Es thut mir recht leid, daß mich, im Gesammten, was Sie thun, nichts angeht; ging' es mich etwas an, so spräch' ich einmal ein ernstes, obwohl herzlich gemeintes Wort zu Ihnen, denn im Ganzen glaub' ich doch mehr Achtung für Ihre Talente zu haben als Die, welche Ihnen blind gehorsam

oder hellsehend schmeicheln. Mit der Bitte, mir meine Offenheit zu entschuldigen, die ich nun einmal nicht hindern kann, noch will, grüßt hochachtungsvoll Ihr

Berlin, ergebenster
den 10. November 1818. F. W. Gubitz."

Nun wurde Müllner's Grimm giftiger, und ich erhielt nach seinem beliebigen Sinne eine Zurechtweisung in Folgendem:

„Weißenfels am 13. November 1818.

Ew. Wohlgeboren

wünschen eine Erklärung meiner dunklen Zeile? Alle literarische Opposition ist mir gleichgültig: denn ich bin seit der Haude- und Spener'schen Zeitungskritik von 1812 ff. darauf gefaßt und gerüstet. Aber Sie begreifen, daß ein gekannter Schriftsteller, schon um der Schwachen willen, die etwa an ihm Antheil nehmen möchten, nicht wünschen kann, als Mitarbeiter eines Journals genannt zu werden, in welchem er achtungslos beklatscht, verkleinert, am Charakter verunglimpft, mit einem Worte beschinkt wird. Das geht kaum bei Literaturzeitungen an, wo doch die Namen der Mitarbeiter dem großen Publikum verschwiegen werden. Ungezogenheiten und Verleumdungen bleiben Ungezogenheiten und Verleumdungen, sie mögen Angriffs- oder Entgegnungsweise zum Vorschein kommen, und ein Redacteur ist seinen Mitarbeitern, wie seinem eigenen Ehrgefühl, schuldig, sie aus seinem Blatt zu verbannen; höchstens den Fall ausgenommen, wo der Angriff in demselben

Journale, und ebenfalls auf ungezogene und verleumderische Weise geschehen wäre. Ist diese Ansicht die Ihrige nicht, und glauben Sie, bei einer entgegengesetzten sich besser zu befinden, so haben Sie die Gewogenheit, aus dem Verzeichniß Ihrer Mitarbeiter meinen Namen in der nächsten Ankündigung wegzulassen. Wünschen Sie sodann noch meine Theilnahme, so muß sie pseudonym geschehen und unter uns bleiben.

Es scheint, daß einige Schlauköpfe für ihre Absichten Sie zu gewinnen suchen, indem sie Ihnen das Vorurtheil beibringen, daß ich Furcht erregen wolle. Das reizt natürlich denjenigen Freiheitssinn, der Sie mir immer achtungswerth macht, und das mögen jene Füchse wohl wissen. Von meinem geringen Talent übrigens steht Ihnen frei, zu urtheilen, was Sie wollen, „im Ganzen", und im Einzelnen. Es wird mir nicht an Gelegenheit fehlen, öffentlich über das Ihrige zu sprechen, sobald mir es darauf ankommt, zu erfahren, wer von uns Beiden des meisten literarischen Credites in Deutschland sich zu erfreuen haben möchte. Hochachtungsvoll

Müllner.

P. S. Erlauben Sie mir, zur Erläuterung meiner obigen Ansicht noch eine Anecdote beizufügen. Das Dutzend Journale, welches ich wöchentlich bekomme, geht, eh' ich selbst lese, durch die Hände meines Bedienten zum Buchbinder, um sodann unter einigen und 30 Bekannten mittelst eines Colporteurs Heftweise zu circuliren; so durchläuft er sie vor allen

Dingen selbst, um zu sehen, ob etwa wieder etwas von seinem Nicht-Ich darin steht. So fand er jüngst ein Blatt voller Invectiven gegen mich. Die Sache schien ihm so bedenklich, daß er anfragte, ob er das auch mit zum Buchbinder tragen sollte, nachdem er sich zuvor über den Fall mit meiner ältesten Tochter berathen hatte. Da es bloße Histrionenumtriebe enthielt, deren Eigenthümlichkeit meine hiesigen Bekannten schon kennen, so sagte ich ja. Einige Stunden darauf kam — der Buchbinder. Auch ihm war es seltsam vorgekommen, daß diese Invectiven hier mit circuliren sollten, und er fragte an, ob dies Blatt mit einzuheften wäre. Ich sagte zwar wiederum ja, fand mich aber genöthigt, das Journal aufzukündigen, um durch Gemeinheiten ähnlicher Art, die dort unfehlbar wiederkommen werden, nicht in den Augen meines Bedienten und meines Buchbinders zu verlieren. Machen Sie davon die Anwendung auf ein Journal, wovon ich Mitarbeiter bin, und welches ich also nicht füglich aufgeben kann, so lange ich es bin. Vox populi vox Dei. Diese beiden gemeinen Menschen hatten das Unschickliche in der Sache recht wohl gefühlt. Man kann bei der jetzigen Einrichtung des Journalwesens nicht vermeiden, persönlich geschmäht zu werden, ja es hat sogar seinen Nutzen. Aber man muß um seiner nächsten Umgebung willen den Schein vermeiden, daß man es wisse und dazu schweige. Daß die Verhältnisse und Ansichten die Redacteurs bisweilen geniren können, seh' ich ein; aber sie haben ja die Wahl. Der Gastwirth, bei welchem unan-

ständiger Streit unter den Gästen entsteht, hat davon keinen Ruhm. Um wie viel weniger der Redacteur, der es in seiner Gewalt hat, den unanständigen Ausfall zu hindern, und dem Angreifer höflich zu sagen: das geht hier nicht, der Geschmähte ist auch mein Gast. Ihre Einsicht sagt Ihnen übrigens, daß hier nicht die Rede von abfälligen Urtheilen ist, welche Mitarbeiter wechselseitig über ihre Schriften aussprechen. M."

Da bemerkt man erstens, daß Müllner meinen Berichten in der „Spener'schen Zeitung" noch immer gehäßig ist, denkbar besonders hinsichtlich auf seine „Schuld"; zweitens den alten achtungswerthen Schauspieldichter und Beurtheiler Schink (Johann Friedrich) belästert, weil Dieser — nicht im „Gesellschafter" — sich hatte wehren müssen; drittens selber an seinen Bedienten erinnert, dessen Namen Müllner vorschob in seiner Schriftstellerei, um Gegner möglichst schmachvoller zu behandeln; daß er viertens seine Krähwinkelei in kleinlichster Weise erkennen läßt; fünftens sich von der Mitarbeit am „Gesellschafter" lossagt, sich dann „pseudonym" wieder anbietet, und doch scheinbar Vertheidiger des Ehrenwerthen seyn will. — Es wurde um so nothwendiger, die Aeusserungen des „Dey von Weißenfels" zu beleuchten, da ein sonderbarer Zwischenfall mitsprach. — Dr. Pfeilschifter hatte in seinen „Zeitschwingen" durch ein „Sendschreiben an den Herausgeber des Gesellschafter" mich mit argen Vorwürfen belastet wegen eines Aufsatzes, der — einem andern

Tagesblatt zugehörte. Er war nicht willig, sich sein Unrecht zu lichten, erhärtete es vielmehr, und nachdem es ihm meinerseits klar bewiesen wurde, erschreckte ihn sein Versehen. Zu zeigen, daß er mir nicht feindlich gesonnen sey, schickte er mir abscheuliche Ausfälle gegen mich, die er nicht hatte abdrucken lassen; — ich erkannte an der mir gebliebenen Handschrift augenblicklich Müllner. — Dies war hier voraus zu erwähnen, um Jeden über meine, sich nun anreihende Entgegnung bald heller sehen zu lassen als ihn.

„Ew. Wohlgeboren

geehrtes Schreiben vom 13. November habe ich nicht eher beantworten können, indem eine noch nicht ganz vorüber gegangene Unpäßlichkeit mich hinderte; jetzt aber will ich mich bemühen, Ihnen die nöthige und genügende Antwort zu geben. — Sie haben in Ihren Ansichten über die Verbindlichkeiten eines Redacteurs — so dünkt mich — eine zu beschränkende Linie angegeben, denn Sie würden Sich, wenn wir sie allgemein ziehen, ohnfehlbar bei Manchem, was Sie in andern Zeitschriften thaten, ausser derselben befinden. Ich will jedoch jetzt nur bei Dem stehen bleiben, worüber Sie etwa in Betreff des „Gesellschafter" zu schelten gesonnen wären, wenn Sie von Angriffen auf Ihre Persönlichkeit reden. — Da kann ich nun im „Gesellschafter" selbst gar nichts finden, wobei ich nicht die strengste Neutralität beobachtet hätte; ja, wenn die Manuscripte vorlägen, würde man mir sogar ein Abschneiden zu Gunsten Ihrer vor-

werfen können. Es bleibt, nach meinem Erkennen, als Klagepunkt nur der kleine Aufsatz des Herrn Dr. Schöne im „Bemerker" stehen. Aber erstens: gilt dieser als eine Art von Exil, als ein Anhang zum „Blatt der Ankündigungen", mit dem er auch in der Regel zusammenhangend ausgegeben ist. Ich habe hier kein so strenges Recht zu üben, und frage Sie: ob nicht — zum Beispiel — im Intelligenz-Blatte jeder Zeitschrift dieser Satz hätte aufgenommen werden müssen? — Ich kann im „Bemerker" zu den Aufsätzen (wie ich es auch zuweilen dabei, wie im „Gesellschafter" thue) lindernde, ja völlig niederschlagende Noten geben, aber, hier komme ich auf zweitens: das in Rede stehende ist ein kitzlicher Punkt, denn Ihre Frage gehörte offenbar zu den sogenannten unglücklichen Fragen, und kaum war sie von Ihnen geschehen, so flogen mir die Antworten in's Haus, unter denen ich zuletzt die wählte, welche an sich noch gewiße Schranken hielt und unterzeichnet war. Die Entgegnung ist, nach hiesigem Lokalausdruck, sprachrichtig, und also — glaubten Sie wirklich, Ihr Name liesse keine Deutung zu — auch gleich eine Berichtigung, die vielleicht bei einer Unterdrückung, die ich verfügte, auf andere Art nur um so lauter geworden wäre. Um hier Pflicht und Wünsche zu vereinen — ich gestehe nämlich gern, daß ich den Gegenstand lieber mild und scherzend genommen hätte — blieb, nach den mir schon zugekommenen Klagebriefen nur ein Mittel; ich konnte selbst anzeigen: es sind mir mehrere Aufsätze über

diesen Punkt gesandt, das Ganze ist zwar sprachgerecht, aber trotzdem nicht eben des Aufbewahrens werth. Hätten Sie mir aber das wohl geglaubt? — hätten Sie nicht mir, der ich ohnehin schon eine Menge Zornausbrüche von Ihnen habe ertragen müßen, wieder aufgepackt, was Ihnen etwa eingefallen wäre? Trotzdem hätte ich mich vielleicht vor mir selber mehr befriedigt — auch diesmal unbekümmert darüber: wie Sie etwa von Neuem auf mich losschlagen möchten — wenn ich nicht grade in der Zeit — obwohl Sie mir gewiß ein gutes Capital von Ruhe nicht absprechen werden — durch ein von Ihnen versandtes Manuscript, welches mir in die Hände gefallen ist, sehr empört worden wäre. Doch — davon still! Ich gebe mir alle mögliche Mühe, in den literarischen Streitigkeiten andern Ton anzustimmen, und lass' es in allen Dingen lieber auf's Aeusserste kommen —! Mein Grundsatz ist: in der Widrigkeit, womit so Viele dem Publikum, größtentheils auf eigene Kosten, ein Klopffechter-Schauspiel geben, mich so lange fern zu halten als möglich; wenn aber einmal gekämpft und gesprochen seyn muß, dann gescheh' es auch mit allem Nachdruck, der nur irgend aufzubringen ist, versteht sich auch dann noch mit der Achtung, die man Achtungswerthen schuldig ist.

Sie beurtheilen mich durchaus falsch, wenn Sie meinen: einige Schlauköpfe hätten mich gegen Sie gewonnen. Ich bin hier besonders deshalb von einigen Schriftstellern, und grade von den Parteien, die

so unvernünftig gegen Sie auftraten, befeindet, weil ich gar keine Gemeinschaft mit ihnen haben mochte und mag. Die Richtigkeit dieses Verfahrens wird sich Allen darthun; mir und den Einzelnen ist sie dargethan durch die Persönlichkeit der Herren. Wären Sie hier, würden Sie wie ich wissen, daß man es hier sogar mit Leuten zu thun hat, die täglich betrunken sind, und doch auch täglich sich hinsetzen, um Urtheile zu schreiben. Einen Versuch, der vor drei Wochen gemacht wurde: daß ich mich mit einem der Redactoren versöhnen sollte, habe ich demselben ohne Weiteres zurückgewiesen. Ich bin nicht mit ihm in Streit; er schimpft blos auf mich, und das lass' ich mir gefallen, weil sein Lob eine Schmach, und eine Versöhnung, für die in seinem Charakter keine Gewähr liegt, nur ein öffentlicher Scandal wäre. Wenn aber von einem Aufreizen gegen Sie durchaus nicht die Rede seyn kann, so versichere ich Ihnen auch, daß Sie gänzlich im Unrecht sind, wenn Sie glauben: ich wollte eine feindliche Stellung gegen Sie annehmen. Sie haben eine solche seit geraumer Zeit schon gegen mich angenommen, und hier wär' es ein Anderes; hier dürft' ich im Nothfalle nicht schweigen. Sie genießen der öffentlichen Achtung und verdienen sie — denn Schmähungen Einzelner treffen Sie und mich, ohne daß sie eben stark haften bleiben — und gegen Sie müßt' ich mich mit aller Kraft und mit der letzten wehren, auch mich aller, mir zu Gebote stehenden Mittel bedienen, wie Sie Sich gewiß auch nicht entgehen lassen, was Ihnen in solchen Dingen

nutzbar scheint. Meine Persönlichkeit bürgt dafür, daß ich unerlaubte Mittel verschmähen würde; denn man mag auf mich schelten und schimpfen, ohne zu lügen bringt man Schlechtes nicht gegen mich auf, und jede Lüge rächt sich mit der Zeit.

Ob Sie ferner Mitarbeiter vom „Gesellschafter" bleiben wollen? — das kann ich nicht entscheiden, aber ich weiß: daß ich Sie sehr ungern verlieren würde, obwohl Sie meine Zeitschrift, namentlich in diesem Jahre, fast vergessen haben. Ich habe Ihnen freundlich die Hand geboten, und biete sie Ihnen wieder; das aber gehört nicht in unser Uebereinkommen, daß ich mir von Ihnen soll Alles gefallen lassen! Behüte der Himmel!! Die Frage: „wer von uns Beiden des meisten literarischen Credits in Deutschland sich zu erfreuen habe?" möchte tausendfach schwerer für Sie sich entscheiden, das kann einen Mann, der sich eines redlichen Strebens bewußt ist, nicht hindern, seine Meinung frei und öffentlich auszusprechen, wenn er bemerkt: man will ihm weh thun, und die Wahrheit hat auch gegen den Ruhm ihr Gewicht, über den zu entscheiden ich den Moment selten für befugt halte.

Lassen wir nun aber Alles! Wollen Sie mir ein geschätzter Mitarbeiter bleiben — denn mit dem „pseudonym" kann es Ihnen kein, oder nur ein unbedachter Ernst gewesen seyn! — so ist es am besten, wir vergessen — aber aufrichtig! — was hinter uns liegt, und was hab' ich da Alles zu vergessen!! Zum Glück darf ich mir darin wenigstens ein größeres

Talent zutrauen, als Sie zu haben scheinen, und glauben Sie mir: es ist gar 'was Glückliches! — So thun wir denn, als machten wir neue Bekanntschaft, und es läg' uns recht am Herzen, daß wir uns gegenseitig gefielen. Weder Sie noch ich können versprechen, keine Meinung zu äußern, die nicht dem Andern sich entgegensetzte, aber wir können es immer so thun, daß es sich ausgleicht, wie denn das leicht ist da, wo das Talent nicht fehlt, und eine Zeitschrift nicht aufhört. Aber freilich, wenn Sie mir etwa gar keines zutrauen, und Sie nur immer der Schläger seyn wollen, dann steht die Sache für mich schlecht, und ich muß mir helfen, wie es ehrlich geht! — Ich komme im nächsten Jahr mit größerer Geschäftsfreiheit zu meiner Zeitschrift, da ich mir jetzt und bis zum Schluße dieses Jahres das höllische Anstürmen in Sachen der „Bücher-Verloosung für den vaterländischen Verein" beendige; dann, wie ich mir überhaupt den Kreis der Lebendigkeit noch sehr erweitere, wär' es mir angenehm, mehr als sonst auf Sie zählen zu können, und Sie werden nun entscheiden: ob es zwischen uns Krieg oder Frieden gilt. Ich heisse diesen gewiß herzlich willkommen, müßte mich aber auf jenen nothwendig und so bereit halten, daß ich mir auch im unangenehmsten Falle bei Ihnen die Achtung bewahrte, mit der ich die Ehre habe zu seyn Ihr

Berlin, ergebenster

28. November 1818. F. W. Gubitz."

Der erwähnte, vom nicht werthlosen Dichter

Dr. Karl Schöne, den Müllner ebenfalls übel behandelt hatte, unterzeichnete kleine Aufsatz bespricht die in der „Zeitung für die elegante Welt" Seitens des „Weißenfelser Dey" unvorsichtig aufgeworfene Frage: „Heißt denn in irgend einer Sprache mein Name etwas Garstiges? Das wäre doch fatal." Ihm bewieß nun Dr. Schöne: was nach Adelung und Heynatz in der Ableitung von Müll das Wort Müllner bedeute: ein Mensch, der sich mit Müll beschäftigt, was theilweise unzweifelhaft für den schriftstellerischen Verkehr des Bezüglichen treffend war. — In dem Zweck aber, mein Schreiben solle versöhnend wirken, hatte ich sehr geirrt; Müllner haderte mit mir auch brieflich weiter, offenbar überwiegend in dem Drange, zu erfahren: welche seiner Handschriften in meinem Besitz sey. — Daß sie von Pfeilschifter mir ausgeliefert wurde, habe ich nie gebilligt; ihn der Rache Müllner's hinzugeben, wäre ebenfalls nicht zu billigen gewesen. Konnte aber der „Weißenfelser Dey" die Sachlage nicht errathen, so bezeugt dies hinlänglich: er müsse sehr viel, darunter Vieles in verschiedenen Zeitschriften nicht Abgedruckte gegen mich versandt haben, und mich ergötzten nun die pfiffwenderischen Antriebe, mich zum Geständniß zu verleiten, was seine fortgesetzte Federdrescherei hauptsächlich beabsichtigt. — Für den nächstfolgenden seiner Briefe ist noch zu bemerken: er selbst hatte den Buchstaben „W" unter den Mittheilungen meines Münchener Berichtgebers öffentlich in das Schimpfwort verwandelt, um ihn deshalb zu schänden, weil er geäußert

hatte: Müllner's Drama: „Der Wahn" (oder „Der neunundzwanzigste Februar") sey „kein empfehlenswerthes Werk" — und nun kommen wir zu der Antwort, die ich empfing:

„Weißenfels, den 30. Nov. 1818.

Wohlgeborner Herr!

Die Veranlassung meiner Eröffnung war keineswegs die schöne Etymologie, welche ihre Abfertigung bereits in der Eleganten 230, und zum Glück ohne alle Beziehung auf Sie, erhalten hat; es war vielmehr einzig die Münchener Correspondenz des Herrn Waldesel (wenn er anders wirklich so heißt), die es mir nöthig zu machen schien, Sie von meiner Ansicht in Kenntniß zu setzen. Sie haben eine andere. Gründe fruchten selten viel, wo das Gefühl über Anständigkeit oder Unanständigkeit entscheiden muß. Das meinige sagt mir, daß ich Sie bitten muß, meinen Namen aus dem Verzeichnisse der Mitarbeiter wegzulassen. Es geschieht ohne allen Groll, ja zum Besten Ihres Unternehmens. Halbheit taugt selten, und die bleibt es immer, wenn sie zu meinen Gunsten streichen müssen. Lassen Sie die Herren sich über mich ergießen nach freiem Belieben; sobald ich außer der Nothwendigkeit bin, es zu lesen, hat das gar wenig zu sagen.

Ich kann nicht errathen, welche Handschrift von mir Ihnen in die Hände gefallen seyn mag. Aber es giebt keine, worinnen ich über Sie gesprochen, die nicht auch wirklich zum Druck gekommen wäre, und keine, die ich, wenn Sie mich gefragt hätten, ver-

leugnet haben würde. Die Gelehrten Zeitungen ausgenommen, wo ich meinen Namen nicht nennen darf, schreib' ich gewöhnlich nur in den Fällen anonym, wo die Nennung meines Namens keinen andern Zweck haben könnte, als den, Credit gegen Credit zu messen. Ich lasse meistens lieber die Sache sprechen als die Person. Und so begegnet es denn wohl, daß spitzbübische Redactionsexpedienten meine Manuscripte wegstibitzen, und um Geld oder Gunst an andere Journalisten verkaufen, welche die Federzüge meiner Abschreiber kennen.

Das Talent, leichter zu vergessen, als ich, will ich Ihnen nicht streitig machen. Vielleicht aber fehlt Ihnen ein Anderes: das Talent, Ihre Meinung auch da, wo Sie nicht verwunden wollen, so zu sagen, daß sie wirklich nicht verwundet. Das Richteramt im Gebiet der Literatur ist etwas anderes, als das Recht, seine Meinung über fremde Werke und Talente auszusprechen. Jenes fordert Beweise der Competenz, wissenschaftliche Begründung des Urtheils. Dieses hat jeder; aber wenn er es öffentlich ausübt, so thut er es auf seine Gefahr, welche hauptsächlich darinnen besteht, daß der Verurtheilte die Competenz mit Beweisen ihres Gegentheils anficht. Ich widerstehe mit Mühe der Versuchung, Ihnen zu erzählen, wie ich im Jahre 1812 die Bekanntschaft meines Spener'schen Rezensenten durch Iffland machte. Sie werden es begreiflich finden, daß ich ihn genau in's Auge faßte, und das Gelingen seiner Versuche aufmerksam beobachtete. Es wurde später meines

Amts, über Einiges davon zu sprechen. Den Ton, worin es geschah, kann der seinige bestimmt haben, den Inhalt des Urtheils nie.

Was den Krieg betrifft, den Sie zu meiner Entschließung stellen, so kommt Alles darauf an, was Sie sich darunter denken. Soll die Kunst und deren Wissenschaft das Streitobject seyn, so finden Sie mich dazu bereit, ihn zu führen, wie ich ihn mit M(ethusalem) Müller geführt habe: mit möglichster Rücksicht auf Nutzen und Vergnügen. Ich werde in diesem Falle nur zu beklagen haben, daß es, Ihrer oben besprochenen Maxime wegen, meinerseits nicht in Ihrer Zeitschrift geschehen kann. Wollen Sie Ihre Operationen auf ein anderes Object richten: auf — den guten Namen, so werd' ich ja sehen, was ich zu thun habe. Die Kriegsmittel, auf deren Gebrauch Sie mit einer unruhigen Vorempfindung des Gewissens hindeuten, werden hoffentlich nicht so beschaffen seyn, daß ihr Gebrauch Ihnen das Schicksal des Herrn Hebenstreit bereiten, und mich nöthigen könnte, um meiner Ehre willen sonder Schwertschlag aus den Schranken zu entweichen. Hochachtungsvoll

Ihr ergebenster
Müllner."

Unerläßlich genöthigt, seine umherschweifende, durch selbstisches Verfahren von ihm selbst widerlegte und stets abermals beleidigende Edelthuerei wegzuweisen, schrieb ich nun:

„Verehrtester Herr!

Ihr Brief vom 30. November hat des Empfindlichen viel für mich; doch ist es nicht dessen Abwehrung, was mich veranlaßt, gleich nach Lesung Ihrer Zeilen die Antwort zu schreiben. Es ist leicht, Andere zu kränken; ich wähle das Schwerere: es mit Gleichmuth zu ertragen, und wohl mir! daß ich auch diesmal unterstützt bin von dem Gefühl, daß ich verkannt werde. — Nicht aber darf ich dulden, daß Sie mich sogar in Niedrigkeit zu sehen glauben, und ich versteh' es, daß bei einer solchen Meinung, die Sie über mich hegen, mein früherer Brief, den ich mit dem besten Sinne schrieb, nur übel wirken mußte. — Sie sagen: „Und so begegnet es wohl, daß spitzbübische Redactionsexpedienten meine Manuscripte wegstibitzen, und um Geld oder Gunst an andere Journalisten verkaufen, welche die Federzüge meiner Abschreiber kennen." — Denken Sie wirklich, daß ich für Geld oder Gunst Dergleichen zu erlangen suche? — Daß ich mit den Redactions-Expedienten mich deshalb in Berührung setzte? — Nun, Sie müssen es doch wohl gedacht haben, als Sie es mir schrieben, aber ich bin so billig, zu empfinden: es müsse Sie schmerzen, daß Sie es gethan haben. — Das Manuscript, von dem die Rede ist, habe ich von dem Redacteur einer Zeitschrift bekommen, ohne irgend eine Anforderung von meiner Seite, ja unter überraschenden Umständen; denn ich konnte gar keine Ahnung davon haben, daß es in seinen Händen war. Jener Redacteur hatte den Druck nicht verfügt, und

Sie haben es, obwohl etwas gekürzt und verändert, dann in einer andern Zeitschrift abdrucken lassen. — Wohl hatte ich bei dem Lesen des Gedruckten Sie als Verfasser erkannt, aber eine entschiedene Gewißheit, die allgemein gültig wäre, ist solch ein Erkennen nicht. Es verdrießt mich auch übrigens nicht, daß Sie hart und unaufhörlich gegen mich urtheilen, ja, ich nehme sogar an, daß die dabei vorgefallenen Irrthümer nicht außer Ihrem Glauben, nicht außer Ihrer Ueberzeugung liegen mochten; aber den Wunsch durft' ich stets haben: daß Sie es offen thaten, daß Sie nie verhüllen wollten: Ich bin's! — Schrieb ich doch nie eine Zeile, die Sie betraf, ohne daß ich mich stellte; denn selbst bei Uebernahme der Spener'schen Zeitungs-Recensionen nannte ich mich, und Iffland hat meinen Namen durch mich selbst erfahren in dem Augenblicke, als ich, nach Zusage an Spener, zuerst die Feder ansetzte. Und weil ich bemerkte, daß namentlich Iffland auf Andere den Verdacht warf, die es nicht ohne Nachtheil ertragen konnten, so that ich dasselbe auch bei meinen Correspondenz-Artikeln für das „Morgenblatt“. Was Ihnen Iffland über mich mitgetheilt hat, darf ich nicht scheuen; ich besitze selbst unter mehreren Briefen von ihm an mich ein Schreiben von viertehalb Bogen, wo er, neben sichtlich scharfer Beurtheilung, wie ich sie gewünscht hatte, mir so viel des Löblichen und Erfreulichen sagte, daß ich ihn für überaus zweideutig hinstellen müßte, wenn er Ihnen so gar Entsetzliches über mich geäußert hätte, und Sie können meinetwegen rüstig damit heraus. —

Der Name, den Ihr Pseudo-Correspondent dem Münchener Correspondenten gegeben hat, ist ein Spaß, für den ich mich des Beiworts enthalte: Jener mag ihn verantworten. — Was ich früher über Sie in verschiedenen Aufsätzen gestrichen habe, würd' ich auch heut' noch streichen; ich habe nur geäußert: Andere würden mir vorwerfen: ich hätte zu Gunsten Ihrer gekürzt; ich suche bei Andern Gerechtigkeit und Offenheit, Gunst hab' ich weder zu ertheilen, noch will ich sie jemals begehren. — Wenn ich von Krieg mit Ihnen sprach, so bezog sich das auf eine Stelle Ihres Briefes, und mein Gewissen hat dabei die Vorempfindung, die Sie ihm zuschreiben, nicht gehabt, denn mein Kampf kann nur darin bestehen: Ihre Angriffe abzuwehren mit den Gründen, die mir zu Gebote stehen. Daß dies „Ihrem guten Namen" gelten könnte, ist auch eine Muthmaßung, die Ihnen bei besserer Laune irrig vorkommen muß. Wenn Sie mich in die Nothwendigkeit setzen, mir eine bessere Achtung bei Ihnen zu erzeugen, so bitt' ich Sie, mir zu glauben, daß ich es nicht so albern anfangen werde. — Ueber einen Punkt Ihres Briefes, den nämlich, „daß mir vielleicht das Talent fehle, meine Meinung auch da, wo ich nicht verwunden will, so zu sagen, daß sie wirklich nicht verwundet" — werd' ich mich noch recht ernstlich prüfen; ich habe mich stets um Milde bemüht, wo sie anwendbar ist, und darf mir nachsagen, daß ich es mit jedem Jahre um ein gut Stück weiter gebracht habe; — aber, Hand auf's Herz! wollen Sie Sich nicht ein bischen üben? —

Und damit ich meine Uebung fortsetze, will ich lieber an „Streit heben“, als an „Hebenstreit“ denken, den Sie mir am Schlusse ihres Briefes als Aussicht hinstellen, und ich bin überzeugt, daß auch Sie einmal still bei sich denken: etwas Unrecht hast du ihm doch gethan! — Es ist möglich, daß in diesem Briefe das Gefühl der Kränkung spricht, welches mich aus Ihrer Antwort überfiel; aber ich seh' auch nicht ein, warum ich es hätte verbergen sollen. — Gebe ihnen der Himmel stets die Heiterkeit, die ich schon jetzt wieder gewonnen habe, nachdem ich diese Zeilen so tragisch begann!! und nehmen Sie die Versicherung ausgezeichneter Hochachtung von Ihrem

Berlin, ergebensten

den 5. Dezember 1818. F. W. Gubitz.“

Müllner's Antwort beschäftigt sich nun mit stärkerem Hebel, um zu erfahren, was ich ihm nicht enthüllte, auch schon deswegen nicht, weil es ja nur das öffentliche Schmähen vermehrt hätte. Sein Angriff wendet sich gegen eine Unschuldige, um auf solchem Wege mich zum Verrath zu reizen:

„Weißenfels, den 11. December 1818.

Ew. Wohlgeboren

Zuschrift vom 5. ist das Werk einer Besonnenheit, die ich ehre. Aber wegen des Manuscripts sehe ich noch immer nicht hell, und kann Ihnen unmöglich Offenheit zugestehen, wo Sie mich zum Beklagten machen, ohne mir den Kläger zu nennen. Redacteur, sagen Sie. Hätten Sie Redactrice gesagt, so hätte ich wenigstens eine Spur. Vor geraumer Zeit ist ein

Aufsatz gegen Sie, in welchem man sich auf Ihr früheres Verfahren gegen mich berief, um eine mir fremde Sache zu vertheidigen, durch meine Hände gegangen, und diesen hatte Frau Therese von Huber, ich glaube nach monatelanger Zögerung, zurückgewiesen, vermuthlich, weil Sie Mitarbeiter des Morgenblatt sind. Daran that sie wohl, und bewährte den feineren Tact ihres Geschlechts. Hat sie aber eine Copie dieses Aufsatzes Ihnen mitgetheilt, so that sie schlecht, und bewährte einen hämischen Zeitungsschreibersinn. Schrieb sie Ihnen vielleicht gar, der Aufsatz komme von mir, so log sie nichtswürdig: denn so, wie er in ihre Hände gekommen, konnt' ich ihn nicht geschrieben haben. Ich mußt' ihn erst von aller Persönlichkeit reinigen, und in Hinsicht der mich betreffenden Thatsachen berichtigen, ehe ich mich dazu verstehen konnte, ihn an ein anderes Journal einzusenden und zu vertreten.

Im Uebrigen kann ich Ihnen die Versicherung geben, daß die Widersacher, welche Sie durch Zeitungskritiken sich zugezogen haben, mir ungleich mehr Noth machen, als die Hebenstreitigkeit von 20 Journalen nicht vermögen würde. Jene ziehen oft alle Register, um ihre, bisweilen vielleicht ziemlich unreine Hand mit meiner Klinge zu bewaffnen, die sie ein paarmal wohl ganz leidlich durch die Literaturluft haben sausen hören; sie bedenken nicht, daß sie nur saust, wo es den Vortheil der Wissenschaft und Kunst, nicht eine abgeschmackte Rechthaberei gilt. Hochachtungsvoll

Ihr ergebener Diener Müllner."

Eine Entgegnung war wieder unerläßlich; ich schrieb also:

„(Eilend.) Verehrtester Herr!

Ihre Vermuthung hinsichtlich der Frau Therese Huber ist ohne allen Grund; ich hab' es mit keiner Abschrift, sondern mit dem Manuscript zu thun, das Sie versandten. Ich habe über dergleichen Gegenstände von jener geachteten Frau nie eine Zeile bekommen, lege auch übrigens gar keine größere Wichtigkeit auf den besprochenen Aufsatz, als die: daß er mich überraschte und überraschen mußte. Wenn ich Ihnen den Einsender nicht nenne, überhaupt nichts bezeichne, so können Sie darin gerechter Weise wohl nur den Willen finden: daß ich Niemand compromittiren mag, wo es sich vermeiden läßt; ein Mangel an Offenheit liegt darin gar nicht. Was meine Ansicht, meine Gründe, meine Meinung betrifft, so kann ich darüber bestimmen, und Sie werden mir nicht nachsagen können: daß ich mich dabei im Geringsten verbergen, oder nur schonen will; Andere darf ich aber nicht aussetzen. Wie angenehm es mir wäre, wenn wir Beide in Frieden leben könnten, wie gern ich dazu das Meine beitragen möchte, insofern es nicht feststehenden Grundsätzen widerstreitet — so glaub' ich mich doch auch stark genug, eher ein literarisches Anstürmen ertragen zu können, als Mancher, dem nicht eine gleiche Unabhängigkeit gegeben ist. — Nächstdem ist ja der Punkt, in welchem es sich auch in Ihrem letzten Schreiben handelt, eine Nebensache. Sie gestehen selbst zu, daß sie sogar Aufsätze von Andern,

die gegen mich gerichtet sind, bearbeiten und versenden. — Finden Sie denn das recht? — Daß ich Feinde habe, weiß ich, kenne Einige, die mir Kratzfüße machen und lieber einen Nackenstreich versetzten; das hindert mich aber nicht, den geraden Weg zu gehen, und den Zweizünglern meine Meinung in's Angesicht zu sagen. Die Schlechten mach' ich damit mir böser, das verhehl' ich mir nicht, aber dem kann ich doch nicht ausweichen. Man gewöhnt es sich gar zu leicht an — wie ich im Welttreiben täglich bemerke — durch falsche Höflichkeit und Eigennutz ein Schelm zu werden, und darum mag ich lieber den Zorn Anderer reizen, als in mir eine Verachtung meiner selbst erzeugen, die trübe Stunden — wie sie wohl jeder Mensch hat — zur Hölle machen muß. Ich habe, was mir wahr schien, vor Ihnen nie verheimlicht, mich selbst aber dabei auch nicht; ich habe Ihnen aber auch unzweideutige Beweise von Achtung gegeben; wollen Sie als Entgeltung auf heimliche Insinuationen hören, so muß ich mir das gefallen lassen. Ich kann und mag nicht auf gleiche Weise Ihnen entgegen treten, sonst — wie Sie wohl leicht sich denken können — fehlt es an Dergleichen gegen Sie im geringsten nicht. Ich habe neulich wieder ein Manuscript lesen und zurückschicken müssen, das eine Art Biographie Ihrer enthielt; ich habe unreinen Geist darin erkannt und angenommen, daß nur Bekanntes mit Erlogenem geschickt vermischt war, und ähnliche Dinge sind viele zurückgeschickt, oder liegen noch in der Mappe. Wer öffentlich unbeliebte Mei-

nungen ausspricht, wird gehaßt, und wer dieses Hassen begünstigt, muß ungerecht werden. Wer nicht selbst den Muth hat, seine Meinung frei und offen auszusprechen, bei Dem soll man doch billig Heimtücke vermuthen, und ihn nicht unterstützen. Doch — Sie wollen mich nun einmal schwarz sehen, und nichts von Dem wissen, was etwa für mich spricht — was soll ich thun? — Sie täuschen? — und zu denen Verehrern treten, die es doch nicht ehrlich mit Ihnen meinen? — Das würde ich sehr ungeschickt anfangen. — Auf die Seite Ihrer Widersacher mich stellen? — Dazu hab' ich zu viel wahrhafte Achtung für Sie und die Ehre meiner Gesinnung. — Schlagen Sie also nur zu; wenn wir uns jetzt begegnen müssen, gescheh' es denn im offenen Kampfe, sobald es nicht mehr zu vermeiden ist. Mit Ergebenheit grüßt Ihr

F. W. Gubitz."

Berlin, den 16. Dezember 1818.

Die Hoffnung, dieser widerwärtige Briefwechsel werde nun sein Ende haben, erfüllte sich noch nicht. In dem Trachten, durch ehrverletzende Wortwendungen neben selbstischer Musterblenderei meiner Aufwallung den verschwiegenen Namen zu entlocken, versuchte Müllner einen heftiger angreifenden Schachzug:

„Weißenfels, am 30. December 1818.

Es muß von Ihnen abhangen, ob Sie mir Denjenigen nennen wollen, der Ihnen ein von mir versendetes Manuscript tückischer Weise ausgeliefert haben soll. Nur muß ich im verneinenden Falle anneh-

men, daß Sie den ganzen Vorfall erfunden haben, weil ich nicht glauben mag, daß Sie die Discretion bis zur Verhehlung eines literarischen Betrügers treiben würden. Ob ich für recht halte, einen gegen Sie gerichteten Aufsatz aus fremder Feder zu bearbeiten und zu versenden, das hängt vom Inhalte des Aufsatzes ab. In demjenigen, welchen ich Ihnen bezeichnet habe, berichtigte ich literarische Thatsachen und kürzte die darin enthaltene Kritik eines Ihrer Dichtererzeugnisse ab. Diese Correctur kam nie aus meiner Hand, es wurde, nachdem der Verfasser sie gebilligt hatte, bloß eine Abschrift davon versendet. — Daß man es wagt, Ihnen solche Aufsätze zuzusenden, wie Sie erwähnen — schließen Sie daraus, verehrter Herr, wie sehr Sie verkannt werden, und wie leicht Nichtswürdige Sie für Ihresgleichen halten. — Daß Sie Feinde haben, ist natürlich, Sie sind Journalist; aber unter Denen, welche meinen Beistand gesucht haben, hat keiner die Absicht verrathen, Ihr Privatleben anzutasten. Wer mir die Zumuthung machte, dies vor das Gericht der Publicität zu ziehen, der würde sehr übel fahren. Ich kenne nur den Künstler und Schriftsteller Gubitz, vom Menschen Gubitz ignorir' ich alles, was sich nicht durch die erstgenannten öffentlichen Personen kund giebt.

Sie scheinen sehr viel davon zu halten, daß man öffentlich seine Meinung immer unter seinem Namen sage; damit brechen Sie fast allen kritischen Instituten in Deutschland den Stab, die aus erheblichen Gründen das nicht einmal erlauben. Grade dadurch scheidet

sich die literarische Republik von der bürgerlichen Welt, ungefähr wie ein Maskenball vom Geschäftsleben. Nicht immer maskirt man sich, um wirklich unerkannt zu bleiben. Sie begreifen das! Aus diesen Ansichten nehmen Sie die Antworten auf Ihre Frage. Das Zuschlagen, wie Sie es nennen, klingt nicht fein. Nicht alles, was uns verwundet, ist ein Schlag, und das eigentliche Zuschlagen mit Spott und Schimpfnamen verwundet nicht; es thut sogar der Eitelkeit wohl.

Ich halte nun, insofern Sie bei Eingangs gedachter Verschweigung beharren, unsern Stoff der Privatcorrespondenz für erschöpft und grüße Sie freundlichst nach der Sitte Fouque'scher Ritter.

Ergebenst Müllner."

Müde eines Hin- und Herschreibens, bei dem der „Dey von Weißenfels" trotz seiner beschönigenden Querzüge immer gallensüchtiger eingriff und mir den friedlichsten Willen empörte, erhielt er schließlich nur die wenigen Zeilen:

„(Eilend.)" Ew. Wohlgeboren

letztes Schreiben sucht darzuthun, daß Sie nie gegen den Menschen Ihre Anfälle richten, und doch ist gleich der Eingang dieses Schreibens: „daß, wenn ich Ihnen den Einsender des besprochenen Manuscripts nicht nenne, Sie annehmen müßten, ich hätte den ganzen Vorfall nur erfunden", so sehr nur gegen den Menschen gerichtet, daß ich im gerechten Unwillen darüber weiter kein Wort verlieren mag. Eine unendliche Last von Geschäften hat mich bisher verhin-

dert, so manche lügenhafte Angriffe von verschiedenen Seiten unbeachtet zu lassen, auch war dies recht gut, um über Dergleichen mehr Ruhe zu gewinnen; ich hoffe aber recht bald, Ihnen und Vielen zu beweisen, daß Sie über Manches gar sehr im Irrthum sind, und ihn fördern. Nicht was man annehmen will, sondern was da ist, und in der Wahrheit ist, das entscheidet! Ergebenst

Berlin, 5. Januar 1819. F. W. Gubitz."

Was nun bald nach Empfang des Abschlusses dieser brieflichen Plagen der Ergrimmte gethan hatte, erhellt sich aus meiner im „Bemerker" zum „Gesellschafter" (1819. Bl. 34) abgedruckten

„Erklärung zu einer Berichtigung.

In Nr. 34 der „Zeitung für die elegante Welt" findet sich folgende Berichtigung:

„Die Verlagshandlung der Berlinischen Zeitschrift: der Gesellschafter fährt fort, wie ich sehe, meinen Namen unter den Mitarbeitern derselben zu nennen. Das ist ein Irrthum, ich nehme weder schreibend noch lesend mehr Theil an diesem Tageblatte, und habe davon den Herrn Herausgeber schon im letzten Monat des vorigen Jahres unterrichtet.

Müllner."

Die Verlagshandlung versandte eine Anzeige, die vor dem Jahresschlusse gedruckt war, wie dies aus den ersten Zeilen: „Diese Zeitschrift beginnt mit 1819 ihren dritten Jahrgang" deutlich hervorgeht. Schon im Umschlage des Dezember-Heftes ist der Name Müllner weggelassen, auf des Herrn Hof-

raths Verlangen, dem ich eher zu willfahren vermochte, als daß ich dessen Ansichten unbedingt zu den meinigen machen konnte. — Wäre Hr. Hofrath Müllner als Mitarbeiter dieser Zeitschrift sehr thätig gewesen, so würde sie dadurch verloren haben, daß er schreibend nicht mehr Theil nimmt; wenn er es aber auch lesend nicht mehr thut, so verliert sie dadurch gewiß nichts. Mir aber ist es unter den obwaltenden Umständen leid, mit einem geistvollen Schriftsteller nicht in angenehmer Berührung stehen zu können.

Berlin, den 25. Februar 1819.

F. W. Gubitz."

Nun war ich des Glaubens, ich würde künftig niemals wieder Einsendungen für meine Zeitschrift von Müllner empfangen; dieser Glaube hat sich aber nicht bewährt. Gar zu große Umwege in der Zeitfolge abzuleiten, muß ich aber für Weiteres und Aergeres, wodurch er sich als Rechtsgelehrter sehr Bitteres zuzog, erst später in meinen Aufzeichnungen mit ihm wieder zusammenkommen.

Bei Schilderung der Begegnisse mit dem Weißenfelser Streitsucher will ich mein Bemühen für den Schauspieler Friedrich Wilhelm Lemm nahe rücken, weil dies zu Müllner's Bühnengaben auch etwas in Beziehung ist.

Ein im Nachruhm lebender Schauspieler, in Berlin geboren, auch lebenslang nur Mitglied der zu seiner Zeit einzigen, bei Lemm's Anfängen von Iffland verwalteten Berliner Bühne, läßt schon dadurch vermuthen, daß es ihm nicht leicht geworden, eine her-

vorragende Stellung zu gewinnen, und so ist es auch gewesen. — Lemm war der Sohn eines nicht wohlhabenden Berliner Bürgers und etwa neunzehn Jahre alt, da führte ihn (1801) seine Neigung zum Theater. Dort mußte er von der untersten Stufe an dienen, und brachte es nach elf Jahren nur bis zu Nebenrollen geringfügiger Art. — Seine Gestalt war eine günstige, der Gesichtsausdruck belebt und berührig; Gewandtheit und Schliff der Bildung in Bewegungen und Geberden mangelten ihm lange: sein Sprachton aber hatte Kraft und Klang in Fülle.

Erst im Jahre 1813 scheint Iffland etwas mehr als früher auf Lemm geachtet zu haben; daß es, wie man wiederholt drucken ließ, gar nicht geschehen, könnte schon widerlegt seyn aus dem bereits eingeordneten Briefe Iffland's vom 23. September 1813, der für mein von ihm zu günstig beurtheiltes Trauerspiel: „Ein Tag des Schicksals", den von mir in der Rollen-Besetzung zum „Landenberg" bezeichneten Hrn. Lemm als richtige Wahl anerkannte.

Mag der benannte „Landenberg" keine bedeutsame Aufgabe seyn, für den Bau meines Jugendwerks ist es eine bedeutende, auch in sich schwierige; jedenfalls war es für Lemm die erste Rolle, mit der ihm eine Hauptstütze in einem neuen Schauspiel anvertraut wurde, und seine Freude darüber war überschwenglich. Er bat mich, ihm bei dem Einstudiren zu helfen, und ich entgegnete: daß der Schauspieler seine Ansicht über eine Gestaltung gleich mit seiner Eigenthümlichkeit zu verbinden habe, eines Andern Eingreifen, sey es auch das

des bezüglichen Dichters, doch vielleicht die Einheit der Ausprägung stören könne. Sein wiederholtes und andringliches Ersuchen, bei dem ich die Aengstlichkeit herausfühlte, machte mich dann insoweit nachgiebig, daß ich sagte: „Nun wohl; lesen Sie zuvor das Ganze und geben mir schriftlich Ihre Meinung über Auffassung und Durchführung der einzelnen Rolle, um mich mit Ihrer Eigenthümlichkeit bestimmter verständigen zu können.“ Sichtlich betroffen und nicht ohne Zögern erwiederte er mir: in schriftlichen Aufsätzen sey er wenig geübt, und als ich darauf wie im Scherz antwortete: „Desto rathsamer, daß Sie in Uebung kommen!“ gestand er offenherzig: durch seine Familien-Verhältnisse gezwungen, habe er frühzeitig seine Schulbildung unterbrechen müssen. Ich sprach ihm Muth ein mit dem Trost: es handle sich ja nicht um gefeilte Schreibart, er solle nur die Feder brauchen wie den Mund; er that, was ich von ihm verlangte, und that es geschickter, als ich nach seiner Voräußerung erwartete. Wir einigten uns, er gab bei mehrmaligem Beifall den „Landenberg“ vortrefflich im Vortrag der Verse, etwas überhäuft und etwas gespreizt ungefügig in der Geberde, was sich glücklicher Weise mit dem Wesen der Aufgabe einigermaßen deckte. Lemm, nach lange erlittenem Druck der Zurücksetzung wie verjüngt und erhoben, schloß sich mit Innigkeit mir an, und da ich bald wahrnahm, daß er aus seinen bisherigen Verhältnissen Grämlichkeit, Mißtrauen und Argwohn eingesogen hatte, bemühte ich mich ermunternd um ihn, so viel ich konnte.

Als nun bald Graf Brühl General-Intendant wurde, begannen für Lemm glücklichere Jahre; er empfing nach und nach der Hauptrollen mehr, und auf seine freundlichen Wünsche eingehend, habe ich ihn mit bestem Willen unterstützt im Einstudiren des „Valeros" (Müllner's „Schuld"), „Kurt Kuruth" (in Werner's „vierundzwanzigstem Februar"), „Antonio" (Goethe's „Tasso"), Kotzebue's „Abbé de l'Epee" und „Yngurd", auch noch in minder namhaften Rollen, stets in dem angebahnten Gange, daß er mir über jede ihm neue Aufgabe vorweg seine Ansicht schriftlich darzulegen hatte. Wir waren dann auch oft in Familien-Kreisen beieinander, und wanderten nicht selten zur Erholung im Freien. Besonders erinnere ich mich mit Vergnügen mancher Sommertage in den Jahren 1815 und 1816, wo Lemm, meine Frau und ich nach einem Dorfe schritten, unterweges nächst dem Allerlei auch Kunstgespräche laut werden ließen, und sie dort bei dem idyllischen Genuß von Milch und Schwarzbrod fortsetzten. — Begreiflich wuchs mit seiner wichtigeren Beschäftigung auch die Gage Lemm's, aber doch nur sehr langsam und spärlich, bis er sich im Jahre 1818 in der Stellung sah, Forderungen entschieden geltend zu machen. Dies ereignete sich nach einem ruhmreichen Gastspiel auf dem Burgtheater Wien's, dessen damalige Zustände er mir neben dem Erfolg seines dortigen Kunstwirkens brieflich schilderte. Sein Bericht, der nicht das ihm Persönliche allein berührt, wird gewiß noch jetzt zum Vergleich nicht ungern

gelesen, ich will ihn deshalb hier unverkürzt einschalten.

„Carlsbad, den 9. Juni 1818.

Sehr geehrter Herr und Freund!

Schon längst konnten Sie mit vollem Rechte über den Erfolg meiner Gastrollen in Wien und mein anderweitiges Treiben und Thun einige Nachricht erwarten, wozu Ihre edle, mir stets bewiesene Theilnahme und gütige Zuneigung mich auffordern mußte; doch wollte ich nicht gern den ersten Eindruck und Reiz der Neuheit zu meinem Vortheil benutzen, sondern abwarten, bis meine Gastrollen geendet, wobei ich die Absicht hatte, durch Contraste zu wirken, und in dieser ganz fremden Sphäre zu erkennen, wie ich über mich selbst zu urtheilen habe. Nach den Beifallsäußerungen des Publikums, des immer gefüllten Hauses, und den besonders ehrenvollen Auszeichnungen, deren mich zu erfreuen ich hier so glücklich war, darf ich wohl ein wenig mehr Zutrauen auf mich selbst setzen, als früher der Emporkömmling — ohne sich versucht zu haben — es nicht wagen konnte, ohne anmaßend zu erscheinen. Was ich Ihnen, mein edler Freund, hier gesagt und noch sagen werde, soll Ihnen nur beweisen, daß ich der Ehre nicht ganz unwürdig bin, Ihr Wohlwollen und Ihre Freundschaft zu besitzen. — Ich habe nun Gelegenheit gefunden, zu bethätigen, was Ihre edle Theilnahme und Menschenfreundlichkeit so oft und gütig zum Vortheil in Anerkennung meines besten Willens angedeutet. —

Daß mir von den dortigen (Wiener) Mitgliedern

mein Pfad nicht mit Rosen bestreut wurde, konnte ich voraussehen und habe mich nicht getäuscht, denn sie mußten so gut als ich vermuthen, daß meine Gastrollen die Basis zu einem Engagement seyn sollten. Beinahe vierzehn Tage war ich in Wien, ehe ich auftreten konnte; obgleich die Direktion seit December 1817 von meinen Wünschen genau unterrichtet war, fiel ich hier wie aus den Wolken herab. Endlich, um nicht mehr Zeit zu verlieren, entschloß ich mich, in „die Schuld" aufzutreten, denn an „Tasso" war nicht zu denken. Ich spielte unter Koberwein's Regie, den Namen darf ich Ihnen nur nennen, und Jeder, der ihn kennt, erkennt, in welche Hände ich fiel! — Im Allgemeinen steht der Berliner Schauspieler nicht zum Besten in der Meinung des Wiener Publikums, das die „Ihrigen" bis über die Wolken hinaus erhebt; — das erfuhr ich unerkannt. Nach meinem Repertoir hatte ich auf acht ihrer Lieblinge die Lanze einzulegen: Lange, Rose, Koch, Krüger, Koberwein, Reil, Klingemann, und der schlimmste Punkt — das Verhältniß zu Brockmann, unvergeßlichen Andenkens. Dabei sind vier Regisseure ein Herz und eine Seele, sobald es darauf ankommt, Einem die Luft zu benehmen, sich zu fixiren. Zu meinem größten Mißvergnügen fand ich die ärgste Klippe darin, daß sich ein Ruf von mir verbreitet, der eben so unverdient als beinahe lächerlich war. — Der „kluge Berliner" dazu — mir war nicht wohl zu Muthe. Doch ich war einmal da, und so in Gottes Namen Alles gegen Alles! Ich fand in

der Idee Beruhigung: kommst Du durch dies heiße Bad, so ist viel gewonnen!

Noch mehr: die Stücke — keines ausgenommen — fand ich so verändert, daß ich Nachts sitzen mußte, bekleben, schreiben und doch so einrichten, daß keines von den Mitgliedern nöthig hatte, noch etwas nachzulernen. In Hinsicht der Garderobe hat Jeder das Seinige zu Hause, ich konnte nicht einmal eine schwarze simple Feldbinde bekommen, nur mit Mühe und Derbheit gelang es mir; zu „Tasso" lieh mir Frau v. Weißenthurn Federn, und Mad. Löwe wollte mir ein Schwert schicken, was nachher Korn that, denn von den mir vorgezeigten nimmt bei uns Buggenhagen keines: ein Glück, daß ich übrigens das Nothwendigste bei mir hatte. Vor Allem meine Stecknadeln waren mir gleich Brillanten; das nöthige Band zu Schuhschleifen ließ ich für mein Geld kaufen. So ging es bei jeder Rolle; erst mußte ich mir die Galle in's Blut jagen, sackgrob werden. Die unwissendsten Tölpel hatte ich zum Ankleiden, am Ende hatte ich aber Alles so in der Flucht, daß sie meinen Diener, ehe ich kam, fragten: wie ich heut gelaunt sey. Hätte ich nicht den Friseur zum Ankleiden gehabt, ich wäre heut noch nicht fertig. In „Yngurd" hatten sie es mit ihrer Dummheit so weit gebracht, daß ich im vierten Act nach Hause fahren wollte; ich habe ihn an dem Tage gewiß drei Mal gespielt: auf der Probe, bei dem Ankleiden doppelt angreifend, und auf der Bühne. Trotz aller Hindernisse, die sich mir durch Zufall oder Absicht in den

Weg gethürmt, habe ich den glänzendsten Erfolg davon getragen. Jetzt begreife ich Fischer*) wohl! Ich fühle nun den merklichen Unterschied in Anerkennung eines redlichen Bestrebens, so wohlthuend und erhebend für den Darsteller; — es zieht ihn auf, reizt ihn, gern sein Alles aufzuopfern, weil es so dankbar empfunden wird, und sicher gewinnen beide Theile. Die Wiener sind gegen Fremde nicht verschwenderisch mit ihrem Beifall, denn: kurz vor meiner Ankunft ist bekannt gemacht, daß die Mitglieder auf ein Hervorrufen nicht erscheinen sollen, deshalb geben sie einem Fremden nicht leicht den Vorzug, um den einheimischen Künstler nicht zu kränken. Das fehlte nur noch, damit in Berlin gesagt werden kann: ja, er ist nicht einmal hervorgerufen!

Nun denken Sie sich, theuerster Freund, meine Lage mit dieser Aussicht; Jeder, dessen Rolle ich spielte, hat sein Publikum, und den Leuten zu Gefallen kann ich meine Rolle doch nicht auf den Kopf stellen. Ich nahm mir den Comödianten Krüger vor in „Valeros", wollte die Duell-Scene geben, die hier ausgelassen, bat, sie in die Censur zu schicken; auf der Probe sagte mir Hr. Koberwein kurz und kalt: die Scene wird nicht gegeben, sie müßte erst auf die Censur, und damit ist es zu spät — und sie sollte nicht seyn! — Ich trat auf und wurde hier nicht als

*) Der Sänger Joseph Fischer hatte damals mit den Berlinern über Fieberhitze und Kühle des Beifalls öffentliche Fehde; auch ich wurde hineingezogen, wie sich später erhellen wird.

Emporkömmling betrachtet, sondern mit einem Mordslärmen empfangen, bei der ersten Rede mein mir von der Natur verliehener Ton applaudirt, denn sonst wüßte ich nicht, wem es gelten sollte; jeder Abgang, viele einzelne Stellen, sogar Nüancen wurden applaudirt, das leise Bravo ging immer fort, am Schlusse des Stücks wurde ich hervorgerufen. — Ich habe zehn Mal gespielt: „Valeros", „Abbé de l'Epee", „Antonio", „Hofrath Reinhold", „Amtshauptmann Walberg", „Rudolph" („Hedwig"), „Yngurd", „Valeros", auf vieles Verlangen — mit der Duell-Scene — „Baron Wiburg" („Stille Wasser") und „Narbas": bei stets ganz vollem Hause empfangen, bei dem Auftreten, oft zwischen dem Act hervorgerufen, empfangen beim Auftreten im folgenden Act — und jedesmal am Schluß hervorgerufen.

Einen, und zwar meinen kühnsten Streich muß ich Ihnen erzählen. Nach der ersten Rolle wurde ich von nicht unbedeutenden Männern aufmerksam gemacht, den „Abbé" als zweite Rolle zu vertauschen, denn ich müßte dadurch den günstigen Eindruck meines ersten Erscheinens verwischen; mehrere Andere, die es wirklich herzlich gut mit mir meinten, hörten nicht auf in mich zu dringen und sagten: den Koch erreicht Niemand, meine Maske müßte schon störend seyn; Koch steht zu hoch in dieser Rolle, das Publikum will Niemand nach ihm sehen; mit einem Wort: das ist das Stadtgespräch, ich schade mir auf die Folge, wenn ich bei meinem Entschluß beharre. Selbst Koch sagte mir: „Es ist wahr, ich bin in dieser Rolle

sehr beliebt, es soll meine beste seyn; selbst Iffland, von dem ich sie so gern gesehen, that mir den Gefallen nicht, so sehr ich ihn gebeten." Noch mehr: es war — Sonnabend, der erste schöne Tag seit acht Tagen, im Kärnthnerthor-Theater eine beliebte große Oper — „Tancred" — an der Wien ein neues Kinder-Ballet, im Leopoldstädter-Theater „Faust's Mantel", und — am frühen Morgen wurde Koch's Bildniß als Abbé in der Gallerie denen der ausgezeichnetsten Künstler beigesellt, wovon die Stadt voll war. Nun bekam ich Besuch auf Besuch mit der Bitte, wenn es mir möglich sey, es noch abzuwenden — aber Nein! Nicht wahr, so ist es recht? — Ich hatte Koch, mich seiner Beurtheilung zu unterwerfen, eingeladen; er war auf dem Theater, mich bei meiner Demüthigung recht nahe zu haben; ich trete auf, bei — vollem Hause, werde mit großem Lärmen empfangen, nach dem Gebet mit großem Beifall belohnt, so am Schluß des Acts, wo der Beifall noch fortdauerte, als die Gardine schon längst gefallen; nach der Erzählung Beifall in drei Salven, kurz, wo er nur anzubringen war, erhielt ich ihn, und am Schluß wurde ich hervorgerufen. Hr. Koch konnte gegen mich seine Empfindlichkeit nicht unterdrücken; — mündlich darüber mehr.

Nach dieser Rolle wurde mir ein Engagement angetragen von Hrn. Hofrath Filjod: ich hätte nur zu fordern, was ich wünsche solle nach Möglichkeit erfüllt werden. Was sollte ich sagen? Daß mir Wien sehr gefällt, konnte ich nicht leugnen, und ich bedaure Den,

dem es nicht gefällt; mehr Beifall kann mir auch nicht geschenkt werden. Mein Fach ist durchaus nicht besetzt, sondern vertheilt: ich habe es unbeschränkt; — was ich fordere soll ich erhalten. Daß ich diese Vortheile nicht in Berlin habe, wissen die Herren so gut als ich; — nun, ich schob die Sache auf die lange Bank und ersuchte den Hrn. Hofrath, erst noch einige Darstellungen von mir zu sehen, und dann wollten wir weiter davon reden. Nach jeder Vorstellung drang man mehr in mich, ich vermied es, den Hrn. Hofrath zu sehen, wurde denn doch endlich eingeladen und mußte erscheinen. Jetzt sollte ich mich erklären und gleich dort bleiben (wie das zu machen wäre — —). Es wurde näher gerückt und berechnet, daß ich hier nach Preußischem Gelde 3250 Gulden Besoldung erhalte, die siebzehn Jahre meiner Laufbahn sollten mir vermittelst meines Pensions-Dekrets eingerechnet werden — die Regie kann mir nicht entgehen und giebt eine große Einnahme; Rose ist jetzt wahrscheinlich todt, und so muß ein Anderer eintreten: der Wink wurde mir gegeben. Zu der Zeit meldeten Briefe aus Stuttgart, daß Eßlair in Berlin engagirt sey; ich schrieb sogleich an den Hrn. Grafen: ob das gewiß sey, dies wäre der einzige Grund, der mich bestimmen könnte, von Berlin zu gehen — und noch habe ich keine Antwort, da ich während der Zeit schon sechs Antworten haben könnte. Nach dieser Antwort, sagte ich dem Hrn. Hofrath, würde ich mich bestimmen. Der Finanz-Minister Graf Stadion hat mich sehr lieb und jeder Darstellung von mir vom Anfang

bis zum Ende beigewohnt; — was das sagen will, können Sie nur beurtheilen, wenn Sie ihn näher kennen. Mein Abschied in „Narbas" wird mir ewig unvergeßlich bleiben! — Ich fuhr in der nämlichen Nacht nach Prag und folgte wegen Mangel an Zeit einer Einladung nach Gratz nicht, wo ich eben Tausend Gulden haben konnte binnen acht Tagen. In Prag sollte ich spielen, auch wollte ich von dort an Sie schreiben, ein für mich höchst trauriger Vorfall verhinderte beides — denn — mein Koffer mit meinen Habseligkeiten ist fort! Es ist zu weitläufig Ihnen zu erzählen auf welche Art. Ich schrieb deshalb nach Wien, noch habe ich keine Nachricht und sitze hier in Carlsbad höchst mißvergnügt, muß mir sogar Wäsche kaufen. Was könnte ich Ihnen von Wien, Prag und Carlsbad melden, aber es fehlt mir an Geduld und Laune. Gott gebe, daß ich hergestellt werde, ich will nichts versäumen.

Bis zum 8. Juli spätestens bleibe ich hier, nach acht Tagen soll es sich zeigen, ob ich noch nach Teplitz muß. An Böttiger schrieb ich durch Gelegenheit ein paar Zeilen: er möchte bei Hofrath Küstner anfragen: ob ich in der letzten Hälfte Juli gelegen komme; ich erwarte nun die Antwort. — Schlechte Tinte, recht üble Laune, und kein unbedeutender Verlust entschuldigen mich wohl, daß ich ihre Geduld und kostbare Zeit auf so harte Probe gesetzt. Empfehlen Sie Allen, die sich meiner theilnehmend erinnern, Ihren Verehrer und Freund

Lemm."

Nochmals muß ich darauf hindeuten, daß Lemm in den Jahren, wo er sich im Beruf zur Bühne unterdrückt fühlte, seine Betrachtungen verdüsterte, er auch nie von der Schwarzseherei ganz frei werden konnte, was unzweifelhaft auf seine körperlichen Zustände verderblichen Einfluß hatte. Dies erwägend, ist vielleicht sein Gemälde der Begegnisse bei dem Burgtheater im Jahre 1818 in den Farben zu mäßigen: mit Gewißheit kann ich es jedoch nicht behaupten.

In Bezug auf Lemm's Klage, daß er keine Antwort bekomme vom Grafen Brühl, sprach ich mit diesem geistreichen und in aller Hinsicht wohlgesinnten General-Intendanten, und ward nun für Jenen Vermittler eines lebenslänglichen Contrakts, durch den Lemm auch im Geldpunkte den bevorzugtesten Mitgliedern des Königlichen Theaters gleich gestellt wurde. Die Steigerung der Summe war eine so bedeutende, daß nicht nur Lemm, sondern sogar ich wegen meiner Mithülfe vom Neide angefochten wurde. Namentlich griff mich einmal Bethmann in einer zahlreichen Gesellschaft lebhaft und erbittert an wegen — nach seinem Ausdruck — „Poussirung meines Zöglings, der das r gerade so schnarre wie ich", was ich lachend und belacht abfertigte mit der Entgegnung: „Schade, daß im Wort Neid kein r ist, ich schnarrte es Ihnen sehr gern, aber Ihrem Papagei studiren Sie es ein, der schnarrt's!"

Indessen hatte sich Lemm im Emporsteigen auch wunderlich verwandelt, und das Mißhellige seiner Anschauungen ward nun nach einer andern Seite ver-

führerisch. Daß ihn der Mehrerwerb an Beifall und Vortheil erhob, fand ich eben so erfreuend als begreiflich; aber seine Aufgeregtheit wollte jetzt nicht die geringste Wahrnehmung gegen seine Kunstthätigkeit ertragen. Wie offenbarer noch, als andere Menschen, die meisten Schauspieler für gefällige Bemühungen leicht das Gedächtniß verlieren, lehrte mir zuerst Lemm, obwohl bei seinem, im Grunde redlichen Willen Manches in Anrechnung krankhafter Phantasie, die eilig von Gehässigkeit träumte, sehr verzeihlich war, von mir auch duldsam behandelt wurde. Daß er mich nach seiner Rückkehr von Wien niemals wieder um Rath fragte bei neuen Rollen, war mir lieb: ich hatte ihm genug an Zeit geopfert; wenn er jedoch den leisesten Widerspruch im öffentlichen Urtheil als feindlich betrachtete, dann machte sich sein überspannter Verdruß unleidlich. Ein Ereigniß der Art — ich darf zu Lemm's achtungswerthem Andenken sagen: es war das von ihm übertriebenste — wird die ihn zuweilen verblendende Grillenhitze deutlich machen.

Im Februar 1820 kam Calderon's „Don Gutierre" auf Berlin's Bühne. Bei dem Besprechen der Darstellung, in der Ludwig Devrient nicht an ihm geeignetster Stelle stand, ließ ich drucken: „Die Wirkung wäre gewiß allgemeiner gewesen, hätte Hr. Lemm oder Hr. Wolff den „Don Gutierre" gehabt, und in einer Dichtung, wo besonders auch die Contraste in den Charakteren wirken sollen, wie es hier der Fall ist, hat die Besetzung jeder Rolle entschei-

denden Einfluß, um so mehr die der Hauptperson." — Im Weiterführen des Berichts ist dann zu lesen: „Hr. Lemm („König") hat, dem schwankenden Wesen in seiner Aufgabe zu sehr folgend, mehr nüancirt als nöthig war, doch gab er gelungene Einzelnheiten, und um meiner Meinung hier die Beachtung noch zu schwächen, bemerke ich: daß er Vielen besser gefallen hat als mir." („Gesellschafter" 1820. Bl. 85.) — Da wird wohl Jeder erstens einsehen, daß sich kein Uebelwollen gegen einen Schauspieler ahnen lasse, wenn man für ihn, selbst vor P. A. Wolff, die Hauptrolle in Anspruch nimmt, und zweitens kann sogar das über Lemm Geäußerte bezeugen, wie ich bedächtig seine immer wunde Verletzbarkeit zu schonen trachtete, ohne doch zu verleugnen, was mir Wahrheit schien. Aber welch eine lästige und langwierige Plagerei erweckten diese wenigen Zeilen! Lemm lief zu allen uns gemeinschaftlichen Bekannten, mit zornströmender Wortfülle mich anklagend, und wer weiß wie oft mußte ich in verschiedener Umänderung hören: „Was haben Sie denn unserm guten Lemm gethan!" Das dauerte, ohne irgend ein Zuthun meinerseits, bis zum Schluß des genannten Jahres: da hatte sich einstweilen seine Grübelsucht bekehrt. Am 1. Januar 1821 kam er durch das Familienzimmer zu mir, schob nur den Kopf durch die Thür und fragte: „Darf ein Narr sich unterstehen, einzutreten?" Nun bekannte er sein Unrecht, und der Bitte um Verzeihung fügten sich die, für den Neujahrstag gebräuchlichen Wünsche an. — Eine beruhigende Stimmung konnt' es aber

bei Lemm nicht lange aushalten, auch nicht, als er sich verheirathet hatte. Nach meinem Glauben fand er für sich in den ersten Jahren seiner Ehe mehr Zufriedenheit des Gemüths; ich sah ihn da in Familienkreisen sehr heiter und gesellig, besonders noch überall willkommen durch seine Fähigkeit des Nachahmens in Bezug auf Manieren seiner Kunstgenossen und die Berliner Sprechart bei den unteren Volksschichten. Der bei ihm eingekehrte Hausfriede flüchtete sich aber: ihn befiel die Eifersucht — vermöge meiner Ansicht und der Schlußfolge aus Lemm's bereitwilligem Argwohn — ohne gültige Beweise. Gar oft mußte ich weitschweifige Klagen hören über Verhältnisse, bei denen das Nichteinmischen am rathsamsten ist. Jedoch meinend, es diene zu seiner Erleichterung, wenn er sich aussprechen konnte, versuchte ich mit eigener Geduld, die seinige zu fördern, was mir aber gegen Lemm's Leidenschaftlichkeit in diesem Unheil niemals gelingen sollte. Er war und blieb voll von innerster Empörung und ich gedenke stets mit Bedauern des ihn fieberisch durchzuckenden Zustandes, bei dessen Steigerungen er mich einst mit Heftigkeit in ein Haus der Leipziger Straße zog, und mich dort beinah eine Stunde lang festhielt mit angeblichen Bestätigungen seines Unglücks, die mir jedoch nicht als Bewährung eines Verdachts einleuchteten. Was ich erwiederte, es nutzte nicht, denn der Einspruch hilft selten gegen das leidenschaftlich Eingebildete: es ist unüberwindlich für die Vernunft, sie wirkt nur bei Dem, der sich zu beherrschen vermag.

Die Reizbarkeit und das Leidenschaftliche gehören zum Kunsttrieb des Schauspielers, und bei dem Ernst mit seinem Beruf wird sich Beides mehr oder minder ihm anhaften, wodurch sich leider auch die nur handwerksmäßig eingeübten Comödianten für die eitlen Launen der Selbstüberschätzung gerechtfertigt glauben. Bei Lemm war die fast beharrliche Aufregung, wie ich sie, um ihn erklärlich zu schildern, hervorheben mußte, noch dadurch erhöht, daß sein Eifer — es ist nicht zu verschweigen, weil sich hierin theils die Ursache, theils die rasche Zunahme seiner Krankhaftigkeit enträthselt — gewichtiger war als sein Geist. Was er aber erfaßt hatte — in der Regel das Treffende — hielt er folgerichtig fest, und überall setzte er die ganze Eigenthümlichkeit mit vollstem Vermögen ein. Noch bei Lebzeiten Lemm's urtheilte über ihn Hermann Marggraf bezeichnend genug in den wenigen Zeilen: „Seine Kraft scheint im Verlauf der Darstellung anzuwachsen, er erscheint von Scene zu Scene bedeutender, er hat ein Uebermaaß von physischer Kraft zu verwenden. Man beschuldigt ihn der Manier, aber es ist eine edle Manier, und ich wünschte, alle unsere Darsteller hätten eine solche. Hr. Lemm ist noch halb mit dem Geist der alten Schule verwachsen." („Gesellschafter" 1834. Bl. 154.) Bei seiner Kräfte Opfermuth auf der Bühne, und der dadurch begünstigten Aufwallungshaft bei wirklichen, oder zur Selbstpein erfundenen Widerwärtigkeiten in Lebensverhältnissen, war es unvermeidlich, daß Lemm seinen mannhaften Körper in frühe Zerrüttung trieb.

Die Krankheitsanfälle erneuerten sich in immer kürzeren Fristen, und schon im Jahre 1825 war er so hinfällig, daß er beinahe zwei Jahre der Bühne entzogen blieb. Kaum in der Genesung, stachelte ihn der Drang zur Thätigkeit, nach jeder Wiederkehr wurde er mit Beifallsfülle begrüßt, bis er endlich dem Krankenlager nicht mehr entkam. Er starb am 16. Juni 1837.

Bei Umschau in der Vergangenheit mich vor- und rückwärts bewegend, gedenke ich des Bauern und sogenannten „Propheten" Johann Adam Müller, „vom Maisbacher Hofe bei Heidelberg", der im November 1816 nach Berlin kam. Er hat im „Conversations-Lexicon" ein Artikelchen erworben, wonach „einige Vorhersagungsgabe ihm nicht abzusprechen seyn möchte". Das wäre anzuwenden auf Jeden, der sich beeifert, von der Gegenwart aus Langes und Breites halb dämmerig und halb dunkel über Künftiges zu schwatzen, um in der Zukunft die Prophetenschaft sich einzubilden. Das lärmende Aufsehen beurtheilen zu können, was der in neuen Verkündigungen freigebige Ankömmling in Berlin erregte, besuchte ich ihn im December 1816, und ordne hier ein, was ich sogleich in den Januar-Blättern des „Gesellschafter" für 1817 drucken ließ.

„Gespräch mit dem Bauer Adam Müller, von Schwachen „Prophet" genannt.

„Wenn Menschen Unglück erregen wollen", — so schrieb mir ein Freund — „wie leicht finden sie Werkzeuge!" Dieser von Allen schon in der Erfahrung

geprüfte Ausdruck Pope's ist Dir gewiß bekannt, warum willst Du nun nicht glauben, daß der Bauer Adam Müller mit seinem Propheten-Dünkel eine solche Handhabe des bösen Treibens seyn könnte?" —

Darauf entgegnete ich: „Was seyn könnte" ist noch nicht hinreichend, um es zu glauben, und man muß sich hüten, die Schlechtheit der Menschen entdecken zu wollen, man wird ohnehin oft genug von ihr überrascht!" — Seit jener Zeit sprach ich, in Gesellschaft von ruhigen Beobachtern, den neuen Propheten selbst ziemlich lange und über Alles, was er gesehen und verkündet haben wollte. Da man sich der unangenehmen Bemerkung nicht entziehen kann, daß er allerdings Anhänger hat und gar unter Denen, die sich als „gebildete Stände" zeigen möchten; da Viele schon zürnende Blicke genug empfangen haben über ihr Zweifeln, sogar Leute in den Provinzen sich so angesteckt zeigten, daß sie Papiere nach den Hauptstädten schickten zu schnellem Umsatze in Geld, „weil der Bauer Adam Müller ja einen neuen, baldigen Krieg prophezeie", halt' ich, jenes Gespräch öffentlich zu machen, fast für Pflicht, besonders auch weil die Rechtfertigung eines Todten mich früher schon mahnte, über diese Angelegenheit laut zu werden.

In der Schrift, „Geschichte, Erscheinungen und Prophezeiungen des J. A. Müller" (Frankfurt am Main bei Willmanns) wurde mein Freund, der verstorbene Geheime Rath Reimann, den ich in Dankgefühlen zu verehren habe, ein Gläubiger genannt, nachdem er zuvor gewaltiger Zweifler war. Wie es

damit stehe, möge folgende Stelle aus einem seiner Briefe (von Memel) darthun:

„Sie haben gewiß schon von dem Bauer Müller gehört, aus der Gegend von Heidelberg? Er machte hier den Propheten, nicht ohne Partei und Gegner. Die letzteren vermehr' auch ich eigentlich, doch möcht' ich auch Denen, die sich durch seine Worte beruhigen lassen, nicht zuwider seyn. Verluste wollen ihre Schonung und selbst eine Tröstung, die uns nicht als solche erscheint, es aber vielleicht Andern ist, muß man da nicht ganz verweisen; nur soll man sich selbst schützen, was nicht immer leicht ist!" — — —

Kann ich nun auch mit dem nachgebenden Grundsatze nicht einverstanden seyn, weil ich das Unheil gern fest angreife, um ihm rascher die Wege zu weisen, so ehre ich doch das zarte Empfinden des Verewigten, nur werd' ich es nicht dulden, daß Thoren ihn als ihre Autorität gebrauchen wollen.

Nach dieser Einleitung, die mein Herz erleichtert, komme ich zu dem Hauptzwecke dieser Zeilen. — Ich fand den Adam Müller auf dem Sopha sitzend, sein Pfeifchen rauchend und so anzusehen, wie Jemand, der sich in gewünschten Verhältnissen findet. „Halten Sie auf Physiognomik?" fragte mich ein Anwesender. — „Nicht so gar viel, ich habe mich darin oft getäuscht." — „Nun, ich wollte Ihnen nur den bedeutenden Zug der List bemerklich machen, der in den Augen und zwischen ihnen, in dem leichten Eindruck der Stirne des Müller liegt." — „Es ist dies wohl unleugbar, doch beweist es nichts."

Von den Umstehenden vernahm ich erst Mancherlei, so auch, daß der Müller ein wenig taub und ihm dies entstanden sey durch einen „rothen Trompeter, der bei einer seiner gehabten Erscheinungen furchtbar geblasen habe.“ — Bleibt ernsthaft, ihr Gläubigen! — ich mußte lächeln über den Versuch, die Apokalypse wieder aufzufrischen.

Ich erwähnte jetzt dem Adam Müller selbst manche, mir bekannt gewordenen Einzelnheiten über seinen Aufenthalt in Königsberg und Memel; er hatte nichts eiliger, als mir wiederholt zu äußern, daß ihm alle, auf der Reise erlebten Fährlichkeiten voraus gesagt worden wären. — Da versicherte ich ihm: ich könne nicht vermuthen, daß irgend ein Mensch nicht ähnliche Gefahren sich lebendig vorstellen würde, wenn er, ohne Paß, mitten durch zwei Armeen reisen wolle. Und, in Wahrheit! — es wäre doch eher an ihn zu glauben, wenn es ihm minder natürlich ergangen wäre; bemühen sich einmal übernatürliche Kräfte seinetwegen, so konnten sie auch — und waren es gerechterweise schuldig! — ihm ohne Verdrießlichkeiten und Schläge zum Ziele helfen.

Als ich deutlich meinte: der Himmel hätte dies wohl für ihn thun können, antwortete er, naiv genug: „Ja, er hat's doch nu nicht gemocht!“ — Ich gab mir viel Mühe, ihm begreiflich zu machen, daß er, wahrscheinlich und lobenswerth von dem damaligen Unglück des Preußischen Hauses ergriffen, oft darüber gedacht und den Wunsch gefühlt habe, hier ein Trostverkünder seyn zu können. Darüber hätte er sich

gewiß so vertieft, daß er Bilder der Möglichkeit aus den eigenen Gedanken sich belebte und dann in Gottes Namen einem Triebe folgte, den er zu bekämpfen nicht Lust noch Kraft hatte. — Er rief: „Nein, so ist's nicht!" und nebenher warf er mir einen Blick zu, der, in Worte gebracht, sagte: Ich weiß das besser und du erregst mein Mitleid! — denn was man, oft im Mißbrauche, einen „gemüthlichen Menschen" nennt, fand ich durchaus nicht an ihm, vielmehr mußt' ich erkennen, daß er sich vergnüglich in trockenen politischen Hirngespinnsten und spitzfindiger Religiosität verliert und in sich gern Anlagen zu einem Heiland vermuthen läßt. Er hat zu dem Allen nicht Klugheit genug, wohl aber reicht sein Verstand hin, um im rechten Augenblicke sich mit dem: „Das weiß ich nicht!" zu schirmen. Dies wurde besonders merkbar, als ich jetzt das Gespräch auf seine neuesten Verkündigungen wandte.

Zuerst ließ ich mir erzählen, wie sich die Erscheinung begab; seine Darlegung stimmte mit dem, was im erwähnten Büchlein gesagt ist. — Es sind Traditionen aus der Bibel und den Volkssagen, die in der ihm heimischen Gegend sich länger vererben als im Norden. —

Jetzt entfaltete Adam Müller seine Deutungen, sprach von Religions-Unruhen im südlichen Frankreich, die bald entstehen würden, ließ den Napoleon von St. Helena später dazu kommen, zwei große Schlachten liefern, in denen die Verbündeten Sieger blieben; er ließ ferner den Napoleon sterben, aber

nicht in, sondern nach der Schlacht, — dann Frankreich in drei Theile zerfallen und einen Frieden schließen, der tausend Jahre dauern würde. Und dies Alles — so setzte er hinzu — geschieht in dem nächsten halben Jahre!

Nachdem ich diese Prophezeiungen mit mancher Neben-Schilderung von ihm gehört hatte, trug mir ein Freund heimlich auf, den Müller zu befragen: „Ob er den Direktor ** kenne? — ihn in Heidelberg gesprochen habe? — und warum er ihm gesagt hätte: daß eine der großen Schlachten schon im Dezember 1816 vorfallen würde?“ — Er antwortete mir auf die erste Frage: Nein! — auf die zweite: Er habe da viele Leute gesprochen! und auf die dritte ziemlich unwillig: Davon sey nie die Rede gewesen.

Mein Freund gab mir den Wink: er wolle selbst mit dem Müller sprechen; ich entfernte mich und trat dann nur gelegentlich wieder in die Nähe. Jener sprach mit ihm Allerlei, endlich wiederholte er die Fragen also: Sie sind morgen Abend bei dem Direktor **? „Ja!“ Erinnern Sie sich, ihn in Heidelberg gesprochen zu haben? „Ja!“ und auf die letzte Frage gab er die Entgegnung: „Das habe ich eigentlich nicht gesagt, sondern nur: daß die große Schlacht gleich nach den Religions-Unruhen in Frankreich seyn würde.“ — Ich mag aus diesen zweizüngigen Reden nicht breite logische Folgerungen ziehen, Niemand aber wird doch dabei des Propheten gerühmte Offenheit erkennen!?

In der ferneren Unterhaltung mit ihm und als ich wissen wollte: Ob seine Umgebung von den Er-

scheinungen je etwas sah? erwiederte er: „Gesehen hat, außer mir, noch Niemand etwas, gehört haben aber meine Frau und mein ältester Sohn!“ — „Gehört!“ — Nun da ist es wohl möglich, daß er in seinen politischen Träumen mit sich selbst spricht. — Indem eben wieder von den Erscheinungen die Rede war, berichtete, auf die Frage: „Wie ihm Gott erschienen sey?“ der Müller: „Das erste Mal jung, das zweite Mal älter, das dritte Mal ganz alt.“ Auch die Dreieinigkeit hatte er gesehen, auf ein „Wie?“ erfolgte die Entgegnung: „Ganz im Nebel!“ und bei der Aeußerung: daß wohl der göttliche Vater und Sohn, nicht aber der „heilige Geist“ bildlich gut gedacht werden könne, antwortete Müller: „Der war auch wenig zu merken!“ — Das sollt' er allen seinen Prophezeiungen als Motto voran senden.

Er ließ sich nun über das „Neue Jerusalem“ vernehmen, welches bei Nusloch, drei Stunden von Heidelberg, stehen wird, erzählte, daß gleich nach Krieg und Frieden (also in einem halben Jahre) alle verschiedenen Religionen in einer Religion zusammen strömen, auch allmälig die Heiden und Türken sich ihr verbinden würden, die Juden aber, setzte er hinzu, ganz zuletzt. — Denn darin, die Juden zu hassen, folgt er dem Zeitgeist, oder dieser vielleicht ihm; man ist es ja endlich gewohnt, daß er (der Zeitgeist) nur als Ueberläufer und allen Parteien dienen soll. Was haben wir, nur seit der französischen Revolution, für eine Menge Zeit-Geiste gehabt, oder welche verschiedene Maskeraden hat man mit ihm gespielt! — Die

Entfaltung dieses Religions=Vereins beschäftigte den Adam Müller am meisten, und er belegte, wie Viele schon, die dem Nichtbegreiflichen ihre Vernunft opfern, Alles mit alldeutigen Bibelsprüchen, die den Menschen ohne Entscheidungs=Vermögen gefährlich werden müssen. — Er sagte nun wenigstens offenherzig: daß er gar nichts Neues prophezeie, sondern daß Alles, auch seine politische Zukunft, schon geschrieben stehe; — wer könnte nun wohl noch irren in der Quelle, die sein Treiben hat? Die Bibel ist sein Rechenbuch: was er sich in den Sinn quält, erscheint ihm; eben weil er nur spekulativer Schwärmer ist, halten Unerfahrene ihn für ruhig; und Erfahrene, die bis jetzt über ihn urtheilten, waren Theologen und Magnetiseure, die zum Theil dienstpflichtig einen Hang zeigen, der Philosophie Fehde zu bieten, um Wahn auszubreiten, bis die Menschheit sich wieder in ihm verliert, was nicht große Schwierigkeiten zu machen scheint.

Nachdem der Adam Müller allen Versammelten kein Räthsel mehr war — um das zu seyn, kann er die Thörigkeit zu wenig verschleiern — sagt ich ihm: „Es ist doch sonderbar, daß von der ganzen Menschheit, die wohl hier und da noch echtfromme Seelen hat, nur Sie allein himmlischer Erscheinungen gewürdigt sind, es ist fast kränkend!" — er sah einen Augenblick stumm vor sich hin und endlich antwortete er kalt und hinwerfend:

„Ja, ich wäre sie auch gern los, da könnt' ich zu Hause bleiben bei meinen Geschäften!"

Es ist doch, fürwahr! die gottloseste Naivetät,

daß ihm, der einzig dazu auserlesen scheint, an den Besuchen der Dreieinigkeit nicht einmal etwas gelegen ist!

Er schwatzte nun noch Mancherlei, wußte sich immer mit dem „Das weiß ich nicht!“ durchzubringen, wenn Andere nach Zusammenhang in seinen Verkündigungen spähten, und ziemlich geschickt auszuweichen, wenn man über den Zweck seines Kommens sprach und dessen Erfolg wissen wollte. Er hatte sich erschöpft, die Gesellschaft wußte seine Angaben und suchte nun Sinn, aber sein „Ich weiß nicht!“ konnt' ihn durchaus nicht geben; nur ein paarmal ließ er sich zu Breitungen verlocken, die aber alle nur Bibel-Sprüche untereinander mengten. Mit vieler Wohlgefälligkeit erzählte er auch: welch' eine Menge Briefe an ihn kämen, und holte einige aus seiner Brieftasche. Sie machten es begreiflich, daß der Arme allerdings einbüßen muß, was er von seiner Vernunft noch hat, wenn er bemerkt, wie erhaben ihn Viele sehen! Er erschien aufgeklärt im Vergleiche mit einem Theile der Brief-Sender! Da er gegen das Copiren der Schreibereien durchaus nichts einzuwenden hatte, sondern es schmeichelhaft fand; da ferner schadenbringende Thorheit eigentlich gar keine Schonung verdient, mögen hier, jedoch mit Weglassen der Namen, zwei solcher Briefe folgen.

1.

„G..., den 17. April 1816.

Mein lieber Freund und Landsmann!

Ich Endes-Unterzogener bin gebürtig aus Heidel-

berg, dermalen Katholischer Pfarrer in G..., — habe heute mit Herzenswonne seine Prophezeiungen gelesen und die Beweise davon in der heiligen Schrift; aber auch ihre traurige Erfüllung von 1792 bis 1815 selbst erlebt und erfahren. Auch ich hatte viele Traum-Gesichte, die eintrafen, von Bonaparte und von Deutschland, aber so bestimmt waren sie nicht, wie die seinigen. Warum? Weil es mir an jener Frömmigkeit fehlet, die er mit Gottes Gnade besitzt und seiner Mitwirkung. Liebster Bruder — — —, ich bitte ihn demnach, begebe er sich zu mir hierher auf meine Kosten; ich habe vieles zu reden wegen meinem Seelenheile. Ich wollte gern zu ihm reisen, aber meine Pfarrei ist zu groß, ich habe 1500 Seelen, wo ich nicht so leicht verlassen darf, wegen den Kranken, die in meiner Abwesenheit ohne die bei uns gebräuchlichen Sacramenten sterben könnten. O Bester! mich treibt die Neugierde nicht, wie den Herodes bei Jesus, und den Felix, Landpfleger, bei Paulus, ich will ihn um Rath fragen in einer großen Seelen-Angelegenheit. Bitte er für mich den Heiland, daß er ihm eingeben möge, was mit mir zu seiner heiligen Ehre und zur Beförderung der Christlichen Religion zu thun sey?! — —.

B..., Pfarrer."

Ich bedaure die 1500 Seelen, für welche der Jammerhafte sorgen soll, enthalte mich aber aller, hier zu weit führenden Bemerkungen, um sogleich von der grunbgelehrten Sinnlosigkeit eines zweiten Briefschreibers Kunde zu geben.

Der zweite Briefschreiber — welcher, nebenher gesagt, mit einem hohen Rathstitel prunkt, obgleich er in jeder Zeile sich der gröbsten orthographischen Fehler schuldig machte — theilte sich also mit:

2.

„Unter Anbetung desjenigen, von dem alle Weisheit kommt, durchlas ich die von Ihnen in die Feder gegebene Geschichte der aus dem göttlichen Reiche erhaltenen Offenbarungen, die aber der Aufschreiber nach dem Tone der jetzigen Gelehrsamkeit, die vor Gott eine Thorheit ist, durch den in der Vorerinnerung angehängten Zusatz: daß Sie durch die Kraft der Phantasie zu ihrer Kenntniß gelangt wären, nicht unbefleckt ließ.

Ich habe mich seit mehr als zwanzig Jahren aus dem göttlichen Worte, und aus den Zeichen der Zeit überzeugt, daß die Periode des eintausendjährigen Reiches, folglich auch die Bekehrung der Juden, heran nahe, wie es Ihnen auch offenbaret worden ist. In dieser Hinsicht habe ich bereits vor mehreren Jahren alle Stellen aus dem alten Testament ausgezogen, aus welchen der Messias den Juden untrüglich kennbar werden sollte.

Da bei den Juden aber das Vorurtheil eingewurzelt ist, daß der Messias nur für sie bestimmt sey, und für sie ein irdisches Königreich errichten werde, so war es zur Besiegung dieses Vorurtheils nöthig, aus dem göttlichen Worte zu erweisen:

erstens: daß der Messias zwar in der Jüdischen Nation, und aus ihrem Geschlechte werde offenbar

werden, aber nicht für sie allein, noch weniger zur Stiftung eines irdischen, sondern eines ewigen unvergänglichen Reiches.

zweitens: Um dies gründlich zu erweisen, war es nöthig auf den Grund zurückzugehen, warum das Menschengeschlecht eines Messias unentbehrlich bedurfte. Ueber diesen Gegenstand gaben die drei ersten Kap. des ersten B. M. den deutlichsten Aufschluß:

a. daß unsere ersten Eltern, als Folge des übertretenen göttlichen Verbotes, elementarische, d. i. thierische Leiber erhielten und dadurch unter die Gewalt des Satans verfielen, der unsere thierische Leidenschaften als seine Ketten benutzt und die Menschheit ohne unseren Erlöser ewig fesseln würde:

b. daß nach dem Sinn der Grundsprache 1, 27. Adam mit beiden Fortpflanzungs-Kräften erschaffen und V. 28. von Gott bestimmt war, aus sich geistige, nicht thierische Menschen auf die Welt zu setzen, dies beweiset auch das zweite Kap., weil Gott ihm das Paradies als einen geistigen Ort zur Wohnung anwieß. Die Heva war in dem göttlichen Schöpfungs-Plane gar nicht enthalten, sondern bekam durch die Begierde Adams nach einer äußerlichen Gehülfin ihr Daseyn 2, 18 bis 22. Hierin klärt der scheinbare Widerspruch sich auf: warum Gen. 1, 31 die ganze Schöpfung sehr gut; 2, 18. aber nicht mehr gut erklärt ist.

Diesen Grundsätzen widersprechen nun unsere Theologi heftig, ich weiß also im Voraus, daß meine

Abhandlung zu drucken nicht erlaubt wird, aus diesem Grunde ließ ich sie auch bisher liegen. Nach Ihrer, durch den Druck bekannt gewordenen Erklärung schien es mir nützlich diese Schrift bekannt werden ****** Rath einzuholen:

a. Ob Sie es gut und an der Zeit finden, diese Schrift durch den Druck bekannt zu machen, oder ob sie noch länger liegen bleiben soll?

b. Ob Sie mir vielleicht einen Ort anweisen können, wo diese Schrift ohne viel Hinderniß zum Druck befördert werden könne?

Wenn Sie einen Trieb fühlen, diesen Brief zu beantworten, so bitte ich denselben zu befolgen, ich habe dabei keinen anderen Zweck, als mein geringes Scherflein zur Beförderung des göttlichen Reiches beizutragen.

W . . ., den 5. Juli 1816.

Ihr getreuer Mitpilger

L . . . . ."

Da, wo die Sternchen stehen, fehlte eine Stelle im Briefe; befragt sagte Adam Müller: „Da stand eben das Wichtigste!" — „Warum rissen Sie es denn weg, wenn es das Wichtigste war?" — „Ich hab' es nicht weggerissen, der Herr, der den Brief schrieb, that es!" — „Wie können Sie aber wissen, daß da gerade das Wichtigste stand?" — Adam Müller blieb die Antwort schuldig. — Nachher bemerkte er noch: daß seine Freunde in Berlin jenes Manuscript wollten kommen und drucken lassen!!

Zu allem hier Erzählten kann ich mehrere acht-

bare Personen als unverwerfliche Zeugen aufrufen; ich will den Bericht enden mit der Erklärung: Selbsttäuschung, erregt durch die Begierde nach Zukünftigem, ist das Gelindeste, was dem Adam Müller zur Last fallen kann. Macht sie ihn glücklich, sey sie ihm gegönnt, aber strafbar ist es, wenn er einen Schwindel, dem sein ohnmächtiger Verstand nicht entgegenarbeiten kann, über die Schwelle seines Hauses verbreiten will. In dessen Räumen leb' er vertraut und froh mit seinem Wahn, und wen danach gelüstet, der mag ihn besuchen; will er aber darauf reisen und Schwache in vollkommene Narren umwandeln, müßte das nächste Irrenhaus ihm offen seyn. Mit Denen aber, welche den armen Befangenen zu benutzen denken, wär' ein ernstes Wort zu sprechen! — Wie? diese direkten Eingebungen des Himmels, durch welche die Päpste, Jahrhunderte lang, mit bösartiger Machthaberei dem Himmel Hohn sprachen und an welche zu glauben die Menschheit nur durch Ströme von Blut gehindert wurde, — sie sollte plötzlich wieder das Reich der Erfahrung verfinstern? Wessen Vortheil will denn so Schändliches? — denn nur frevelhaftes Interesse oder Verrücktheit könnte sich zu solcher Dummheit bekennen."

Dies ist der im Januar 1817 gedruckte Aufsatz, der wohl beweisen könnte, daß nur sinnlose Selbsttäuschung oder zweckdienlicher Betrug die Weissagungsmacht des Adam Müller anerkannte. Dennoch hat man es noch über das Jahr 1848 hinaus versucht, ihn als unverwerflichen Zeugen eines persönlichen

Vorzugs im Aufschluß des Undurchdringlichen hinzustellen. Das verarge man jedoch nur Denkfähigen; denn eine nicht dazu gehörige Volksmasse wird keineswegs verantwortlich in der Geneigtheit zum Ueber- und Aberglauben: es ist ihr Antheil am Dichterischen, den Alle bedürfen im Leben und Weltwesen, das Beides in unsrer eigenen beschränkten und der weiten uns umgebenden Natur gar viel dessen hat, was räthselhaft ist und wahrscheinlich räthselhaft bleibt. Man soll sich aber nur nicht verleiten lassen, das augenblicklich Unbegriffene eines Ereignisses für unbegreiflich zu halten: bei scharfer Prüfung wird man immer entdecken, daß es Zusammenhang hat mit den Einbildungen und — Schwächen des irdischen Geistes. —

Meinem Zurückblick naht sich jetzt der „Vaterländische Frauen-Verein zur Verpflegung der in den Feldzügen von 1813 bis 1815 hülflos gewordenen Berliner Krieger, deren Wittwen und Waisen". An der Spitze stand Prinzessin Marianne (von Hessen-Homburg), vermählt dem Prinzen Wilhelm, Bruder des Königs Friedrich Wilhelm III., deren Stellvertreter, wenn sie nicht bei den Versammlungen erscheinen konnte, der Geheimrath, nachmalige Minister v. Kamptz war. Meine Freundin Amalia Beer, schon bei Stiftung des Vereins voranwirkend, hatte sich für den wohlthätigen Zweck eifrigst betheiligt, sie fand auch mich bereit zum Bethätigen für Einnahmen. Meinerseits begann die Mithülfe im Jahre 1814 durch eine „Ausstellung", wozu ich alle bedeutsamen

und mannigfachsten Kunstwerke, die im Familien-Besitz waren, mir erbat. Glücklicherweise ließen sich unentgeltlich die nöthigen großen Räume ermitteln in dem derzeit völlig unbewohnten Gebäude, das in der Folge dem Prinzen von Preußen gehörte, und von ihm auch als König Wilhelm I. noch bewohnt wird. — Des Zugesendeten war so viel, daß die Säle ein paar Mal Anderes aufnehmen mußten, was den Ertrag steigerte. — Am 3. und 17. April 1816 gab ich Mittags-Vorstellungen im Opernhause, später Abend-Unterhaltungen im Saale des Schauspielhauses, und drei Mal, 1817, 1837 und 1840, veranstaltete ich „Bücher-Verloosungen“. Jeder Theilnehmer erhielt, abgesehen von den größeren damit verbundenen Gewinnen, die vier Bändchen „Gaben der Milde“ — eine Sammlung erbetener und geschenkter Beiträge namhafter Schriftsteller — das „Handbuch aller Wissenschaften“, und ein bis dahin ungedrucktes Musikstück von Carl Maria v. Weber, überhaupt so viel, daß nach Maßgabe buchhändlerischer Preise der Einsatz von Drei Thalern hinlänglich ausgeglichen war. Mir zur Freude erwarb ich mit diesen und noch nebenherigen Unternehmungen dem „Vaterländischen Verein“ gleich anfangs 18,000 Thlr. und der Ertrag steigerte sich bis zu 32,000 Thlr., wonach ich auch, auf mir zugekommene Wünsche, Lazarethen außerhalb Berlin Antheile schicken konnte. Wie geringfügig der sich weit ausbreitenden Noth gegenüber, es war doch eine Beihülfe in einer Zeit, wo die von den Zuständen allseitig mit dringenden Anforderungen belasteten

Staatseinnahmen nicht ausreichten zu genügender Unterstützung Derer, die im Kampfe für das Vaterland schwer gebrechlich und arbeitsunfähig wurden.

Hier über jene Unternehmungen in viel Ausführliches einzugehen, würde weitschweifig seyn, Einiges ist aber anzudeuten, Anderes bedingt Entwickelung. Nebenher bemerke ich, daß ich so glücklich war, mir das Vertrauen der geistreichen und anspruchslosen Prinzessin Marianne zu gewinnen. Jeder Ihrer mir werthen Briefe schließt mit den Worten „ihre Freundin", und ein Schatz meines Gedächtnisses sind die Gespräche mit der tieffühlenden Fürstin. — Erwähnen will ich dann nur, daß ich bei den Vorstellungen im Opernhause für Berlin zuerst sogenannte „lebende Bilder" zur Anschau brachte. Drei meiner Erzählungs-Gedichte wurden gesprochen von den Bühnenmitgliedern Beschort, Lemm und Auguste Düring — etwas später verheirathet mit dem Schauspieler Stich, nach dessen Tode Auguste Crelinger —. Zu jedem Gedicht enthüllten sich, ohne daß der Redner innehielt, mit sehr günstigem Eindruck drei eingerahmte Inhaltszüge, malerisch geordnet von Schadow, Schumann und Weitsch, meinen Amtsgenossen bei der Academie. Außerdem hatte ich, um den Reiz möglichst zu verstärken, in dem Einzelnspiel „Sappho" (bei Musikbegleitung von B. A. Weber dargestellt von Luise Schröck, aus erster Ehe sehr jung verwittweten Fleck) und dem Schauspiel „Lieb' und Versöhnen" (mit Ouvertüre und Lied von Carl Maria v. Weber) meine Richtung nach den „heißen

Brettern" hin wieder einmal auf die Probe gestellt, sogar für die Zwischenlücken der Darstellungen gesorgt durch Lieder, die, von Zelter, Rungenhagen und Wollank vierstimmig componirt und während der Veränderungen auf der Bühne vor dieser gesungen wurden. Alle zu nennen, die mich in meiner Regsamkeit in jenen Tagen unterstützten, ist mir eine Genugthuung, und wäre sie schon vollständig, würde ich diesen Gegenstand verlassen. Aber auch daran knüpft sich Abenteuerliches in Hinsicht auf Lüdwig Devrient, so daß ich mir diesen für meine Betrachtung zu erwecken habe.

Viel, sehr viel, und in mancher Weise Ueberschwengliches ist über die Kunstfülle des Meisters Ludwig Devrient zu lesen; ich beschränke mich auf das mit ihm Erlebte und die sich in mir erzeugte Ansicht. — Seine Berufung nach Berlin ward im Jahre 1814 von Iffland, kurz vor dessen Tode, in Breslau abgeschlossen, und als „Franz Moor" begann Devrient seine Thätigkeit auf dem Königlichen Theater der Residenz am 1. April 1815. Genaues wußte ich von ihm nicht; der Ruf hatte ihn als „Genialen" ausgezeichnet, und die Schauspielfreunde Berlin's waren in gespannter Erwartung.

Zu jener Zeit herrschte nicht die strenge Anordnung, daß in den schmalen Seitengängen der Sperrsitz-Plätze Niemand stehen dürfe: eine Maaßregel, die keineswegs zu tadeln ist. Ich stand an der Directions-Loge, in der bei bedeutenden Bühnenereignissen, zufolge des ihr von Iffland ertheilten Rechts, auch

Friederike Bethmann saß, und während der Zwischenakte sprachen wir zuweilen miteinander. — In regster Aufmerksamkeit betrachtete ich das Gebilde Devrient's; nach dem ersten Akt sagte ich mir: dieser Schauspieler hat die Einsicht, daß man nicht schon durch das Aeußere am „Franz Moor" die Natur beschuldigen solle, sie habe alles Widerwärtige zusammengerafft, um ein unübertreffliches Musterbild menschlicher oder eigentlich unmenschlicher Häßlichkeit zu schaffen. Man merkte es an der kleidsamen, einem vergangenen Jahrhundert zugehörigen Adelstracht in Schwarz, daß sie für die Gestalt verbessern sollte, was zu verbessern war, und der Mantel in Purpurfarbe, mit Goldgeschmück umsäumt, ließ den anspruchsvollen Sohn eines „regierenden Grafen" erkennen. Das Gesicht aber wollte die mephistophelischen Züge nur mit Widerstreben verleugnen, wobei Devrient's lange, auffallend verschiefte Nase unter schönen, aber unheimlich ruhelosen Augen, nächstdem die Zuckungen in rasch veränderlichen Mienen sehr behülflich waren. Diese, der Persönlichkeit Devrient's angeprägten Eigenschaften wirkten durch sich schon, besonders zum Gebilde des „Franz Moor". Die Sprache hatte bei ihren geschmeidigen Tonabstufungen im Heuchlerischen und verdeckt Hämischen stets mehr oder minder doch — wie unwillkürlich — eine beigemischte Schärfe; im Gesammten erschien mir Devrient innerhalb des ersten Akts als bedächtig und geschickt, stellte sich mir aber nicht höher als mancher andere Schauspieler tüchtiger Art, der noch etwas beklommen vor einer

ihm fremden Menge der Theaterbesucher steht. Das hervorragend Schöpferische sprach jedenfalls mehr durch seinen beweglichen Gesichtsausdruck, als durch den Geist in seinem anerkennenswerthen, jedoch nicht immer flüssigen Redevortrag. — Die Zuschauer waren sichtlich theilnehmend geworden, hatten indeß nur laue Beifallszeichen hören lassen, und nachsinnend vergaß ich, die Bethmann über ihre Meinung zu befragen.

Im zweiten Akt nahm das Selbstgespräch des „Franz Moor", bei dem er das „Arsenal des Todes" überschaut, meine Einbildungskraft mit hinreißender Gewalt gefangen; meine jugendliche Lebendigkeit gerieth bei der mir unbegreiflichen Steigerung eines spottfrohen und mordlustigen Zerstörungstriebs in Aufruhr, und plötzlich, ganz vergessend, wo ich war, rief ich unwillkürlich aus: „Der Mensch ist betrunken!" Das machte, obwohl es nicht überlaut geschah, in meiner Nähe Aufsehen, und ein Schlag auf den Kopf vom Fächer der Bethmann brachte mich zwar zur Besinnung, doch nur so weit, daß ich ihr meinen Ausruf betheuerte, wonach sie flüsternd mir entgegnete: „Nun ja, er mag betrunken seyn, aber halten Sie nur's Maul!" Ich wiederhole genau ihre Worte, um es einigermaßen deutlich zu machen, in welcher aufwallenden Erregtheit ich gewesen seyn muß.

Vom erwähnten Selbstgespräch an hatte die Darstellung Devrient's Unübertreffliches im wachsend Grausenhaften, in den starrsinnigsten Kämpfen des „Franz Moor" gegen Alles, was Hinderniß wird bei seiner hab- und herrschgierigen Selbstsucht, die ihn

zu den unmenschlichsten Freveln, dann zum Selbstpeiniger aus der gestachelten Uebermacht des Gewissens, endlich zur Verzweiflung treibt. Die im Eindrucksdrange mit dem Darsteller wetteifernden Zuschauer äußerten nun immer lebhafter die erhöhte Antheilnahme, nach damaligem Maaßhalten sehr gesteigerten Grades. Innig ergriffen folgten sie dem Enthüllen des ungeheuerlichen Selbstsüchtlers in andächtiger Stille der Erschütterung; lauter Beifall machte dem schauerlichen Empfinden nur Luft nach den Aktschlüssen, und der Hervorruf wurde zurückgehalten bis zum Ende des gefühlzermalmenden Trauerspiels. — In jener Zeit waren die Beifallszeichen im Theater noch von Urtheils-Fähigkeit beherrscht, nicht vom handwerklichen Belieben Derer, die Söldner sind, und verstärkt werden durch hirnlose Nachäffer des tönend mitspielenden Lärms.

Ueber Devrient's Mächtigkeit als Schauspieler mehre ich nicht das doch eigentlich in seinem Tiefsten Unbeschreibliche, füge mich meist und hauptsächlich meinem Zwecke, eben nur das mit dem Künstler Selbsterlebte zu berichten, wobei sich meinerseits die ihm bewahrte Werthschätzung bezeugen wird, wenn auch nicht mit prunksuchenden Worten. — In Bezug seiner ersten Rolle auf der Berliner Bühne sey nur noch gesagt, daß am nächsten Abend die Bethmann mir erzählte: Devrient habe schon vor Beginn der Darstellung, dann während des ersten Zwischenakts zur Anstachelung berauschendes Getränk in sich hineingestürzt. Mit meiner durch Verlautbaren „etwas toll

gewordenen Ausschweifung bei dem Einwirken eines Schauspiels" neckte sie mich noch zuweilen; ich hätte mir das gern öfter gefallen lassen, leider wurde sie aber dem Erdenleben entrückt wenige Monate nach Devrient's Erwerbung für Berlin.

Damals war ich noch Berichterstatter für Cotta's „Morgenblatt" und die „Spener'sche Zeitung". In solcher Stellung wird man von Schauspielern und Schauspielerinnen besucht, nach alter, wie ich meine, für beide Theile nicht angenehmer Gewohnheit. Devrient besuchte mich nicht; das war meiner Gesinnung nebenher ein Zeugniß vom Gefühl künstlerischer Selbstständigkeit, und ohne Kenntniß über ihn hatte ich keinen Grund, einen andern Grund auch nur zu ahnen. So verging beinahe ein Jahr, ehe ich persönlich mit ihm zusammentraf, während er sich in dieser Zeit mit „Callot-Hoffmann" — nun Kammergerichtsrath — verbrüderte, sich dessen Abend- und oft Nacht-Gesellschaften in der Weingasterei bei Lutter und Wegener anschloß, was den körperlichen Zuständen Devrient's verderblich war. Ein bei mir seltenes Erscheinen im Wirthshause vermittelte mein erstes Zusammentreffen mit ihm, etwa im Februar 1816.

Ein mir befreundeter Berliner Banquier hatte Hamburger Geschäftsverbündete in das damals besuchteste Gasthaus Dallach's zu führen, und ich mußte Beisitzer zum Mittagsmahle werden. Uns in der Nähe sahen wir Devrient mit einem Kaufmann aus Breslau, der auf unserer Seite Bekannte fand, und

ersucht wurde, mit Jenem zu uns herüber zu kommen. Das mußte sich der, nach meiner späteren Erfahrung etwas menschenscheue Devrient gefallen lassen. Wortkarg saß er neben mir, und im Gespräch bestanden seine Antworten fast nur aus versuchten Abkürzungen, was ich nie unbemerkt ließ, weil es mich ergötzte. Zwischeninne ergriff er jedoch die Gelegenheit für das Gesammtgesellige, und erzählte Geschichtchen mit eindringlicher Laune und höchst ausdrucksvollem Mienenspiel.

Das Mittagsmahl zog sich in die Länge; bei dem Kaffee wurde den Handelsherren das Nebenzimmer anlockend zu einem Spielchen — offen gesagt zum Hazardiren — und jetzt blieb ich allein mit Devrient, der Gast des Breslauer Kaufmanns war und das Verweilen zugesagt hatte. Er benahm sich nun redseliger, und in den gegenseitig berührsam gewordenen Aeußerungen über Bühnenverhältnisse machte mich ein Anflug von ehemaliger Liebe zur Kanzel so freimüthig, ihn vor dem Mißhandeln seiner Kräfte zu warnen. Meine Kenntniß von Krankheiten ist — Gott sey Dank! — seltsam gering; ich weiß nur: man muß in Regelmäßigkeit mit seiner Natur vertraut umgänglich werden: das erwiedert sie in Wohlthat an Körper und Seele. Was ich jedoch hinsichtlich der Folgen eines täglichen Ueberreizes durch aufregende Getränke zu schildern wußte, das sprach ich dem still zuhörenden Devrient zu Gunsten der Schonung seines Kunstvermögens in unverletzlicher Weise mit Offenherzigkeit aus. Dies veranlaßte

für mich eine sehr peinliche Wendung; er verurtheilte sich selbst in Grund und Boden, klagte seine jämmerlich nachgiebige Schwäche an, that dies endlich bei fließenden Thränen, so daß ich ihn mit angelegentlichster Mühe nicht beruhigen konnte, und mir zuletzt damit half, ihn zu einem Gange in's winterlich Freie zu bereden. Wir gingen vom Gensd'armenmarkt bei Laternenschein unter den bereiften Linden bis zum Brandenburger Thor, dann, vom Versprechen gefesselt, wieder zur Gesellschaft.

Am Spätabende erheiterte Devrient, nur mäßig trinkend, Alle durch nicht laute, aber bühnenartig in Witzlaune geschärfte Lustigkeit, die nach jeder Seite hin den angebornen Beruf zum Schauspieler hervorleuchten ließ. Seine geübte Naturgabe, sowohl äußerlich als geistig Eigenthümliches aufzufassen und anschaulich zu machen, ward meisterlich bei dem Erzählen kleiner Lebenszüge, und wie unwillkürlich versinnlichten Mienen und Geberde die in seinem Vortrage betheiligten Persönlichkeiten.

Bald nach diesem Tage bezweckte ich die Darstellungen auf der Bühne im Opernhause für den „Vaterländischen Verein", und wünschte die Mitwirkung Devrient's. Er gab ohne Zögern die bestimmteste Zusage, wonach er in meinem Schauspiel „Liebe und Versöhnen" die Rolle des „Caspar Laufer" erhielt. Da mir der General-Intendant Graf Brühl erklärt hatte: zu den Proben der mannigfachen Einzelnheiten des Darzustellenden könne mir erst am Tage vor der öffentlichen Aufführung das

Opernhaus überlassen werden, sah ich mich genöthigt, mir in meiner Wohnung zu helfen. Für einen Abend hatte ich nun auch Devrient, der Schicklichkeit gemäß zugleich seine Gattin, die nicht mitbeschäftigt war, zu mir gebeten. Versammelt waren bereits die Schauspielerinnen Luise Schröck und Auguste Düring (dann Stich, später Crelinger), die Schauspieler Lemm, Maurer und Rebenstein; die Gattin Devrient's war ebenfalls gekommen, wer aber fehlte, das war Er. Immer besorgter warteten wir auf ihn; wahrscheinlich dadurch geängstigt, wurde die Frau von Krämpfen befallen, und es mußten schleunig Hülfsmittel herbeigeschafft werden.

Schon hatten wir von Sechs bis Acht vergebens auf die Ankunft Devrient's gehofft, da entschloß ich mich, ihn aufzusuchen. Aber wo nun? — Diese Frage beantwortete sich wie von selbst im Kreise der Anwesenden bei lachendster Einstimmigkeit, und rasch war ich auf dem Wege zu Lutter und Wegener. Dort war aber Devrient nicht; vermöge der dringlichen Umstände machte sich der Verdruß über mein verfehltes Unternehmen erkennbar, indem ich durch Fragen zu entdecken suchte, wo der Säumige seyn könne. Da winkte mir aus dem Hintergrunde mit sehr vorsichtiger Geberde der Oberkellner — derselbe, von dem einst Devrient, als er um Zahlung gemahnt wurde, mit den Worten des „Franz Moor" feierlich äußerte: „Dieser Karl fängt an mir fürchterlich zu werden!" — und ich folgte dem Wink nach dem Hausflur. Hier vertraute mir der dienstwillige Karl:

„Wenn sich Herr Devrient einmal verstecken will, dann hat er seinen Schlupfwinkel an der Schützen- und Markgrafenstraßen-Ecke bei einem Materialisten, der auch mit Wein handelt; heut ist er ganz gewiß dort, läßt sich aber immer verleugnen. Da haben Sie nur in den Laden zu treten, um nach irgend 'was zu fragen, sich dann rasch einer Thür zu nähern, die verhängte Glasscheiben hat, und sie dreist zu öffnen: da werden Sie ihn erwischen!"

Dieser Fährte folgte ich, that in dem Laden, wo glücklicherweise ein paar Käuferinnen abzufertigen waren, ohne Behelf wie mir gerathen, und richtig: da saß Devrient ganz allein vor der Flasche und dem Glase. Seine höchst komische Betroffenheit reizt mich noch in der Erinnerung zum Lachen. Er war plötzlich in sich geduckt, als wolle er sich verbergen, und meine Anrede: „Guten Abend, Herr Devrient!" erwiederte er nur mit stöhnendem Laut und scheuem Aufblick seiner unruhigen Augen. Bittend trieb ich ihn an, mir eilend zu folgen, wozu er in den ersten Augenblicken nicht die geringste Anstalt machte. Endlich stotterte er verlegen: „Ich habe unterwegs die Rolle verloren, und schämte mich zu Ihnen zu gehen, weil ich sie noch nicht im Kopf habe". Ich konnte und wollte diese, mir in Bezug des Verlierens sehr zweifelhafte Angabe nicht bestreiten, antwortete also nur: „Das ist kein Hinderniß; Sie lesen Ihren Theil aus dem Souffleur-Buch, und noch heut wird die kleine Rolle neu ausgeschrieben."

Er mußte mir folgen, wurde mit jauchzendem

Zuruf empfangen, las bei der Probe aus dem Souffleur-Buch, und als wir nachher zum einfachen Mahl gingen, zog er die Rolle aus der Tasche und sagte mit den schalkhaftesten Mienen und dem gutmüthigsten Ton: „Nochmals bemühen will ich Sie doch nicht!“ Tages darauf, in der Vorstellung, war er freilich des Einbläsers im Kasten sehr bedürftig und zuweilen wurden ganz andere Worte einstegreift; Meister Ludwig Devrient schuf aber seinen „Caspar Laufer“ dennoch zum treffendst ausgeprägten Bilde.

Aus dem Vergangenen hebt sich mir jetzt die Sonderbarkeit hervor, daß mein drittes gesellschaftliches Zusammenkommen mit Devrient sich wieder mit der Weinwirthschaft verbinden mußte, was begreiflich nur für mich, der ich lebenslang öffentliche Gastorte möglichst vermied, ein wenig merkwürdig ist. — Im März 1819 gab Nagel, derzeit Regisseur des Breslauer Theaters und ein durch Natur und Uebung geförderter Schauspieler, Gastrollen auf der Berliner Bühne. Der Hofrath Karl Stein, früher Schauspieler und auch als Schriftsteller bekannt, mochte trotz seiner spärlichen Geldmittel von jenem ihm Befreundeten sich nicht ohne einen mäßigen Abendschmaus trennen; dazu waren der Theater-Secretair Esperstedt, den man damals auch als Souffleur beschäftigte, und ich eingeladen. Beide schickten wir Absagen, Esperstedt, weil er souffliren mußte, ich, weil ich arbeiten wollte; mich aber beredete Stein bei einem Besuch, ihn nicht mit Nagel allein zu lassen, und wir Drei waren Abends vereint „bei dem

Italiener", wie man sagte, obschon der Wirth den deutschen Namen Dietrich hatte. Gegen Elf meinte Stein: es müsse noch eine Abwechselung stattfinden; es kamen Lutter und Wegener in Vorschlag, ich aber weigerte mich sehr entschieden, ließ mich dann endlich zu einem Glas Eis bei dem damals gerühmten Conditor Teichmann beschwatzen. Dort, unter den Linden, war das Geschäft zu meiner Freude schon geschlossen, und nun wollte man mich nach meiner Wohnung begleiten. Der Weg führte an dem genannten Weinhause vorüber; der fast sechs Fuß hohe, derbkräftige Nagel und der auch handfeste Stein hatten aber, wie sich nachträglich entdeckte, einen Gewaltstreich verabredet: der Eine ergriff mich bei den Schultern, der Andere bei den Füßen, und so, wie sehr ich widerstrebte, schleppten sie mich hinein, gradhin in das Eckzimmer, wo Devrient und Callot-Hoffmann sammt ihrem Anhange saßen.

Tobende Lust begrüßte in solchem Kreise, wo mancherlei Ueberspannung herrschte, den an mir vollbrachten Zwang; ich mußte mir ein Zutrinken gefallen lassen und es selbst üben. Den Aerger bekämpfend mit der Gewalt des Uebermuths, unterwarf ich mich dem Schicksal, und da ich in jener Zeit eben viele der Schriften des Paters Abraham a Santa Clara gelesen hatte, so machte ich mir den Spaß, meinerseits mit seiner Art die Unterhaltung zu mengen, was selbst bei Uebergängen zur Strafpredigt der allgemeinen, unzweifelhaft etwas tollen Stimmung behagte. Nach meiner Wohnung kam ich jedoch erst

Morgens vier Uhr, und aus jenem Eckzimmer habe ich mir den unvergänglichen Widerwillen gegen Champagner geholt, was gewiß kein Unglück ist. — In jenen Nachtstunden blieb Devrient fast schweigsam mitten im schwirrenden Lärm, schaute meist wie tiefsinnig vor sich hin; — er dachte vielleicht drei Jahr zurück an meinen, sich als fruchtlos erweisenden Abmahnungsversuch.

Von da an bin ich überhaupt nicht wieder anders mit Devrient zusammengetroffen als im Begegnen auf der Straße, wo auch niemals ein erwähnenswerthes Gespräch entstand. Seine Rede war stets wie in Verlegenheit abbrüchig, sein ganzes, aus Gutmüthigkeit, Mißtrauen und Argwohn gemischtes Wesen schien immer auf dem Rückzug, denn er wußte, daß ich die, durch beinah ausschließliche Verbindung mit jenem vielleicht geistig antreibenden, aber körperlich aufreibenden Kreise beeilte Selbstzerstörung seiner Kräfte nicht unbeachtet ließ. Bei seinen bald schneller sich mehrenden Krankheitsanfällen wurde sogar einmal im „Gesellschafter" (1822. Bl. 20) öffentlich ausgesprochen: „Devrient ist wieder auf der Berliner Bühne aufgetreten und die Theilnahme äußerte sich lebhaft. Möge Hygeia mit ihrem Gerstenbrod (Maza) ihn erkräftigen und mit ihrem zweiten Sinnbilde, der Schlange, ihn daran erinnern, daß solch ein Schlangenwesen nicht nur die ersten Eltern zu verbotenem Genuß verleitete, und daß man mithin jeden Versucher sich fern halten müsse."

Er hielt sich aber den, ihn schon in Dessau und

Breslau begleitenden Versucher, der sich für Berlin in der Gestalt des Callot-Hoffmann seiner bemächtigte, nicht fern, und als dieser nach langer Qual in seinem sechsundvierzigsten Lebensjahre (1822) starb, war Devrient so im Vorschreiten seiner Hinfälligkeit, daß ihm ein Uebermaaß starker Getränke als Ernährung unentbehrlich war, um sich tagweise aufrecht zu erhalten. Auch auf der Bühne wurden die Folgezeichen sichtlich in den krankhaft verzogenen Händen und in der mitunter sehr auffälligen Schwächung des Gedächtnisses und Gehörs. Der Souffleur hatte mit ihm viel Mühe, die zuweilen doch nicht ausreichte.

Bei dem unverhüllbaren körperlichen Verfall bezeugten indeß die Darstellungen Devrient's ausdauernd die Großartigkeit seiner durchweg ursprünglichen Begabung; aber wohin er zum Gastspiel reiste, ohne Krankheit ging es nicht ab. Den Hamburgern — zum Beispiel — wurde dies kund im Herbst 1822, und der zum Abdruck gekommene Bericht an mich meldete: „Körperlich leidend, hat Devrient an seiner Geistesthätigkeit nichts eingebüßt; sein hörbar schwächer gewordenes Organ war aber nicht im Stande, unser, im Verhältniß zu andern Bühnen kleines Theater auszufüllen; verständlich sollte doch jedes vom Künstler ausgesprochene Wort seyn, gar manches war es aber durchaus nicht. Die Furcht, ihn wirklich einer physischen Schwäche erliegen zu sehen, störte immer den Genuß, obgleich ohne dem Ruhme des Künstlers Abbruch zu thun, es erregte

uns nur liebevolle Theilnahme." Da war Devrient erst achtunddreißig Jahre alt! Am 15. April 1826 konnte er in Leipzig den „Lear" nicht durchführen; mitteninne, schon im zweiten Akt, mußte der Vorhang fallen und ein anderes Schauspiel eingeschoben werden.

Gesteigerter verrieth sich in Berlin die Zerrüttung der Kräfte. Da gewann sich der Regisseur Weiß, selbst vorzüglicher. Schauspieler, eine Art von vormundschaftlicher Macht über Devrient. Durch Ueberredung brachte es Weiß, wie er mir mehrmals erzählte, so weit, daß der leicht Verführbare sich in Aussicht auf Abende, wenn er auf der Bühne wirken sollte, Nachmittags in sein Zimmer einschliessen ließ; er mußte im Verschluß bleiben, bis die Zeit, nach dem Theater zu gehen, herangerückt war, und Devrient nun abgeholt wurde. — In den letzten Jahren war er auch fortwährend von Gedanken an seinen baldigen Tod erfüllt, und in seiner Ueberspannung bot er einst nach der Versicherung: er werde noch vor Ablauf von zwölf Monaten sterben, dem Kammermusikus Schröck eine Wette an auf — Champagner, dessen Auslieferung je nach dem verschiedenen Ausgange anzuordnen sey. Schröck wies die Wette von sich ab; der Vorschlag dazu bezeichnet jedoch schon einen eigenthümlich phantastischen Zustand, bei dem Devrient's außergewöhnliche Lebensweise als sehr betheiligt anzunehmen ist.

Für mich hatte Devrient's Kunstschaffen mit wenigen Ausnahmen — zu diesen rechne ich Gestal-

tungen wie „Lorenz Kindlein“ und „Schewa“ — bei dem Naturgeistigen meist auch den Miteinfluß des Weingeistigen. Dieser Ueberreiz, angeborenem Beruf zu Bühnengebilden unzweifelhaft ein Schaffen im Wagnißvollen erhöhend, ward von der, nach Iffland's Zeit sich einwohnenden Uebersättigung im Schauspieltreiben begünstigt, und es war den Zuschauern willkommen, daß Devrient's Lebensweise ihn stets in sich rasch mittheilende Erregtheit brachte. Jedenfalls wurde sie nach meinem Erfahren und Glauben bei der Bühnenthätigkeit gesteigert vom vereinten Andrang des Spirituellen und Spirituösen, das einen Bestandtheil in den Adern beiherrschend macht, und den Darstellungen Devrient's ein Sprühen von Gedanken- und Gefühlsfunken gab, was man unerreichar nennt, vielleicht auch nur erreichbar wäre im Zusammentreffen gleicher Berufsfähigkeit mit gleicher Art oder Unart sich aufopfernden sinnlichen Lebens. Wenn jedoch Bühnengebilde der tiefsten Zerrissenheit, des übersprudelnden, mitunter grauenvoll kühnen, des bittersten oder blitzenden Humors nicht anders erreicht werden könnten als auf dem Wege Devrient's, dann wird man es dem Schauspielerberuf schwerlich zumuthen dürfen, in ihm das hauptsächlichste oder einzige Vorbild zu finden und ihm ganz ähnlich zu werden. Dies sey gesagt, unbeschadet seines, auf die Spitzen des Scharfschliffs getriebenen „Franz Moor“, „Richard III.“, „Lear“, „Fallstaff“ und so weiter bis hinab zum Possenspiel der „Drillinge“.

Devrient starb am 30. December 1832, und es ist erwähnenswerth, daß sein Tod zu einer argen Abscheulichkeit benutzt wurde. Der mit Recht geschätzte Schauspieler Lemm empfing am Neujahrstage 1833 eine schwarz versiegelte Visitenkarte, auf der zu lesen war: „Devrient an Lemm als den Ersten, der ihm folgen wird." Der auch Krankhafte war reizbaren und grämlichen Gemüths, starb auch bekanntlich fünftehalb Jahre nach Devrient im sonst meist noch kräftigen Mannesalter; doch wird der tückische Streich ihn nicht lange beunruhigt haben, wenigstens ging er in Aeußerungen darüber bald leicht hinweg. Mit dem unbekannt gebliebenen Absender jener Visitenkarte möchte aber gewiß Niemand beisammen gewohnt haben, und wir wünschen, es sey keines Menschen Heil oder Wehe ihm anvertraut gewesen. Devrient und Lemm ruhen in Frieden; daß aber jenem Unwürdigen der Friede nicht zu gönnen ist, das wird wohl allseitig empfunden, und sein Gewissen hat unzweifelhaft das Richteramt übernommen.

Von dem „Vaterländischen Verein" kann ich noch nicht scheiden, weil zu erzählen ist, daß ich im Jahre 1818, bei der unvermeidlichen Leitung einer Mittags-Unterhaltung im Opernhause, wegen des berühmten Sängers Joseph Fischer, einen Zuschauer-Kampf zu überstehen hatte, wie ich einen ähnlichen vorher und später nie wieder erlebt habe. Dieser Wirrkampf ist mit vielen, damals herrschenden Bewegungen des Leidenschaftlichen im Zusammenfluß, erregte weitum

Lärm in den meisten öffentlichen Blättern, wird sich aber hier zum Erstenmale lichten.

Der Bassist Joseph Fischer war, als er Mitglied des Berliner Königlichen Theaters wurde, unzweifelhaft der bedeutendste Künstler seines Stimmfaches in Gesang und Darstellung, war es geworden durch allseitig gründliches Bemühen für seinen Beruf. Auch außerhalb der Bühne konnte er sich angenehm machen, wie dies unter Anderem dadurch bezeugt ist, daß er sich ein Fürstenkind aus einer Links-Ehe, eine sehr schöne und geistreiche Frau, zur Gattin gewann, ihre Theilnahme auch fest zu halten wußte: denn fast mehr noch als er eiferte sie für seine künstlerische Stellung. Fischer und seine Frau wurden bald in die gesellschaftlichen Kreise Berlin's gezogen, er war aber nicht so gefällig, die Ehre der Einladung mit Gesang vergelten zu wollen; das nannten die Einen recht, die Andern stolz, und Diese waren nun sehr bereit, von seiner unbegrenzten Anmaßung zu schwatzen. Ein Selbstüberheben, vielleicht maaßloser, als es nicht selten bei dem von Handbeifall schwindlig gewordenen Bühnengünstlingen zur Gewohnheit wird, läßt sich nicht wegleugnen; daß aber Fischer dort, wo man es erkennbar als Dank für eine Gasterei verlangte, nicht sang, war gewiß zu billigen, und obenein ist anzufügen, daß er oft bei Anwesenheit weniger Personen — auch in meiner Familie — unaufgefordert sich an das Pianoforte setzte, und mit Freundlichkeit Alles vortrug, was ihm eben einfiel. — Die gegnerischen Nachreden wurden aber feurig unterstützt von

„Hoffmann-Callot“ und seinen Weinhausgenossen, nachdem Fischer verweigert hatte, in der von Jenem componirten Oper „Undine“ den „Kühleborn“ zu übernehmen, aus dem Grunde, „weil unsangbar sey, was der Herr Kammergerichtsrath dem Sänger in Noten vorlege“. Ob dies wahr ist, ob Fischer — selbst ein guter Lieder-Componist — unter allen Umständen das ihn Anwidernde hätte singen sollen, das mag Jeder für sich entscheiden; seine Aeußerung ist aber hinleitend zu dem gültig gebliebenen Urtheil, wonach der Musik zur „Undine“ überhaupt grillenhafte Seltsamkeit innewohnt. — Diese vorläufigen Andeutungen gehören nur deshalb hieher, um die Förderungsmittel zu bezeichnen, die angestrengt wurden zum Verbreiten einer Mißstimmung, die Fischer auch auf der Bühne empfand, und darüber untröstlich war. Man muß Zeuge gewesen seyn, wie er bei dem in Gesang und Darstellung vortrefflichen Durchführen seiner Aufgaben kalt behandelt wurde, oder mit dem lauten Beifall entgegengesetzte Zeichen vernehmen mußte, wodurch Fischer in fieberhafte Wallungen gerieth.

Nun wollte schon im Jahre 1817 das Ehepaar mich anreizen, im „Gesellschafter“ dies üble Treiben zu befehden, ich war jedoch der Meinung, der alberne Kampf könne durch öffentliche Einmischung erhitzter werden, wie dies gewöhnlich ist bei dem Parteiunwesen. Meine Weigerung erweckte aber neben der Empfindlichkeit die weibliche List, und es kam so weit, daß Madame Fischer mich in einer zahlreichen Gesell-

schaft beschuldigte: ich würde nicht einmal den Muth haben, eine Ansprache, die Fischer selbst unterzeichnete, in meiner Zeitschrift erscheinen zu lassen. Das war nur zu belachen; bei fortgesetztem Angriff erklärte ich jedoch endlich: wolle man so unklug seyn, Oel in's Feuer zu gießen, das von Fischer Unterzeichzeichnete werde meinerseits zum Abdruck angenommen.

Am Morgen des 20. Februar 1818 empfing ich den Aufsatz, und am Abend dieses Tages lag er schon zur Satzberichtigung gedruckt vor mir. Derselbe Abend hatte indeß, wie ich am nächsten Vormittage erfuhr, die Angelegenheit mehr noch in Bedenklichkeit gebracht. „Figaro's Hochzeit" war angekündigt, Fischer schickte der Intendanz das Ersuchen, ihn wegen seines Unwohlseyns diesmal mit dem „Figaro" zu verschonen, erhielt aber den Bescheid: es sey nicht zu billigen. Er mußte auf die Bühne, sang mit Anstrengung; als man jedoch nach zur Gewohnheit gewordenem Belieben die Arie: „Doch vergiß leises Fleh'n, süßes Wimmern rc. rc." Dacapo verlangte, gehorsamte er nicht, und wurde nun bei seinem nächsten Erscheinen sogleich ausgepocht. Obwohl er dann später, als Merkzeichen seiner Unpäßlichkeit, ein seidenes Tuch um den Hals gelegt hatte, es half nichts, er sollte und mußte ein unerhörtes Verbrechen begangen haben gegen das Publikum; — eine Gesammt-Benennung, womit gar oft nur eine sich Vorrechte zutheilende Parteisippschaft prunkt.

So genaue Kenntniß des Geschehenen mangelte

mir am Morgen des 21. Februar, doch ward es mir einsichtlich, Fischer's Aufsatz werde jetzt für ihn noch weniger günstig wirken. Deshalb schrieb ich ihm in Sorglichkeit, und erhielt rasch die von Madame geschriebene Antwort: eben jetzt sey der Abdruck nothwendiger als je; ich möchte an meinem Versprechen nicht deuteln, und nur bemerken, daß Fischer's Erklärung mir vor diesem Ereigniß im Theater zugesandt sey. Im „Gesellschafter" (Jahrgang 1818, Bl. 32.) ist demnach zu lesen:

(„Auf Verlangen des Einsenders versichere ich, der Wahrheit gemäß, daß ich nachfolgenden Aufsatz schon am 20. Februar Morgens empfing.

Der Herausgeber.")

„Berlin. In Nr. 244 der „Zeitung für die elegante Welt" las ich eine Anzeige, welche meldet, daß ich bei meinem Wiedererscheinen auf der hiesigen Bühne, nach einer Reise, am Ende der Oper hervorgerufen, mit den Aeußerungen gedankt habe: „daß der im Auslande erlangte Beifall mich bei weitem nicht so erfreue, als der in der Heimath mir gezollte." — Etwas Wahres ist an der Sache; doch scheint dem Einsender jenes Artikels sein Gedächtniß untreu gewesen zu seyn, denn wörtlich, wie er schreibt, sprach ich nicht, und was ich damit meinte, merke ich wohl, verstand er gar nicht. Hätte er auf die Betonung der Worte Acht gegeben, wäre er wohl dem Sinne derselben näher gerückt. Uebrigens war die Phrase für hier gedacht, hier ausgesprochen und sollte auch nur hier verstanden werden. Um aber im Auslande, wo ich

mit so ausgezeichneter Güte aufgenommen worden, nicht lächerlich undankbar zu erscheinen, kann ich nicht vermeiden, zur Erklärung jener Worte vielleicht in das andere Extrem zu verfallen, welches Den, der mich nicht versteht — sey es aus Unbekanntschaft mit dem Künstler-Gefühl oder aus bösem Willen — leicht tadelnswerth, stolz oder anmaßend erscheinen dürfte. — Ist es allgemein angenommen, den Künstler über seine Leistungen öffentlich zu loben oder zu tadeln, warum sollte es ihm nicht erlaubt seyn, auch ein Wort über das Publikum zu sagen, und über die Art: Kunstleistnngen aufzunehmen? Ich erkenne mich nämlich einer kleinen Erbitterung schuldig, die mich an jenem Abend ergriff, da ich auf's Neue bemerkte, daß eine Abwesenheit von wenigen Monden mir hier schmeichelhaftere Aeußerungen des Wohlwollens errang, als es meiner beständigen Anstrengung: das ganze Jahr hindurch zu geben, was in meinen Kräften steht (wobei gewiß, bleibt auch zuweilen das Geleistete hinter der Erwartung zurück, doch die eifrigste Bemühung nicht zu verkennen ist), gelingt; und doch sind es jene Aeußerungen des Wohlwollens allein, die dem Künstler Bürge sind für das Gelingen seiner Anstrengungen. Dem Mimen flicht die Nachwelt keine Kränze, er ist nur auf den Augenblick angewiesen, in dem er wirkt; wie tief kränkend, ja erniedrigend möchte ich das Gefühl nennen, das ihn ergreifen muß bei der Kälte, die sich hier so erstarrend und allen Aufschwung lähmend, bei den Kunstleistungen äußert! — um so kränkender, wenn er weiß, sein Möglichstes mit

dem besten Willen geleistet zu haben, und wenn er sich in angenehmer Erinnerung bewußt ist, mit demselben Musik-Stück, welches hier ohne Wahrnehmung zu Boden fällt, an andern Orten die lebendigste Anerkennung wohl über den Werth gefunden zu haben. Woher soll 'unter solchen Umständen die Begeisterung für die nächste Scene kommen? Solcher Kälte kann keine Wärme widerstehen, sie greift an das innerste Leben und entzweit den Künstler mit dem Zuschauer, denn ein altes Sprüchwort sagt: Far la corte e non gradire e casa per morire. Der laute Beifall ist dem Künstler nothwendig, er erhebt ihn, feuert ihn an, begeistert ihn; ja er darf ihn fordern als Anerkennung der Achtung, die er dem Publikum durch seine Darstellung schenkt, zum Beispiel am Ende einer Haupt-Scene, Arie u. s. w. gleichsam als Empfangsschein des Gehörten; denn vom gänzlichen Ignoriren bis zum Auspochen ist an andern Orten nur ein Schritt; hier hingegen geschieht es dem vorzüglichsten Künstler fast täglich, und wie sehr schadet ein Publikum sich selbst durch dieses nihil admirari! Der sich fühlende Künstler erwartet diesen Beifall, wird er ihm nicht — aus welchen Gründen es auch sey — so ergreift er den Wanderstab, wenn er kann; zwingen Verhältnisse ihn, zu bleiben, so vernachlässigt er sich, ohne es zu wollen, wird matt, ja verdrüßlich und gleichgültig; das jüngere Talent hingegen, jede Aufmunterung entbehrend, wird zaghaft, des Weges ungewiß, den es zu gehen hat, auch wohl gar durch vielerlei Versuche, den so wohlthuenden Beifall zu erhaschen,

auf Abwege geleitet, die sich mit der Kunst nicht vertragen, allein freilich, leider! nur zu oft ihren Zweck erreichen. Welche Achtung genießt hingegen der Künstler in Frankreich, England und Italien, ja auch in Wien, München u. s. w. Gleich bei seinem ersten Auftreten empfängt ihn das Publikum mit Beifall, noch in der Erinnerung seiner letzten Darstellung und ihm gleichsam damit andeutend: daß man auch heute nicht Minderes erwarte. Wie werden einzelne Stellen gefühlt, herausgehoben; hier, wenn ein Fremder bei solcher Gelegenheit, von seinem Gefühl hingerissen, sich einen Beifallslaut — außer der Zeit — erlaubt, so wird meistens ein durchdringendes Zischen hörbar, welches den Darsteller eiskalt berührt und ihn schnell aus Rom, Athen, oder wohin ihn seine Begeisterung versetzt hatte, in die hiesige Wirklichkeit zurückzieht. Ja es scheint hierin eine Art Etikette eingeführt, zum Beispiel: nie ein Recitativ oder einzelne Solostelle, selten ein mehrstimmiges Stück zu applaudiren, daher die Wechselwirkung der Vernachlässigung solcher Stücke. Die hergebrachte Sitte geht noch weiter: was in der ersten Vorstellung applaudirt oder Dacapo gerufen wird, wird es künftig immer, gleichsam mechanisch, da es doch leicht geschehen kann, daß die nächste Darstellung, auch bei dem besten Willen, nicht so gut gelingt. Der Wirkung, die der Sänger, der auch Schauspieler ist, sich von einem Recitativ versprechen dürfte, steht schon der ängstliche Gebrauch der Opernbücher entgegen, die den Blick vom Darsteller so abziehen, daß Mimik und Spiel beinah überflüssig werden, des

störenden Geräusches nicht einmal zu erwähnen, welches bei dem Umwenden der Blätter im Unisono gleich der Brandung des Meeres ertönt und bisweilen, unglücklich genug, grade bei einer Stelle im Gesange eintritt, wo die größte Stille am wohlthätigsten wirken müßte. — Man könnte beinah behaupten: daß hier selten oder nie der laute Beifall rein durch die Macht der Künstler über die Gemüther hervorgebracht werde; Privat-Verhältnisse aus dem bürgerlichen Leben haben da vielen Einfluß. Wie oft hörte ich selbst im Parterre Verhandlungen und Abstimmungen darüber mit an: „Wollen wir Den applaudiren?" — „I Gott bewahre, Den mag ich nicht leiden!" oder: „Höre, Der muß heute heraus, es ist ein gar guter Kerl!" — „Ei was, der ist schon übermüthig genug!" und Dergleichen mehr. — Manches ließe sich noch anführen, um einer versammelten Menge in's Gemüth zu rufen: daß der Künstler, welcher sein ganzes Leben dazu verwendet, ihr Vergnügen und Genuß zu bereiten, der — nach dem Ausspruche unseres früh verschiedenen Meisters — in jeder angreifenden Rolle einen Theil seines Daseyns darbringt, daß dieser Künstler gleiche Achtung und Aufmerksamkeit zu fordern sich berechtigt fühlt; daß die wenige Schonung, welche hier oft Denen bewiesen wird, die in ihrer Jugend und Kraft gefeierte Lieblinge waren, Jeden auf die Zukunft trübe Blicke werfen läßt. Doch ich schließe diesen Aufsatz, der, meinem innersten Gemüth entströmend, doch vielleicht Manchem zu lang dünkt, mit dem Ausspruche jenes

Meisters: „Das Publikum ist die Geliebte des Künstlers!" — muß aber nicht die heißeste Liebe endlich erkalten einer spröden oder gar koketten Schönen gegenüber, die tiefe Gefühle mit Theilnahmlosigkeit belohnend, oder gar höhnend neckt?

Joseph Fischer,
Königl. Kammersänger."

Mag man in diesem Aufwallen eines leidenschaftlichen Selbstgefühls Ueberhebung und Verwerfliches finden, Wahrheit fließt auch mit ein, und nächstdem ist es eine offen ausgesprochene, dem bedrückten Gemüth entströmte Meinung, die bei dem Andringlichen eines empörten Künstlergefühls doch nicht in Unanständigkeit sinkt. Einstweilen sey darüber hinweggesehen, um dem Thatsächlichen möglichst feste Anreihung zu bewahren nach damaligen Berichten.

Schon am 9. Februar hatte Fischer den König gebeten, an einem Tage in Mittagsstunden zur Unterstützung des „Vaterländischen Vereins" im Opernhause eine „Musikalisch-dramatische Academie" einrichten zu dürfen. Damals war der erwähnte Hader noch gar nicht zu ahnen, und erst mehrere Tage nach jenem Theaterlärm erfuhr der Verein durch den General-Intendanten Graf Brühl, daß die Bewilligung zu dem Unternehmen erfolgt sey. Fischer empfing diese Nachricht am 6. März, erkannte das Mißliche seiner veränderten Stellung, erklärte aber: sein Versprechen und die königliche Zusage wären ihm unter allen Umständen heilig, und er halte es bei weitem weniger seiner Ehre nachtheilig, ausgepocht und ausgepfiffen

zu werden, als etwa in Furcht vor Kabalen sein zu Gunsten eines wohlthätigen Zweckes gegebenes Wort unerfüllt zu lassen; er werde demnach singen in dem Intermezzo „Il Geloso“, mit Beihülfe der Madame Schulz, wünsche aber im Uebrigen das Ganze geordnet, da die seinerseits beantragte Entlassung ihm das nothwendige Vermitteln der Beihülfe und die Leitung unmöglich mache. Weil ich ein Jahr vorher zwei Vorstellungen im Opernhause veranstaltet hatte, sandte mir, dem sogenannten Ehrenmitglied des Vereins, die Prinzessin Marianne ihren Stellvertreter, den Geheimen-Rath v. Kamptz, mich zu fragen: ob ich für das Ergänzen der Vorstellung sorgen, sie ordnen und leiten wolle. Vertraut mit den schwer zu bewältigenden Forderungen, die an den Verein gemacht wurden, gestattete ich mir kein Bedenken, mußte es jedoch haben in Hinsicht auf Fischer, und entgegnete: ihn selbst muß ich hören, muß erfahren, ob er auf einen argen Sturm gefaßt ist. Kamptz ging mit mir zu Fischer; Der sprach, wie er zum Verein schon gesprochen hatte, und fügte hinzu:

„Angenommen, die Dacapo's wären vom Sänger zu verlangen, was ich bezweifle, angenommen also, ich hätte gegen die im Schauspielhause Versammelten gesündigt, so traf mich gleich die härteste Strafe ihrer Gewalt: sie haben mich ausgepocht. Mein Verschulden wäre demnach gebüßt, ohne daß die Gegner von Gelindigkeit reden dürften. Meinen früher geschriebenen Aufsatz ließ ich zur Beherzigung oder Widerlegung drucken; auf demselben Wege, und jedenfalls

nicht im Theater durch Lärmtreiberei, die nur Beweis von Rohheit ist, muß diese Angelegenheit erörtert werden. Denn, wie ich Keinen hindern darf, seine Meinung öffentlich auszubreiten, so ist auch mir eine solche Freiheit nicht zu beschränken, und ich habe sie benutzt in grader Weise. Will eine Partei davon abweichen, immerhin! — es würde für sie kein günstiges Zeichen. Außerdem hat man mich bereits wegen meines Aufsatzes mehrmals in Tagesblättern sehr unanständig behandelt, wie jeder gebildete Leser empfinden wird; es könnten also auch Die befriedigt seyn, denen es nur um Kränkungen für mich zu thun ist. Will jedoch eine solche Partei, nachdem ich, vermöge meiner unbedingt geforderten Entlassung, bereits als Fremder zu betrachten bin, hier nur noch einem wohlthätigen Zweck diene, alles Rechtsgefühl auspfeifen, die Schicklichkeit durch Pochen mit Füßen treten, dann wird mein Recht mächtiger, und ich habe für mich genug erreicht."

Nach dem Berathen über diese Herzenserleichterung kam die erste, vom „Vaterländischen Verein" besorgte Ankündigung in die Oeffentlichkeit; ich bemühte mich, Mannigfaches für die Vorstellung zu ordnen, und hatte nun die Anzeigen allein zu unterzeichnen. — Jetzt erhielt Fischer unterschriftlose Briefe, die ihn erschrecken sollten; Zeichen, daß jene Partei, an deren Spitze der Kammergerichts-Rath Hoffmann-Callot stand, durch Feder und Rede sich verstärkte, und kein Mittel scheute, um den Sänger zu vertreiben, wurden in Menge kenntlich. Dabei schien es mir

doch zuweilen, Fischer betrachte das Unternehmen als den Pfad zur Versöhnung; ich schrieb deshalb ein paar neue, bezügliche Verse zu dem für ihn schicksalswenderischen Gesange des „Figaro", erbot mich, vor dem Intermezzo vom Orchester die Begleitung zu jenem Gesange mehrmals ertönen zu lassen, womit vielleicht durch Ueberraschung und Neugier ein ruhiger Augenblick erzielt werde: denn kam Fischer zum Singen, kam er wahrscheinlich auch zum Siege. Entschieden verweigerte er diese Nachgiebigkeit, die für mich, wenn sie mißglückte, freilich ebenfalls widerwärtig werden mußte.

Am 18. März, nachdem Hoffmann noch Tages vorher in den Zeitungen bezüglich darauf hinwies, daß einst der französische Schauspieler Michel Baron auf der Bühne niederknieend Abbitte leisten mußte, sollte die Mittags-Vorstellung um Elf beginnen. Da mir das Opernhaus wieder nur für eine Probe bewilligt worden war, hatte ich mir selbst jeden Nebendienst eingeübt, und schon zwei Stunden vorher stand ich auf der Bühne, um möglichst jede Unsicherheit zu verhüten. In zehnter Stunde wurden mir fünf Polizei-Beamtete beigeordnet, was ich der Vorsicht gemäß fand, und bald empfing ich den Bericht: daß Hoffmann mit dem Schwarm seines Anhangs im Weinhause bei Lutter und Wegener sey, Alle sich feierlichst verbündet hätten, Fischer nicht singen zu lassen. Als ich gegen Elf wissen wollte, ob meine Familie an ihren Plätzen sey, begegnete mir auf dem Gange hinter den Parquet-Logen der feindliche Troß;

Hoffmann rief mir höhnisch zu: „Sie glauben doch nicht, daß wir dies Intermezzo dulden?“ und ich antwortete: „Bin bestens unterrichtet, weiß genau, auf welchem Boden ich stehe!“ und ging rasch vorüber. Aus dem bis zum Erdrücken gefüllten Zuschauer-Raum nach der Bühne zurückgekehrt, fand ich Fischer im Gespräch mit dem berühmten Schauspieler Pius Alexander Wolff, der mit Jenem in demselben Hause wohnte, und uns Beiden befreundet war. Wir erinnerten den Freund an eine vorläufige Verabredung, wonach er uns in zweifelhaften Folgen helfen sollte mit der einen oder andern von mir für verschiedene Wandlungen verschieden geschriebenen Ansprache der muthmaßlich uneinigen Menge. Die Handschriften waren auch dem Souffleur gegeben, und Fischer sprach zu Wolff: „Den ersten Sturm werd' ich ruhig erdulden, mich hartnäckig beeifern, meinem Versprechen zu genügen; wenn mir aber die Unmöglichkeit erwiesen wäre, dann seyn Sie ja in der Nähe, um aus den Umständen mich zu entschuldigen, allenfalls auch nochmals meine Bereitwilligkeit anzubieten.“ Wolff bestätigte uns seine Zusage, und nun meinte ich, es sey auch für das Unangenehmste der geziemende Anstand bewahrt.

Pünktlich um Elf ertönten die ersten Klänge der Ouvertüre zur Oper „Tigranes“ von Rhighini; dann gab, nach gehobenem Vorhang, die beliebte Seidler-Wranitzky eine Scene aus Rossini's „Tancred“. In den Darstellungen Jahres zuvor waren von mir die „lebenden Bilder“ auf die Bühne

gebracht, jetzt hatte man durch die Zeitungen eine Wiederholung begehrt; zum Aufbau der Bühnen-Vorrichtung war eine Viertelstunde nöthig, die durch ein neues Tonwerk: „Thema und Variationen für das ganze Orchester" erträglicher gemacht wurde, dann folgte mit den Bild-Erscheinungen mein Gedicht: „Das stumme Kind", gesprochen von dem sehr geachteten Schauspieler Beschort. Dies Alles wurde mit lebhaftest lauter Theilnahme begleitet, und füllte die Hälfte der für das Ganze bestimmten Zeit. Die verhängnißvolle Stunde war nun genaht, und nach kurzer Musik-Einleitung wich der Vorhang in die Höhe. Fischer saß als „Schuster Sandrino" innerhalb eines Leinwandgehäges bei der Arbeit; so wie man aber seiner ansichtig wurde, wütheten Stampfen, Pochen, Pfeifen und Zischen im Kampf mit dem angestrengtesten Händegeklatsch und Geschrei: es war ein fürchterliches Durcheinander aller Gewaltmittel zum Wirbel des ungestümsten Getoses. Fischer hielt es, jetzt sitzend, dann gehend und stehend, in erzwungener Fassung aus, versuchte oftmals zu singen, aber jeder Anlauf machte das Aufrührerische wilder: kein Laut von Gesang und Musik konnte vernehmlich werden. Bei so streitig Ungeheuerlichem mochten etwa zehn Minuten vergangen seyn; ich stand hinter der Umhägung, durch eine Oeffnung konnte ich beobachten, daß an Fischer jedes Glied bebte, und als er eben wieder saß, fragte ich: „Soll der Vorhang fallen?" Eine Weile war er unvermögend zu antworten, dann rief er mir leidenschaftlich zu: „Aushalten, aushalten

in Lammsgeduld! Wirft man aber etwa mit faulen Aepfeln und Desgleichen, so fliegt von hier alles Geräth hinunter.“ Das fehlte noch! — ich entgegnete rasch: „Auf den Fall ist vorgesehen; es sind fünf Polizeimänner hier, und bewegen sie sich irgendwie angreifend, dann muß ich Sie vor Aller Augen verhaften lassen.“ — Da drang Angstruf aus den Coulissen: die bei dem Intermezzo betheiligt seynsollende Sängerin Schulz, außer sich über das ihr entsetzliche Ereigniß, war in Ohnmacht und Krämpfe gefallen; ich ordnete Beihülfe an, und eilte dann wieder nach meinem Standort auf der Bühne. Da schienen draußen die mißwollenden Ausbrüche ermüdet, die günstigen vorherrschend. Fischer trat mehrmals mit unterthäniger Geberde vor, und wirklich begann der Gesang. Kaum bemerkte man dies durch die Bewegung des Taktstocks im Orchester — denn zu hören war jenseits noch nichts — da wurden sogleich mit dem Zuschrei: „Niederknieen! Abbitten!“ die Getümmelskräfte abermals in widersetzlichste Thätigkeit gebracht. Nun erst trat Fischer mit den drei herkömmlichen Verbeugungen zurück, und auf meinen Wink fiel der Vorhang.

Wie vorausgeahnt, so begab es sich nun bei den Zuschauern: sie steigerten unter sich gegenseitig die Zwietracht. Man rief: „Fischer! Er soll singen! Hinaus die Ruhestörer!“ und dazwischen andauernd das gegnerische Lärmgewühl mit Schmähworten und nichtverständlichem Geschrei. Die Frauen, in der Mehrheit dem Sänger geneigt, weinten, wurden auch

laut, standen auf den Sitzen und wehten mit ihren Tüchern: es war ein Zusammenfluß verwirrten Wüthens. — Auf der Bühne wurde Wolff erwartet, damit geschehe, was er zu thun übernommen hatte; er kam nicht, und ich eilte, ihn zu suchen, nach seinem, mir bekannten Platz im ersten Logenrange: fort war er, geflüchtet vor dem widerstreitigsten Tummelgetose. Indem ich nach Wolff fragte, befremdete mich eine plötzliche Stille, ich sah mich um, und aus mir, dem Leitenden in Noth, mußte ein bestürzter Zuschauer werden. Der Vorhang war aufgezogen, auf der Bühne erschien der damals junge Schauspieler Maurer, begann zu reden mit den Worten: „Der Zweck des Herrn Fischer ist erfüllt" — aber sogleich hatte er zu schweigen und sich zu retten: denn jener Vordersatz erregte den Wellenschlag des Aufruhrs im Nu wieder zum brausenden Getobe. Ein Theater-Inspektor hatte ihm zugeredet, hinauszutreten, und es ist verzeihlich, daß ihm bei solchem Schreckensgewälze die Besinnung etwas entkam. Um einen Beweis mehr zu geben, wie höchst gereizt die Parteistimmung verfuhr, sey hier eingeschaltet, daß Maurer am Abend desselben Tages im Schauspielhause zur Abbitte gezwungen wurde, ehe er sich seiner Rolle hingeben durfte. — Seine Einmischung hatte übrigens in Bezug auf die gewitterhafte Mittagsschwüle im Opernhause nichts verändert, und als draußen Einer fragte: „Soll Herr Fischer singen oder nicht?" verwickelten sich „Ja!" und „Nein!" unlösbar. Er selbst sagte mir: „Glauben Sie, es sey noch irgend möglich

— ich behaupte das Gegentheil — die Vorstellung in Gang zu bringen, so will ich dieselbe Scene nochmals aushalten, lassen Sie den Vorhang aufziehen!" Weil jedoch ein rachsüchtiger Schwarm nur hindern wollte mit unüberwindlicher Tücke, durfte ich diese nicht weiter in Versuchung führen, was um so gefährlicher ausarten konnte, weil jenseit des Vorhangs schon erhitzter Wortwechsel Einzelner auffällig war. Rathlos blieb es mir aber, wie der uneinigen Menge beizubringen, daß nichts mehr zu erwarten, das Haus demnach zu räumen sey. Da erblickte ich Ludwig Devrient in einer Coulisse, holte ihn näher, und bat, Er, so geachteter Künstler, möge der Versammlung sagen, was ich geschrieben, der Souffleur zum Vortrage unterstützen sollte, wonach ich ihm die Ansprache ein paar Mal vorlas. Der zaghafte Devrient weigerte sich zwar, er wurde aber umringt und bei nicht aufgezogenem Vorhang recht eigentlich wider Willen hinausgeschoben, in der Hoffnung: ist er draußen, wird er sprechen. Er half sich auch glücklich, verkündigte in höflicher Art den Schluß der Vorstellung mit vollstem Dank für Mitwirkung zu dem wohlthätigen Zweck, und endlich leerte sich bei rauschendem Redegeschwirr das Haus nach einem halbstündlichen Parteienkampf.

Später war Mittags-Gesellschaft im Beer'schen Hause, da schien Fischer voll der übermüthigsten Heiterkeit; sie war aber sehr vergänglich: er brach plötzlich in sich zusammen und weinte wie ein Kind, was die Anwesenden tief erschütterte.

Bald verließ er Berlin, wurde im Jahre 1823 zu Gastrollen aufgefordert und kam. Zuerst sang er bei jauchzendem Empfang und schmetterndem Beifall den — „Figaro", willigst sang er auch die Kampf-Arie „Dacapo", und es folgte eine Reihe vortrefflichst belebter Ausführungen bei immer gefülltem Hause, bei stets vollster, mit dem Zuruf: „Hierbleiben!" verstärkter Anerkennung. Von so ausgleichendem Erfolge befriedigt, ging er auf vortheilhaftes Anerbieten erneuter Mitgliedschaft nicht ein, denn er war reich, und wollte nun seinen Kunstkräften und seinem Belieben Freiheit lassen. —

Mein Abenteuer durch ihn habe ich mit deshalb umständlich behandelt, weil ich dazu förderlich seyn möchte, daß man in den lebensgeschichtlichen Werken die Nachreden über Fischer eher mäßige als leidenschaftlichen Tagesberichten zu sehr vertraue. Der Heimgegangene war ein Mann vielseitiger Bildung, der für augenblickliche Aufwallung — bei berechneter seiner Gegner — in niedriger Weise hart bestraft wurde, dann Genugthuung erhielt, und der des Friedens über seiner Gruft gewiß nicht unwürdig ist.

Habe ich mich nun vom „Vaterländischen Verein", überhaupt von Allem, wodurch er entstand und sich erhielt, abzuwenden, muß ich doch ein Geständniß anreihen hinsichtlich meiner tagesgemäßen Verwickelung in staatliche Begebenheiten. Schon angedeutet ist dies Geständniß im ersten Bande dieses Buches (Seite 109); ich will aber offenherzig noch etwas mehr gestehen.

Bei der verschiedenen, nach meinen untergeordneten Kräften zu messenden Mildthätigkeit zur Unterstützung der Bedürftigen befriedigte ich mir das Gemüthliche, behielt aber daneben doch meine eigenen Gedanken in Zusammenbetracht. — Wenn ich die Zeit von der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm III. für mich beleuchte, so hatte der von mir verehrte König zwar recht, bei den zerrütteten Zuständen Preußens möglichst die Nichteinmischung in aufrührerische Welthändel und überhaupt den Frieden zu wollen. Im Jahr 1805 aber, wo alle Anzeichen den nachherigen Rheinbund voraussetzen ließen, mußte Deutschland das vorwaltend zu Erwägende, die abgünstige Stimmung gegen Oesterreich überwunden werden. — Nachdem Dies nicht geschehen, wurde der, rasch im Jahr 1806 von Preußen allein begonnene Kampf, dem kriegskundigen Heere der Franzosen mit einem Feldherrn wie Napoleon gegenüber, begriffslose Verwegenheit. Dies war und blieb es, ob auch unzweifelhaft der willkürliche, am 3. October 1805 vollführte Querzug eines französisch-deutschen Heerhaufens durch einen Landestheil des im derzeitigen Kampfe abseits gebliebenen Preußen als Beleidigung übereinkömmlicher Rechts-, Volks- und Fürstenehre anzuerkennen ist. — Wohl aber hätte sich nach mir dauernd gebliebener Ansicht Preußen im dem Kriege 1809 Oesterreich anschließen, und ein Beispiel geben können, wie man für Deutschland zu handeln habe, ehe Oesterreich ein solches Beispiel gab im Jahre 1813. Dem Kaiser Franz II. ist es — nach meinem Empfinden —

wahrhaft als Großthat anzurechnen, daß Er, dessen Schwiegersohn Napoleon war, dem unersättlichen Eroberer zum vielmächtigen Feinde wurde, und ich glaube, Oesterreich hat dafür solchen Dank verdient, der die Eifersüchtelei zwischen den beiden Staaten besser hätte ausgleichen sollen, als die Erfahrung lehrt. Diese Ansicht kann irrig seyn, sie gehört aber zu meiner Selbstschilderung, und ich unterdrücke sie nicht. — Offen will ich aber gestehen, meine Erkenntniß sey selten im Einklange mit der betriebsam für Gewinn hadernden Staatsklugheit, und im nothwendigen Vorangefühl des Menschenthümlichen will mir überhaupt nirgendwo und nirgendwie ein echter Fortschritt klar werden, so lange man noch Kriege überhaupt begünstigt, meist noch aus Gier nach größerem Länderbesitz, wie wohltönend man bei solcher Absicht die Menge mit Prunkreden täuscht.

Meine kurzen Aeußerungen über Staatliches sollen mich nur dorthin führen, als ich selbst mich kriegerisch rüsten, im Jahre 1813 erwählter Offizier des Landsturms, und dabei zugleich Amtsschreiber in dieser Angelegenheit werden mußte. Da habe ich, ein Terzerol im Gürtel, den Waffendienst mit der Pike erst selber zu lernen, dann zu lehren gehabt, ohne die Ueberzeugung, daß der Berliner Landsturm dereinst sich etwa mit dem Tyroler würde vergleichen lassen. — Empfindlich war und ist es mir aber unvergessen, wie zerstörend die sechs Jahre zuvor von den Franzosen vermittelte „Berliner Bürgergarde" auf das Familienwesen eingewirkt hatte. Folglich

verzeihe ich es mir noch jetzt, bei der Schreib=Verwaltung einem Ober=Medicinalrath, der tobende Vaterlandsliebe in Wort und Geberde offenbarte, der auch körperliche Gebrechen, sogar eine verlorene rechte Hand zum Lossprechen vom Pikendienst nicht wollte gelten lassen, oft den Verdruß zuwandte, während seines Aneiferns die Freischeine bereits ausgefertigt zu haben. Ueberdies bin ich der Meinung, daß die Weltgeschichte von meinen Heldenthaten nichts würde erzählen können, selbst dann, wenn der „Berliner Landsturm" jemals irgend einen bewaffneten Heerestheil hätte abwehren sollen. Für mich Einzelnen muß ich außerdem offenbaren, daß ich niemals von Kanzel und Bibel so fern war, um das fünfte Gebot in Anwendung auf Schlachten gänzlich zu mißachten, wobei ich allerdings die sogenannten „Freiheitskriege" in Ausnahme stelle, trotz des nachträglichen Ergebnisses, daß der Gesammtheit wie mir die geistige Freiheit vom Jahre 1819 bis 1845 freventlich beschränkt wurde. — Bis dorthin ist aber noch Manches zu beachten, und ich lenke mich nun wieder zu meinem Erinnerungswege.

Daß ich bei den im Opernhause von mir veranstalteten und geleiteten Mittags=Unterhaltungen auch seit dem Jahre 1815 mit dem General=Intendanten Grafen Brühl in Näherung kam, ist einleuchtend, und den Mittheilungen darüber bemerke ich voran, daß ich in ihm eine der liebenswürdigsten Persönlichkeiten kennen lernte, auch bei solchen Begriffen, wo nach meiner Anschau der Wahrheit gemäß abfällige

Aeußerungen in Betracht seiner Verwaltung der Oeffentlichkeit hinzugeben waren.

Für den wohlthätigen Zweck jener Bühnenbenutzung hatte ich solche Abende gewünscht, wo nur im Schauspielhause Vorstellung, das Opernhaus also mir zu überlassen war. Diesen Wunsch gewährte Brühl nicht, aus für derzeitige Zustände haltbarem Grunde. Er schrieb mir: „Der Berufungen wegen muß ich auf dem Vormittag beharren, da ich dem Königlichen Theater den Abend um so weniger vergeben kann, als die Rede davon seyn dürfte, alle künftigen theatralischen Privat-Unterhaltungen während der Stunden, wo das Theater Vorstellungen giebt, nicht zu gestatten.“ — In der Folge hat mir Brühl offen und mit Belegen versichert, er habe besonders im Anfange seiner Verwaltung wegen damals zu geringer Staatsbeihülfe manchem Kunstnachtheil, dem er gern widerstrebt hätte, nachgiebig werden müssen, und es wird dies aus meinem Bericht auch etwas deutlicher erhellen.

Jenes aus dem Streit mit T. H. Friedrich hervorgegangene, der Intendanz zugesandte schwache Werk: „Die Prinzessin“, schickte mir Brühl, wie ich schon erwähnte, am 5. April 1815 zurück und schrieb dabei: „Das Lustspiel: „Die Prinzessin“ hat gewiß viel und mancherlei interessante Momente und zeigt von wahrhafter Kunstfertigkeit, allein die vielen und mancherlei Beziehungen, welche darin auf ehemalige hiesige Hofverhältnisse sich finden, und welche durchaus nicht daraus zu verbannen sind, machen die

Aufführung desselben für unsere Bühne vollkommen unmöglich. So leid mir diese Erklärung thut, so habe ich es doch für Pflicht erachtet, sie Ew. Wohlgeboren zu machen, um Sie zu überzeugen, daß keine andere Nebenansicht die Aufführung ihrer dramatischen Kunstwerke verhindert." — Die „Beziehungen" der „Gräfin Milana" in benanntem Lustspiel sind auch von Brühl auf die Gräfin v. Lichtenau übertragen; daß ich an diese nicht gedacht hatte, glaube ich wiederholen zu dürfen, ohne Brühl's Auffassung damit überwältigen zu können: sie mag nur ein Beispiel mehr seyn von hinderlichen Rücksichten, die dem Schriftsteller den Weg zur Bühne erschweren.

Der Vorwurf, solche Rücksichten begünstigt zu haben, trifft aber den Grafen Brühl nicht; was er vermochte, beengenden Verhältnissen gegenüber, das that er, bezeugte jedenfalls in aller Umsicht stets Bereitwilligkeit zum Rechten und Guten, offenherzige Liebe zum Wahren: ein wohlverdienter Nachruhm, der auch hier durch ein paar Züge bekräftigt sey.

Durch dichterische Versuche für die Bühne habe ich ihm, die erwähnte „Prinzessin" ausgenommen, während der ganzen Zeit seiner Verwaltung die Geschäfte nicht vermehrt, kam in solchem Verhältniß nur ein Mal mit ihm in seltsame Verwickelung, die später zu schildern ist. — Mit dem Jahre 1817 hatte der „Gesellschafter" begonnen; und begreiflich waren die Berichte über die Königlichen Theater nicht immer lobend. Unter Anderem befindet sich im 195sten Blatt

des Jahrgangs für 1819 eine für Damals richtige Bemerkung über zu zahlreich gewordene Gastspiele, die mehr oder minder stets das Einheitliche der Darstellung stören. Brühl schickte mir nun zum Abdruck ein Schreiben, worin er seinen zeitgemäßen Standpunkt in folgender, die Beachtung des öffentlichen Urtheils bewährender Weise rechtfertigt:

„Es wird Ihnen, werther Herr Professor, wie so Vielen aus dem Publikum, gewiß nicht entgangen seyn, daß bei unserer Bühne so manches Fach, sowohl in der Oper als im recitirenden Schauspiel, noch unbesetzt und daher so manches Engagement wünschenswerth wäre. — Mich bei Abschließung derselben auf die Empfehlung Einzelner zu verlassen, ist mißlich, ja gefährlich, und die Erfahrung hat gelehrt, daß fremde Schauspieler, welche die Zierde ihrer Bühne waren, hier durchaus nicht gefielen. — Das beste Mittel schien mir daher, das Publikum selbst entscheiden zu lassen, und daß zu dem Ende die Gäste auf der hiesigen Bühne sich zeigen mußten, war die unerläßliche Folge davon. Daß bis jetzt unter Diesen auch nicht Einer sich des allgemeinen Beifalls rühmen konnte, ist so wenig meine als irgend eines Menschen Schuld, und würde es mir selbst am angenehmsten seyn, recht bald Gelegenheit zu finden, meinen Zweck zu erreichen, um so das Gastspiel immer mehr beschränken zu können."

Im Jahre 1822 drängte sich mir im Erforderniß der Selbsttreue ein Antrieb auf, in meiner eignen Sache gegen Brühl widerständig zu werden, wobei der

Bericht vorwortlich zu erinnern hat an die im Jahr 1813 hinsichtlich der „Talentprobe“ entstandene Zwistigkeit, die ich damals abschloß mit der schriftlichen Erklärung: „Wohl denn, es möge meine Genugthuung seyn, daß auf der Berliner Bühne das kleine Stück nie so aufgeführt werden darf, wie es nun ist.“

Zu meiner nicht angenehmen Ueberraschung las ich nun im Juni 1822 in den Zeitungen amtlich für einen der nächsten Abende angekündigt: „Die Talentprobe. Dem. Lindner, von Frankfurt am Main: „Minna“. — Auf ihren Wunsch hatte Demoiselle Lindner — für Bürgerliche war damals die Benennung „Fräulein“ den Theaterzetteln noch nicht erlaubt — die neue Bearbeitung handschriftlich von mir empfangen und an mehreren Orten mit Beifall in dem Schubfach-Stück gespielt; zufolge meines Einspruchs vor neun Jahren durfte man es aber für Berlin nicht in Scene setzen. — Ich eilte zu Brühl, fand ihn nicht zu Hause, traf ihn erst Abends auf der Bühne, wo ich in Aufgeregtheit gegen die Darstellung der „Talentprobe“ mich aussprach. Brühl wollte bis zur Nachgiebigkeit meinen Verdruß beschwichtigen, es gelang ihm nicht, und der Schauspieler Beschort, der uns nicht fern stand, und vermöge meiner nicht unkräftigen Sprachmittel Alles mit angehört hatte, sagte mir nachher in Heiterkeit: „Ei, daß Dichter sich um Aufführung ihrer Stücke bemühen, ist mir wohl schon öfter vorgekommen, daß

aber einer sich gegen die Aufführung so eifrig wehrt, ist mir ganz neu."

Am andern Morgen kam Brühl mit der Lindner zu mir. Diese stellte mir vor, daß Frau Neumann (kurze Zeit nachher Haizinger) eben in Berlin gastirt habe fast in all den gangbaren Rollen, die auch ihrem Repertoir angehörten, sie also durch meine Weigerung in Verlegenheit sey. Meiner Antwort: ich könne ein Verkleidungs-Stück, das ich seit den neun Jahren seines Entstehens nicht wieder in die Hand genommen, und das wahrscheinlich jetzt unverständliche Zeit-Anspielungen enthalte, nicht auf die Bühne lassen, setzte sie das Erbieten entgegen: sie werde jede von mir als nothwendig erachtete Aenderung umlernen, und ich sah ein, es wäre zu schroff, der freundlichen Künstlerin nicht gefällig werden zu wollen. Ich that es unter der von ihr selbst vorgeschlagenen Bedingung, auf deren Grund ich die Lindner sehr plagte, ihr aber auch eine neue Scene schrieb, und so gelangte die „Talentprobe" am letzten Juni-Tage 1822 doch zur Darstellung und zu Wiederholungen. Graf Brühl äußerte nun: er hab' es empfunden, welche Ueberwindung es mir gekostet, grade mit diesem Stück von Neuem auf die Bühne zu kommen, und halte sich für verpflichtet, dies auszugleichen, indem er sich erbiete, fürerst „Die selige Frau" wieder einstudiren zu lassen. Dies geschah nicht, und ich mahnte auch nicht daran. — Im Jahre 1823 erhielt ich aber von der Lindner einen Brief, worin sie wünschte: ich möge ihr ein nochmaliges

Gastspiel vermitteln; da Brühl sich eben auf seinem Landgute Seifersdorf befand, richtete ich dorthin ein Schreiben an ihn, und mir wurde folgende, seine Stellung und Gesinnung nächst der Zusage für die Lindner etwas deutlicher erläuternde Antwort:

„Auf Ew. Wohlgeboren gefälliges Schreiben vom 14. d. in Bezug auf Dlle. Lindner's Gastspiele unterlasse ich nicht, ganz ergebenst zu erwiedern, daß ich mit recht vielem Vergnügen den Wunsch derselben erfüllen werde. Ob ich dieselbe indeß schon zu diesem Herbste oder erst zum nächsten Frühjahr zu Gastrollen einladen kann, darüber kann ich mich wenigstens jetzt nicht bestimmen, und ersuche Sie ganz ergebenst, ihr dies vorläufig wissen zu lassen. Gleich nach meiner binnen hier und vierzehn Tagen erfolgenden gewissen Rückkehr werde ich Ihnen das Nähere bestimmter sogleich selbst sagen können.

Die gesunde und treffende Kritik über unser Theater, welche die Nr. 129 des Gesellschafters enthält, habe ich mit Aufmerksamkeit gelesen. Lob und Tadel muß seyn, sagt Goethe. Letzteren möglichst zu vermeiden, ist gewiß mein aufrichtiger Wunsch. Wenn aber der geehrte Recensent es der Regie zum Vorwurf macht, daß das Repertoire des Trauerspiels der Werke eines Schiller und Goethe, auch noch mehrere, und deren Wiederholung öfters entbehrt, so trifft dieser Tadel nicht die Regie, denn sie hat davon nur die geringere Schuld, da ihr zwar die Einrichtung der zur Aufführung bestimmten Stücke verbleibt, sie aber bei der Wahl derselben durchaus nur eine

berathende, aber keine entscheidende Stimme hat. — Also den Intendant? würde der Ausruf des Kritikers seyn, wenn er diese kurze Erklärung gehört hätte; — und das muß ich nun qua Intendant auch wiederum von mir abwenden. Oeffentlich geht das nicht, also muß ich die Geißel der Kritik ruhig über mich schwingen lassen.

Wer mich kennt, weiß es, daß mir das Beste der dramatischen Kunst am Herzen liegt, und daß ich gewiß gern der erste wäre, der die bis jetzt vermißten Dichterwerke mit eben dem Antheile auf die Bühne brächte, als dies bei den musikalischen Werken gewiß der Fall ist, welche auf unserm Repertoire sind — wenn nicht waltende Verhältnisse dies geradezu hinderten. Diese waltenden Verhältnisse können Sie leichter errathen, als ich sie Ihnen überschreiben darf. Es wäre nach diesen waltenden Verhältnissen kaum möglich, wöchentlich ein Trauerspiel auf das Repertoire zu bringen, und dies geschieht redlich. Urtheilen Sie nun selbst, werther Herr Professor, ob bei den nothwendigen Wiederholungen mancher Trauerspiele in zweiundfunfzig Wochen jährlich so viel Abwechselung im Trauerspiele vorkommen kann.

Ich hoffe Ew. Wohlgeboren nach meiner Ankunft persönlich zu sehen, und wird es mir selbst angenehm seyn, Ihnen noch so manche genügende Erklärung geben zu können. Sehr wünsche ich, daß Sie in diesem Vertrauen die Achtung und Ergebenheit erkennen, welche ich Ihnen gern zolle. Brühl."

Seifersdorf bei Dresden, den 19. August 1823.

Damit dieser Brief deutlicher werde, ist Einzelnes aus dem für Brühl empfindlich gewesenen Aufsatz anzuschließen, auch deswegen, weil es noch jetzt zu bedenken wäre. Der „Gesellschafter“ (1823. Bl. 129.) bespricht den Geburtstag des Königs Friedrich Wilhelm III., und nach Worten der Verehrung für den geliebten Herrscher bringt er die Nachrede:

„Bei dieser Gelegenheit hat sich unser Repertoir mit einer alten guten Oper bereichert, nämlich mit „Richard Löwenherz“. Sie ist in allen Theilen lobenswerth einstudirt und gefiel — ja gefiel! obwohl der Geschmack an solcher Musik, wie sie Gretry gab, beinahe erdrückt seyn könnte von den neueren Tonmassen. Wir haben so eben — in der „Musikalischen Zeitung“ — den herrlichen Gretry zu den kritisch Verdammten zählen sehen, und zwar von Hrn. Kapellmeister Spohr, der dem einfachen Gesange mit starkem Naserümpfen begegnet; wir aber freuen uns recht sehr, die Theilnahme dafür auf der Wiederkehr glauben zu dürfen.“ — „Wir bitten, unermüdlich fortzufahren mit dem Wiedererneuern alter Meisterwerke, es wird das beste Mittel seyn, die verschiedenen Kämpfe über die zeitigen Componisten zum Schweigen zu bringen, wenn man darthut, daß die älteren des Schönen zu viel haben, um nicht mehr zu gelten als Die, welche jetzt allein gelten wollen.“ — „Der schon einmal ausgesprochene Wunsch, die Regie des Trauer- und Lustspiels möchte auch etwas rascher das Neue geben und das gute Alte der Vergessenheit entreißen, muß nun so oft wiederholt werden, bis es

geschieht, und die Schauspielkunst aus der Lethargie erwacht, bei der die Bequemlichkeit zur Wiege geworden ist und der Schlendrian die Wiegenlieder singt. Es kann den Schauspielern nicht gleichgültig seyn, daß in Deutschland fast überall die Oper obsiegt und schon bei einigen Hoftheatern das Trauer- und Lustspiel so angesehen wird, als harre man nur des Augenblicks, wo man es ganz abschaffen könne. Gegen eine solche Musiksucht — immer Beweis eines erschlafften Zeitalters — kann nur die Kraft tüchtiger Männer helfen, und die Regisseurs sind Diejenigen, welche zunächst die Verantwortung haben, oder sie sind der Oeffentlichkeit die Gründe schuldig, weshalb sie ihre Pflicht nicht thun können."

Hier folgt die Forderung, die Werke Schiller's, Goethe's und der neueren Dichter mehr zu beachten, und der Aufsatz endet mit dem Ausspruch:

„Der Zustand des Sinkens, in welchem das recitirende Schauspiel sich befindet, macht es nothwendig, daß die Kritik sich vor Allem die Direktionen scharf ansehe; denn von Denen soll der Geist, nicht aber eine Unterthänigkeit für die Abwege des Geschmacks ausgehen. Sollten sich Melpomene und Thalia in gleicher Armseligkeit fortschleppen, wie in den letzten Jahren, so wird darüber zu reden wahrhaft widrig seyn."

Was die „waltenden Umstände" betrifft, in Brühl's Briefe nur räthselhaft erwähnt, da ist Verheimlichung nicht mehr nöthig. Dem König Friedrich Wilhelm III. hatte sich besonders seit dem Tode

der Königin Luise die Abneigung vom Trauerspiel verstärkt; er wollte erheitert seyn, flüchtige, der Posse verwandte Lustspiele und das Ballet waren die seinerseits von der Bühne begehrte Unterhaltung. Daneben sah sich Brühl noch gehindert durch die anmaaßlichen Eingriffe Spontini's, der eigentlich immer nur an seine Opern dachte, für diese alle Zeit und Kräfte beanspruchte, zur Pracht der Ausstattung verschwenderische Forderungen bewilligt erhielt, nächstdem keinen Behelf, auch nicht durch Hofbekanntschaften vermittelte Gewaltthaten gegen die öffentliche Stimme scheute, um sich, und sich möglichst allein geltend zu machen. Da es mir ebenfalls aufgedrungen wurde, mich gegen Spontini's krankhafte Reizbarkeit und verwegene Selbstsucht zu wehren, wird es in weiterer Entwicklung meiner Erlebnisse gewiß begreiflich, daß durch ihn Brühl sehr viel zu erdulden hatte.

Im Juli 1824 gab Frl. Lindner zum zweiten Mal Gastrollen in Berlin, erneuerte auch die „Talentprobe", und jetzt wurde mir vorher angezeigt, die Rollen zu dem Lustspiel: „Die selige Frau" wären vertheilt. Dem war auch so; Brühl hatte jedoch — mit bestem Willen — die Rolle „Kammerherr" an P. A. Wolff geschickt, der bereits an seinem tödtlich gewordenen Uebel litt, und zur Heilung südliche Bäder brauchen sollte. Wolff schrieb mir nun: er fühle sich sehr angegriffen, und der Graf bestehe darauf, daß mein Stück schnell auf die Bühne solle; dies sey indeß, weil er doch höchstens zwei Mal darin auftreten könne vor seiner Reise, für die Sache nach-

theilig, er bitte mich also, ihm mithülflich zu seyn, „daß bis nach seiner Rückkehr die Darstellung verschoben bleibe, nachher solle sie ihm zur ersten Beschäftigung werden.“ Ich entgegnete: „Erholen Sie sich, werther Freund! Reisen Sie in Gottes Namen ohne Sorge überhaupt, und vor Allem ohne Sorge über mein unwichtiges Lustspiel.“ — Er reiste, und die Nachrichten über seinen Zustand waren so mißlich, daß Brühl plötzlich die bezeichnete Rolle für Carl Unzelmann bestimmte. Dies erfuhr ich am Krankenlager des Schauspielers Stich, der darüber außer sich war. „Der „Kammerherr“ gehört mir!“ rief er in fieberischer Heftigkeit; „bei der ersten Aufführung ist mir schon unrecht geschehen, und jetzt konnt' ich Wolff weichen, keineswegs aber dem neu erwählten Inhaber!“ Er hielt das Geschehene für unerträglich beleidigend, und da er an die Begegnung im Thiergarten vor elf Jahren erinnerte, wo er in gleicher Ansicht schon gegen Iffland geeifert hatte, ich besonders den schwer Erkrankten von seiner Aufregung befreien wollte, trug ich darauf an, ihm die Rolle zu senden, wonach mir Brühl schrieb:

„Wie gern ich auch gewünscht hätte, daß jetzt, wo wir bis Michaeli noch kleine Stücke für Charlottenburg, so wie vermuthlich auch für Potsdam und das Neue Palais gebrauchen, das Lustspiel: „Die selige Frau“ wieder einstudirt worden wäre, so will ich doch, geehrter Herr Professor, es bis zu Herrn Stich's Wiedergenesung liegen zu lassen, meinerseits gern nachgeben, obgleich es mir lieb gewesen wäre, dadurch

im Augenblicke für Madame Stich eine angenehme Beschäftigung gefunden zu haben.

Für die Dauer meiner Abwesenheit mich hochachtungsvoll zu freundlichem Andenken empfehlend.

Berlin, den 19. August 1824. Brühl."

Stich erhielt die Rolle und zeigte sie mir von seinem Krankenlager mit sichtlicher Freude; — er starb aber schon am 3. October 1824. Das „Allgemeine Theater-Lexikon" hat nur fünf Zeilen über ihn, die mit der Angabe schließen: „1824 vom Grafen Blücher verwundet, starb er bald nachher in Berlin." Dies traurige Ereigniß ist bis jetzt noch sehr in der Dunkelheit, ich weiß sie etwas zu lichten, beende aber hier nur das Besprechen der Verhältnisse zu Brühl. — Das kleine Lustspiel kam nicht wieder zur Darstellung, es fiel mir auch gar nicht ein, daran zu erinnern, obwohl ich während Brühl's noch vierjähriger Theaterleitung mehrmals bei ihm als Gast, und er ein anregend liebenswürdiger Wirth war in dem stets sehr gewählten Kreise von Männern, deren Zahl nie über Neun stieg. Den Zeitverlust bei Gastereien habe ich vermieden, wenn es geschehen konnte, aber zu Brühl ging ich gern: denn da mangelte zu dem Leiblichen das Geistige nicht. Ueberhaupt lebt mir sein Thun und Wesen anmuthig im Gedächtniß, unverletzt davon, daß während der dreizehn Jahre seiner Herrschaft von meinen Versuchen in der Schauspiel-Dichtung nichts auf die Bühne kam als die mir abgepreßte „Talentprobe", für die ich weder Honorar empfing noch forderte. Ueberhaupt

aber verscheuchte ich damals sorglich Triebe und Antriebe, Schauspiele zu schreiben, weil ich pflichtgemäß zu arbeiten hatte für Erwerb, der auch in dieser späteren Zeit dem Theater-Schriftsteller ein sehr kärglicher blieb. Wollte ich hier eine Uebersicht dessen anfügen, was mir zwölf auf verschiedenen Bühnen aufgeführte Stücke bis zum Jahre 1834 einbrachten, das Ergebniß wäre eine abschreckende Kläglichkeit: meist wurden nicht einmal die Abschreibe-Gebühren erstattet. So geschah es, wenn ich doch zuweilen wieder in solcher Richtung geschäftig war, fast immer durch nicht abzuweisenden Anlaß.

Während der Zeit, als Graf Brühl, dann Graf von Redern — von Dem ich später in Anerkennung zu sprechen habe — die Oberleitung der Haupt-Bühne in Sorge nahm, wurde ich auch mit Sophie Schröder bekannt, zuerst im Jahre 1816. Wie ich in Bezug auf diese Künstlerin dachte und sprach, bezeugen von dorther die abgetrennten, hier erneuerten Zeilen:

„Mad. Schröder, Kais. Königl. Hofschauspielerin, hat uns mit Gastspielen einmal wieder deutlich gemacht, was eigentlich die Rede- und Schauspiel-Kunst ist, welche Mode mit gemißbrauchtem Sang und nachtrabendem Tanz zu Grabe bringen möchte. Die lebhafte Theilnahme, welche bei dem Publikum immer rascher im Steigen war von der ersten bis zur dritten Darstellung — leider war die Künstlerin so forteilend, daß wir mehrere nicht erbitten konnten! — bezeugte es laut, daß es an der

Zeit sey, die erhabenste Stufe der Theater-Kunst, welche neuerdings selten bestiegen und also auch ruhig im gebrechlichen Zustande gelassen wurde, wieder zu befestigen, die Manier, welche immer nur nach dem Ein- und Auslernen ringt, in ihren Rang zurück zu schieben und mit der Gesang- und Tonkunst eine Grenz-Berichtigung vorzunehmen. Es wäre vielleicht dabei rathsam — wie es neulich bei den politischen Kämpfen geschah — einen sonstigen Zustand als Richtschnur aufzustellen, und gäbe dies auch eine kleine Bewegung im Reiche der Musen: die bisher Bedrückten unter den Neunen sind die Mehrzahl und werden mit dem Paar Repräsentantinnen der Anmaaßung wohl fertig. — Mad. Schröder erschien bei uns als Merope, Medea und Phädra und lehrte uns: daß sie der Erinnerung an die unvergeßliche Bethmann in dieser Rollen-Art sich gegenüber stellen kann. Wenn bei der ehrenvollsten Vergleichung — welche vielleicht kein Lob zu überbieten vermag! — sich Einzelheiten hier- oder dorthin vortheilhafter zeigen, möchte sich dennoch Alles ziemlich ausgleichen, legt zuletzt Mad. Schröder den ungeheuren Umfang, den sie im Sprach-Gebiet hat und gewann, in die Wage der Prüfung. Mir ist niemals eine solche Gewalt ohne Mißklang, und zugleich eine solche Sanftheit ohne Thränen- und Zier-Mischung, — wie der Ton innigster Rührung mit Verschmähen des häuslichen Jammers — so im herrlichsten Verein erschienen, als bei dieser Künstlerin. Wer einen Begriff von ihrem Ton-Raum, der durch die weiseste Geschick-

lichkeit dem geistigen Blick sich fast unendlich darlegt, haben will, der prüfe Zartheit und Gluth in der Scene: wo Phädra dem Hippolyt ihr Empfinden gesteht, im Doppel-Kampfe mit dem Sturmtriebe der Leidenschaft und dem Zügeln der Sitte; ferner höre man die rettende Kraft, welche aus dem heiligen Gefühl der Mutter in Meropen spricht, und wieder die zerstörende, die im Herzen der Medea mit dem Hasse alles Menschliche niederzwingt: überall waltet die schärfste Charakteristik, die sich bei aller Weite doch stets zusammenfaßt, nimmer aus dem Kreise des Schönen sich entfernt, nur sehen wir ihn oft besitzreicher, als wir ihn glaubten. Selbst in den wenigen Momenten, wo man eben entscheiden möchte: dies war ein Theater-Mittel, was weniger wahr als wirkend zeichnet, findet man sich schnell vom Einklange der Abstufung überrascht und muß bemerken, daß die Künstlerin mit talentvoller Verwegenheit erkannte und benutzte, was Natur ihr verlieh, und nur Eins war und blieb mir etwas zu gesunken: der Ausdruck rachlustiger Eifersucht bei der Phädra. Noch eine Rüge hatte ich nach der Darstellung von Merope im Sinne, die nämlich, daß Mad. Schröder durch Shwal-Künste, welche jetzt oft berufen sind, rasch von der Bühne an die Toilette zu führen, uns unterbrach bei dem rühmlichsten Erfolge: Spiel für Wahrheit zu nehmen. Da aber in den andern Darstellungen dem Falten-Studium nur so viel nachgegeben wurde, als zur Unterstützung des Aeußerlichen nothwendig war, mag und muß jene Rüge wohl aus Zufälligem ent-

standen seyn. Sie anzudeuten ist aber deshalb nöthig, damit ein Lob, für welches ich den Worten mein inniges Entzücken gebe, doch bezeugt, daß ich mir Mühe gab auszusprechen, was ihm etwa entgegensteht. — Mad. Schröder bestätigte ihren Ruhm auch in einem Deklamatorium; es war bewundernswerth, wie die Rede allein die mannigfachsten Gedanken und Betrachtungen schnell zu Gefühlen schuf, zu Gefühlen, die, durch klaren Geist angeregt, auch Klarheit zurückließen, nicht in einen Sinnen-Taumel warfen, in welchem sich nur gefällt, wer nichts als Sinnlichkeit aus sich heraus bewegen kann. „Die Brautleute", von Collin, „Saul und David", von Mahlmann, und „Die Glocke", von Schiller, wurden gesprochen und überall Seele und Herz der Dichter so tönend, wie sie es etwa bei dem Schaffen der Gedichte waren." („Gesellschafter" 1817. Bl. 181.)

Welch eine Macht Sophie Schröder im geistigen Ausdruck hatte, das erwies sich im Jahre 1830, eine Anfügurg von Damals mag dies bezeichnen:

„Mad. Schröder ist die erste tragische Virtuosin; über ihre Gastrollen im Einzelnen zu sprechen, wäre unnütz: sie sind überall gekannt und haben von ihrer Sicherheit nichts verloren. Die berühmte Künstlerin gab uns aber etwas Neues: Darstellung von Gemüthsbewegungen, Liebe, Eifersucht, Haß, Verachtung, Freude, Schreck, Furcht, Angst, Zorn, Wuth, Verzweiflung und Raserei: Gefühls-Zustände, die alle in gutem Bilde vor uns standen." („Gesellschafter" 1830. Bl. 103.)

O welche Lichtzeit des Gedankens an ein geistiges Aufwärts auch von der Bühne her einleuchtend! — das Verdunkelnde bleibt mir aber jetzt noch fern, in der Schilderung ist es jedoch bereits vollständig schriftlich bewahrt.

Nicht minder werthvoll als Brühl ist mir im Andenken Achim v. Arnim, mit dem ich von 1816 an bis zu seinem Tode in schriftstellerischer Verbindung, nächstdem aber in freundschaftlicher Vertraulichkeit war und blieb, in solcher Weise, die ohne Absicht etwas Geheimliches hatte. Ich kann mich nicht entsinnen, daß in der ganzen Zeit unsrer Bekanntschaft Einer dem Andern Briefe geschrieben hätte, obwohl ich von ihm eine reiche Anzahl geistiger Arbeiten empfing, und während er sehr oft mich besuchte, kam ich nur ein einzig Mal zu ihm. Dies geschah in einer Gartenwohnung des der gräflichen Familie v. Voß gehörenden Hauses am Wilhelmsplatz Berlin's, wohin er mich zu Abend eingeladen und voraus gesagt hatte: ich würde dort nur ihn und seine Gattin finden. Mit Dieser, der „Bettina", war dies mein einziges Beisammenseyn, was ich meiner Zeitsparung zurechnen muß, jedoch nebenher bekenne, daß an jenem Abend Bettina's Geistigkeit, an deren Fülle nicht zu zweifeln ist, stets ein vorzeigbares Betreiben und Darlegen offenbarte. Mein Einbildungs-Gemälde von ihr mußte sich auch etwas überrascht fühlen durch ihren ersten Anblick, nicht zu ihrem Nachtheil. Putzlos angethan, eine Brille vor den Augen, stand sie im Vorflur und plättete Wäsche,

nach meinem Gruße mir zurufend: „Arnim ist noch aus, treten Sie näher, er muß bald kommen!" Das traf ein; mit ihm entspann sich im Garten, unterdeß Bettina ihr Wirthschaftliches beendete, eine lebendige Unterhaltung, und Manches davon ist mir noch jetzt wie gegenwärtig. Zumeist sprachen wir über Sagen und Mährchen der Vorzeit, deren Bewahren und Sammeln ich zwar gebührend rathsam fand, dabei aber doch wünschte, es möge eine Hinneigung der Art nicht allzu vorherrschend seyn bei dem Volke. Namentlich erklärte ich mich dagegen, die Köpfe der Jugend überschwenglich mit Sagen und Mährchen zu füllen, womit damals mehrere Verleger sehr im Zuge waren. Obwohl wir nun, bei gegenseitiger Anerkenntniß des Werths der alten Sagen, andrerseits, hinsichtlich der Wirkung eines Hineinlebens in das Phantastische, verschiedene Meinungen hegten, lasse ich doch gern die herzig kindliche Gemüthlichkeit, mit der sich Achim v. Arnim äußerte, in mir wiederhallen. Er sagte etwa Folgendes: „Mich stimmt es zuweilen wehmüthig, wenn ich sehe, wie reich jetzt die Jugendwelt ausgestattet ist mit der Poesie unsrer Vorfahren, während mir als Kind nur kärgliche Bruchstücke zu Theil wurden. Alles Gute in aller Dichtung gehört nicht der Willkür an, wird vielmehr als Nothwendigkeit zu betrachten seyn in den Grundlagen des höhern Volkslebens, dessen Geschichte für immer angehören, auch immer brauchbar bleiben. Die uns überkommenen Sagen werden allerdings im neueren Geiste anders aufgefaßt und gewendet, nächst-

dem wird sich manche frische Erfindung anschließen. So ist Denen das Alte davon lieber, Jenen das Neuere, und die Letzteren werden allmälig zur Mehrheit, insofern die Umgestalter ebenfalls fortgeschritten sind mit den Umgestaltungen der Zeit. Wir können auch nicht leugnen, daß aus unsern Sagen unsre Geschichte ergänzt worden und noch zu ergänzen ist, und gewiß wär' es sündlich, die Gedankenwelt der ererbten Sagen und Märchen nicht in Fortzeugung zu erhalten. Auch unsere Geschichte sogar, um sie nicht hier oder dort wegzuwerfen, kann oft der Beihülfe des Glaubens nicht entbehren, wie denn der Glaube als eine blüthen- und fruchttreibende Kraft keinem Verhältnisse des Lebens fehlen darf, soll nicht Alles in und um uns veröden, alles menschliche Thun und Treiben endlich jeden Hebel zur Erhebung, jeden Reiz verlieren. Wird die Kritik überall zu zersetzend, geht unser Daseyn wieder zum Chaos und zum Nichts zurück." — Dem war ich nun im Wesentlichsten mit Zwischenreden zustimmend, wollte aber dennoch in den Richtungen mehr vorwaltend einfache Klarheit als eine Verhüllung des Einfachen, wenn zumal nicht nur die Dichtung, sondern der Einfluß auf die jetzige Jugendwelt in Betracht käme, und nach meinem Empfinden die einfache Klarheit das Reich der Phantasie nur läutere, nicht verschließe. Wir wurden dann auch ziemlich einig in dem nachher bei Tisch ausgebrachten Trinkspruch: „Deutsches Streben im Fortschritt, deutsche Freiheit und Dichtung auf deutschen Grundlagen!" — was noch heut so laut als jemals

in das deutsche Volk hineinzurufen ist, da es von diesem Wege sehr abgeleitet und durch eine Mischung von Umtriebler-Ansichten und Nachahmung französischer Fieberhitze immer mehr in Hinfälligkeit gejagt wurde.

Dies erwähnte Beisammenseyn bezieht sich schon auf die späteren Tage einer innigeren Bekanntschaft mit Achim v. Arnim, ihr Anfang reicht, wie schon gesagt, zurück bis in das Jahr 1816. Als ich nun (1817) den „Gesellschafter" erscheinen ließ, dessen mir fast abgedrungenes Entstehen ihm Vergnügen machte, war er mit Beiträgen emsig beschäftigt. Das Erste, was er mir brachte, und beinah alles Nachfolgende, betraf vorwaltend Deutsches aus vielseitiger Umsicht, und jenes Erste, obwohl bereits der Vorzeit entnommen, ist in seinem Gemüthswitz noch immer jung und volksthümlich genug, um es der Wiedererweckung werth zu achten.

„Wahrhaft neue Zeitung von unterschiedlichen Orten und Landen. Mitgetheilt von L. Achim v. Arnim. (Gedruckt in der Parnassischen Druckerei. 1620.)

Aus der Welt. Wir ersehen, daß, je länger der Mensch auf der Welt ist, je mehr gewöhnt er sich derselben; — daß je eine Welt wie die andere ist; — daß der Tausendste nicht weiß, wie sich der Hundertste ernährt; — daß, wer der Welt die Wahrheit sagt, von Jedem Lügner gestraft wird; — daß die Welt der Narren Käfig ist und ich und du auch darin stecken; — daß Niemand mehr Worte als die-

jenigen Thiere, die reden können; — und daß Jeder denkt, sein Kupfer sey Gold.

Vom Hofe aus. Da erfahren wir, daß Herren-Gunst die höchste Tugend ist; — daß nichts Besseres ist, als aus großer Herren Säcke zu bauen; — daß gemeiniglich Diejenigen den Herren die Schuh abtreten, die ihnen am nächsten nachgehen; — daß es kein Wunder mehr sey, wenn Atlas den Himmel trug, da die Herren die Länder auf den Achseln und Mänteln, und die Mäntel doch nach dem Winde tragen; — daß Gott eine recht natürliche Welt erschaffen habe, aber die Menschen machten aus ihr eine ganz andre, von lauter Kunst, Opinionen und Einbildungen; — daß ein Hofmann sey gleich einem Rechenpfennig, der gilt bald viel, bald wenig, bald gar nichts; — daß, wenn der Fürst am Leibe krank wird, so ist der Arzt sein Herr, wird er an der Seele krank, der Theologus. — Wir bemerken ferner: daß die erste, zweite und dritte Tugend eines Fürsten wahre Gottesfurcht sey, der Papst aber nicht allein zu Rom, sondern aller Orten sey, wo man einem Geistlichen den Zaum so weit läßt, daß er meint: Gott und die Religion hange allein an ihm; — daß, sobald Zween wollen, wird der Dritte ihr Narr: so geht es dem Hohen, der nur auf Die hört, die ihn umgeben; — daß Höfel-Wesen so gemein worden, daß man es schier nicht mehr achtet und wieder recht zu reden anfangen will.

Vom Lande. Da wird uns Kunde, daß daselbst viel Neues ist, denn es mehrt sich im Gange, gleich

wie ein gewälzter Schneeball; — daß die Stadt nicht danach frage, wie das Land denke, so lange sie es nicht braucht und nöthig hat; — daß ein Landkind in Zeit der Noth besser ist als sonst zehn Männer; — daß das größte Geheimniß zur Erhaltung der Hoheit ist, dieselbe vor den Unterthanen so geheim zu halten, daß Jeder sich frei fühlt; — daß Mancher diese Zeitung gelten läßt, der sie nicht gelten ließe, wenn er wüßte, wem sie gälte; — daß nichts Stolzeres ist, als ein Bauer auf seinem Eigenthum; wenn Der weiß, seinen Pflug zu regieren, glaubt er: mehr wisse er denn Salomon; — daß, wenn ein Bauer Schultheiß wird, vermeint er: des Reiches Last liege auf ihm; — daß eines Bauern Höflichkeit nicht eher eintritt, als wenn er einen Gewinn erwartet.

Aus der Kirche. Da ist zu merken: daß Gott von seinen Schuldigern nie Rechnung und eben keine Zahlung begehre; — daß die fünf Sinne des Menschen die ärgsten Siebenschläfer sind; — daß, wenn Träume und Wünsche wahr wären, gäb' es wenig Nonnen mehr auf der Welt; — daß der Mensch durch nichts mehr aufgemuntert wird als durch Verfolgung; — daß, wer meiner Seele übel will, der gönne auch meinem Leibe nichts Gutes; — daß das wahre Reformiren sey, wenn Jeder bei sich selber anfängt; — daß man menschlicher Vernunft Tribut geben, sie aber nicht opfern soll; — daß aller Welt Lust sey wie eines Fieberkranken guter Tag zwischen zwei bösen Tagen; — daß der Teufel auch wohl eine kleine Wahrheit sage, um einer größeren Lüge,

die nachfolgt, Credit zu machen; daß es keinen besseren Glauben für junge Kinder und alte Weiber gebe, als den päpstlichen, und daß die Seele sey des Leibes Licht, die Vernunft Licht der Seele, die Religion Licht der Vernunft, der Glaube Licht der Religion und der Glaube auch Licht des Glaubens.

Von der Universität. Da erkennen wir, daß der höchste Grad der Geschicklichkeit eines Studenten sey, wenn er anfängt zu wissen, daß er nichts weiß, daß aber kein Professor könne berühmt werden, er stelle sich denn als fange mit ihm eine neue Lehre an; — daß müßiger Leute größte Arbeit sey, das Böse aus dem Guten zu klauben; daß Witz ohne Erfahrung lauter Maulwitz sey und Theorie sich gegen Praxis verhält wie eine See-Karte zu einer See-Fahrt, und daß die größte Kunst sey, Kunst zu verbergen.

Von Daheim her. Da merkt es sich: daß ich nichts danach frage, wo dies zerbrechliche Schifflein meines Fleisches hinkomme, wenn ich nur die, welche darin überfährt, sicher durchbringe; — daß die beste Musik sey, wenn Herz und Mund übereinstimmen; — daß mich ihrer gern Etliche nach ihrem Kopfe haben möchten, da aber der Eine kalt, der Andere hitzig ist, wird es mir unmöglich, Jedem zu folgen, sondern ich bleibe bei meinem Kopfe; wer Jedermann gefallen will, muß Jedermanns Knecht seyn. — Man erfährt auch: daß ein Freund besser sey als zehn Verwandte, und mich ein Freund am meisten betrüben könne, weil ich's ihm am wenigsten zutraue.

Aus Deutschland. Da berichtet man: daß die liebe natürliche Einfalt der alten Deutschen also groß gewesen, daß sie ihren Nachkömmlingen nun keinen Namen hinterlassen, womit sie das Wort „Affectation“ zu Deutsch sagen könnten; — daß unter so vielen Religionen gleichwohl Keiner zu finden, der unserm Herrgott und seinen unfehlbaren Worten so viel glaube, daß ein Reich, so unter sich selbst uneins, den Fremden anheimfalle; — daß ein Versorger besser ist als zehn Schaden-Weiser, und daß Rath-Witz Jedermanns Witz ist; — daß man schwerlich erkennt, was Deutschland Gutes hat, ehe es verloren; — daß die Ausländischen von Anfang bis jetzt die Deutschen durch Deutsche zu vertilgen pflegen. — Wir erfahren ferner, daß Diejenigen sehr thörig sind, die vermeinen, nur einerlei Religion im Lande haben zu wollen, da sie doch in ihrem eigenen Ländlein nicht zu Wege bringen, daß sie nur einerlei Maaß, Elle und Münze haben; — daß den zuviel Civilisirten jederweil ein kleiner Barbarismus und den zuviel Schamhaften bisweilen eine kleine Impudenz nützer wäre; — daß wenn die Obrigkeit die Unterthanen und deren Freiheiten unterdrückt, so unterdrückt Gott gewiß bald die Obrigkeit; — daß geistliche und weltliche Tyrannei gewöhnlich beieinander sind; — daß wo Einer übel regiert, da wird auch übel gehorsamt; — daß der Teufel allzeit aus Religion gern Rebellion macht; — daß man doch endlich den Pelz naß machen muß, soll anders gewaschen werden; — daß, wenn Einer etwas thun will, er Vielen einbilden muß, sie hät-

ten's gedacht, sonst widersprechen ihm Alle; — und endlich, daß der Teufel und Jesuiten mit einer Schlange zu vergleichen sind: wo die den Kopf durchbringt, da zieht sie den ganzen Körper nach." —

Wir lebten nun in fortdauernder Anregung, und dabei auch in fortwährendem Zwiespalt und Einverständniß zugleich; in Zwiespalt, wenn er seinen mit dem Naturerforschen sonderbar verwebten Glauben an Ahnungen und Geistererscheinungen darlegte, wo ihn nach meiner, vielleicht irrigen Meinung, die Romantik mehr an sich zog als die wissenschaftliche Begründung; im Einverständniß, wenn er seine staatsbürgerlichen, nicht vom eitlen Standesunterschied überfärbten Ansichten entwickelte, wo ihn Klarheit in Verfolg weltgeschichtlicher Erscheinungen nie verließ. Er besuchte mich beinah ohne Ausnahme nur Abends in der Dämmerstunde, weil es, wie er mehrmals äußerte, als ein gutes Werk zu betrachten sey, wenn ich dann gezwungen würde, meine stete Arbeitsamkeit etwas zu unterbrechen. Ein lebhafter Widerspruch erhob sich hin und her zwischen uns, als Arnim nach dem Tode Jung-Stilling's (1817) über dessen „Theorie der Geisterkunde" mir einen Aufsatz vorgelegt hatte, der, scheinbar zum Theil auch gegen mich gerichtet, meinem Empfinden in Bezug auf Verbindung des Diesseits und Jenseits sehr abfällig war. Das konnte und durfte mich nicht hindern, ihn abdrucken zu lassen, freilich ohne dem mir werthen Verfasser zu verhehlen, daß er mich abermals nicht überzeugt habe durch aus Wahrheit und Schwärmerei gemischte Behauptungen

wie folgende: „Die neuere deutsche Physik kann Geistererscheinungen gar nicht bestreiten, so wie sie fast nothwendig auf den thierischen Magnetismus und höhere Weltorganisation führt, weil sie, den niedern Organismus rein auffassend, schon die Fußtritte höherer Wesen auf den Köpfen der niedern ansteigenden wahrnimmt und anerkennt.“ — „Wir meinen, daß überhaupt wohl keine der neueren in Deutschland gelehrten Philosophieen gegen Ahnungen und Vorhersagungen etwas einzuwenden habe, sie sind ihnen nothwendig zur Ergänzung.“ — „Ueber Erzählungen von Ahnungen, Geistern, kann eigentlich wenig gestritten werden; mag man sie durch ein Gericht von Geschworenen beurkunden lassen, wer zweifeln will, wird noch immer im Harnisch eine Ritze finden, wo er einsticht; aber diese gehörte meist nothwendig zu seiner Zusammensetzung.“ — Wenn jedoch Arnim mit seiner liebenswürdig kindlichen Milde und Wärme sanften Ausdrucks solche Ent- und Verwickelungen vortrug, mußte man sich mindestens immer durch die Art, wie er die Glaubhaftigkeit seines Glaubens bekräftigte, angeregt fühlen, wobei es dann ihn ebenfalls nicht verstimmte, daß man Gegner blieb, einen solchen Glauben in sich weder aufzunehmen, noch darin eine Glückseligkeit zu finden vermochte, diese ihm aber billig zu gönnen hatte.

In Betracht der staatlichen Zustände verleugnete er nicht seine Unzufriedenheit bei Hemmnissen des verheissenen Fortschritts in Ausgleichung mit den Volksrechten, doch gab er die Schuld dieser Hemm-

nisse nicht ungetheilt der Regierung, sondern beklagte daneben die Thörigkeit der Partei, die durch Gelüst zu vormaliger Pariser Modefreiheit und deren fieberisch fabelhaften Ansprüchen, im Wesen und in der Vorzeit des deutschen Volks nirgends wurzelnd, dem Erhofften verderblich wurde. — Die staatsbürgerlichen Begriffe Achim v. Arnim's werden einigermaßen verdeutlicht durch ihn leitende Auffassungen, die sich hier anreihen:

„Ein großes Resultat wird uns durch die Anfänge der französischen Revolution in allen Verwickelungen aufgezwungen: wie nur Wahrhaftigkeit das unglückliche Königspaar retten konnte; diese aber war durch die verschiedenen Parteien am Hofe stets unterdrückt. Wahrhaftigkeit, Offenheit und Entschluß konnten allein helfen; statt dessen war selbst den Ministern immer nur ein Theil des Willens enthüllt: die öffentlichen Aeußerungen gingen ganz gegen die innere Ueberzeugung, und die Entschlüsse kamen zu spät." — „Die größte Last der Beschuldigungen gehört bei der französischen Revolution nicht dem Augenblicke der greuelvollen Umwälzung, sie vertheilen sich auf Jahrhunderte. Dann aber fing mit der Unterdrückung der Feudal-Freiheit und Feudal-Verbindung der chaotische Volkszustand an, in welchem auch der Beste, der nicht die Macht in Händen hat, vereinzelt, hülflos und ohne Theilnahme untergeht. Ein Oberhaus hätte die unbesonnensten Schritte der französischen Versammlungen unschädlich machen können, und der Mangel eines solchen Hauses war ein Hauptgrund

zur Entstehung der Despotie. Diese brach ein durch den unablässigen Kampf gegen Feudal-Formen, ohne welche die wesentliche Wirkung: den Geist des Augenblicks mit Vergangenheit und Zukunft zu verknüpfen, nicht erreicht werden kann." — „Das Wesen der Staaten-Entstehung stammt aus der Natur des Familienlebens, welche das Geistige auf Erden ist, und aus der Natur des Grundbesitzes, welches das Körperliche ist, das dem Geiste unterworfen. Jede Art der Gewalt muß zu ihrem Bestehen nach dem Ursprunge des Staates trachten, der sich im Grundeigenthum findet. Alle Uebergänge der Gewalt, wie sie durch Gegengewalt, durch Verträge und sich einschlingende Gewohnheit zu dem billigen Ziele gebändigt wird, müssen dabei ihr Recht behalten, ohne daß man sich durch heftige Blitzschläge der Aufregungen für die Gegenwart und ihre nothwendigen Stützen blenden läßt." — „Wenn das Erregen und das dadurch Bewegte im Gegenwarts-Leben der Völker unser Herz ergreift, soll man besonders begreifen lernen, woran die ursprünglich vielleicht edlen Bemühungen scheiterten. Befremden darf uns ein Entzücken, welches jetzt und immer wieder ausbricht, wenn nur eine Versammlung vorhanden, die — oft nur angeblich — etwas Gutes bewirken will; sehr bedenklich muß uns ein Bewundern erscheinen bloß über das Aussprechen des so oft gemißbrauchten Wortes Freiheit, während sich die grauenvollste Unterdrückung damit bekleidet, und erstaunen muß man über die Leichtgläubigkeit, mit der man es für möglich

hielt, daß eine Nation sich in höherem Sinne verknüpfen könne, die in ihrem ersten Andrange alle ihre natürlichen Bande löste. Der Fels war zertrümmert; wie viel Blut gehörte dazu, den flüchtigen, verbindungslosen Staub nur scheinbar wieder zu verbinden, und wie lange wird es noch dauern, ehe er sich zu einem haltbaren Bau bildet! Wo die verschiedenen Gewalten immer über die Grenzen festen Bodens hinausstürmen, keine innerhalb dieser Grenzen zu beschränken ist, da reißen alle Bänder, die alten wie die neuen. Wo nun aber Beides geschehen, öfter geschehen in Noth, Irrthum und Bosheit, wo nun die Welt in Gegensätzen auseinander gerissen: wo will man da den Kraft-Sammler finden, der den unaufhaltsam hinunterrollenden Wagen wieder den Berg hinaufbringt, damit nur von Neuem eine klare Uebersicht gewonnen werden kann?! Da mag Einer, da mögen Viele die an Allem sehr unschuldige Staatswissenschaft zu Hülfe rufen, es wird immer heißen: Nicht die Rathschläge der Menschen, der Drang nach Besonnenheit und Frieden und die erworbene Fähigkeit dazu werden die Zustände heilen."

Diese Aeußerungen lassen erkennen, daß sie noch zuständliche Gültigkeit haben, obwohl über vier Jahrzehnde verflossen, seit sie aus Achim v. Arnim's Feder kamen. Den Verhältnissen Deutschlands steht er noch näher in Dem, was sich nun anfügt:

„Das schreckliche Gefühl der Unsicherheit wirkte wohl mehr als alles Andere, den Wunsch nach einer Constitution zu verbreiten, die noch ausdauern kann,

wo alle bisherigen Provinzial-Verfassungen, Gesetze, und so weiter, nicht ausreichen. Darum möchten die theilnehmenden Gemüther nicht bloß mit Preußen, sondern mit Deutschland, ja durch Garantie mit ganz Europa verknüpfen. — Von den bisherigen Verfassungen fällt insbesondere wohl jeder zur Last, daß unbemerkt die bedeutendsten Eingriffe in dieselbe geschehen, weil sie in ihrer Heimlichkeit, außer einigen Geschäftsführern, nur Wenigen im Lande bekannt war. Gegen diese Art Zerstörbarkeit, welche mit einer Art Holzschwamm verglichen werden kann, der nur da recht furchtbar wird, wo die Leute selten hinkommen und die Fenster öffnen, soll nun die öffentliche allgemeine Theilnahme schützen. Ohne Oeffentlichkeit ist jede Art Repräsentation unnütz, dies hat die provisorische Repräsentation in Preußen deutlich bewiesen. — Was man gegen Provinzial-Stände bei einer allgemeinen Stände-Versammlung sagt, scheint übereilt; die Gegenstände für die Verhandlungen beider sind sehr verschieden und beide können mit Vortheil ineinander greifen; jene sind der Grundstein, auf welchem allein eine allgemeine Repräsentation feststehen kann. In den Provinzial-Ständen ist die Controle der Ausführung, in ihnen ist die Schule für den Staat, hier auch die sichere Prüfung, daß die allgemeine Repräsentation nicht ihre Grenzen überschreitet, nicht zurückbleibt, nicht in theoretische Spielereien versinkt. Ueber die Nothwendigkeit und über die Schwierigkeit bei der Bildung eines Oberhauses in unserem Lande sollte man nicht so absprechend

seyn; eben so wenig ist die Wichtigkeit des Grund-Eigenthums in einer Zeit gewürdigt, wo die ungeheuerlichste Beweglichkeit des Eigenthums die Menschen zu Flüchtlingen über die ganze Erde werden läßt. Obgleich überall verkäuflich und wandelbar gemacht, ist es doch Ein sichtbares Zeichen für die Einbürgerung eines Menschen. Wer aber kein Eigenthum hat, kann immer noch in Zünften und Innungen repräsentirt werden, die für den Einzelnen Bürgschaft stellen."

Im Ganzen mit Arnim einverstanden über die unerläßliche Nothwendigkeit der Volks-Betheiligung bei dem Ordnen und Verwalten eines Staats, blieb meine Ansicht doch darin abweichend, daß ich zu begreifen glaubte, dem Uebergange zu einer echt „constitutionellen", zu einer echt verfassungsfesten Regierung müsse man zuvörderst in der Volks-Erziehung, auf den Säulen unsrer Volksthümlichkeit die tüchtige Brücke bauen, sonst würden die Meinungsbrüche in Versammlungen von dreihundert und noch mehr Männern, die ihre Weisheit verschieden, platonisch, englisch, französisch oder nordamerikanisch gefärbt hätten, stets dahin wirken, daß immer nur theils das Zuhochgeschraubte, oft genug fälschlich „Idealität" genannt, theils haltungslose Nachahmerei entstände. Deshalb konnte ich mich nie des Gedankens erwehren, eine zeitgemäßere Verfassung werde naturgemäß nur aus dem Wachsthum des selbsteigenen geistigen Vermögens eines Volkes hevorgehen, und dieses Wachsthum sey für solchen Zweck auch erst sicher zu be-

gründen. Jedenfalls war ich von dem Glauben, es ließe sich schon durch Mehrheit der Stimmen eine gesunde Verfassung erwerben, noch etwas entfernter als Achim v. Arnim, dem doch niemals die neuerdings so verwüstende Thorheit, „man müsse mit der Vergangenheit brechen", auch nur als Möglichkeit bei Deutschen in den Sinn kam, der aber mir entgegen der allgemeinen Volksvernunft mehr Umfang zutraute als ich. Wenn der wackere Freund lebte, wären wir nun wahrscheinlich noch näher einig; denn es ist nicht zu entdecken, daß die Volksvernunft ihre Haupthebel: Ehrfurcht vor Gott, sittliche Strenge im gesetzlichen und kindlichen Gehorsam, in Achtung der Familien- und Gemüthsbindungen überhaupt sorgsam geschützt, sondern sich immer mehr der verderblichen Genuß- und Wirrenslust hingegeben hat. Ohne die höchst schwierige Widerherstellung dieser segensvollen Haupthebel giebt es keinen Fortschritt als den in der Zerstörung.

Doch ich wende mich für jetzt ab von diesen trüben Erscheinungen und weihe dankbare Freudigkeit den vielen Abendstunden, in deren Dunkel die Unterhaltung mit Achim v. Arnim inneres Erleuchten stärkte. Er starb plötzlich am 21. Januar 1831 auf seinem Gute Wiepersdorf im Ländchen Beerwalde, noch nicht voll fünfzig Jahre alt. Die Deutschen verloren an ihm einen, ob auch etwas schwebelnd geistreichen, doch gesinnungstreuen Schriftsteller, dem stets das Wohl und Weh seines Volkes die herzige Seele füllte, der nicht das abgetrennte Trachten eines

bevorzugten Standes, immer den Gesammtnutzen, das Heil für Alle in Berathung zog.

Daß ein Mann mit solcher Wärme für die Gleichheit staatsbürgerlicher Ansprüche auch im engeren Kreise die ehren- und liebenswürdigsten Tugenden entwickelte, bedarf nicht der Versicherung; seine gereifte Tüchtigkeit gab sich kund in mildem, in bescheidenem Wesen, dem es auch vielleicht zuzuschreiben ist, daß seine Fähigkeiten und Verdienste bei den Machthabern nicht nach ihrem Werthe geschätzt wurden. „Zudringlich Dreisten gelingt's dort am meisten!" Wer Achim v. Arnim gekannt hat, ehrt gebührend die ruhige Offenheit, in der er selbst im Bedenklichsten seine urtheilende Ueberzeugung aussprach, mit rühmlichstem Erwägen, dem jedoch weder die Kraft fehlte, noch der Muth, diese Kraft in edler Haltung walten zu lassen. Ich aber, der ich stets seines angenehmen Besuchs gewiß war, kam er auch nur auf kurze Zeit nach Berlin, der ich ihn noch wenige Wochen vor seinem raschen Dahinscheiden bei mir sah, stelle ihn zu Denen, die das Arbeitszimmer mir beleben, wenn sie auch nicht mehr diesseits sind. Ein Freund meiner Kunst und meines Strebens begleitete er, was ich that, mit der eingänglichsten Theilnahme und Anregung, wie denn überhaupt seine unbefangene Freude am Rechten und Guten, sein förderndes Auffassen alles zu beachtenden Wirkens, wem es angehören und wohin es sich wenden mochte, schon eine Stärkung waren, die wohl Vielen wie mir dauernd von Einfluß blieb. — Gesegnet sey das Andenken Achim v. Arnim's

auch durch Bewahrheitung seiner eigenen Worte, die im „Berliner Musen-Almanach für 1831" — sein Todesjahr — den Schluß eines Gedichts bilden:

„Künftig fraget wohl die Welt,
Wo wir sind geblieben,
Vieles dann von uns gefällt,
Manches lernt sie lieben." —

Gleich von jenem Jahr an, seitdem Achim v. Arnim „Des Knaben Wunderhorn" gemeinschaftlich mit Clemens Brentano herausgab, hat man sich gewöhnt, bei dem Einen des Andern zu gedenken; jedenfalls geschieht dies mir, und ich lasse die Zwillings-Erinnerung ungetrennt.

Zu Denen, die sich Ruf erworben haben als Schriftsteller, gehört Clemens Brentano gewiß, und ohne mancherlei Ueberspannungen an seinen Werken zu leugnen, wird man zugeben müssen, daß er auch bei dem Anschluß an die „romantische Schule", die in den Jugendbewegungen des neunzehnten Jahrhunderts mitwirkte, eine sehr ausgeprägte Eigenthümlichkeit offenbarte. Wäre sie nicht mit grillenvollen Schrägheiten behaftet gewesen, konnte eben Er als Volks-Schriftsteller das Höchste erreichen, was er vorzugsweise bewies in seinen Erzählungen „Die mehreren Wehmüller" und „Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl", zumeist in diesem gemüthswunderlichen Herzensgebilde, das als meisterhaft und unübertroffen gerühmt ist, sogar von Denen, die der geheimwaltenden Richtung völligst abwendig sind. Aber auch jede seiner andern Gaben zeugt von

fruchtbaren Geisteskräften, wie sehr sie zuweilen sich vereinten mit den irrweglichsten Seltsamkeiten, die aber wieder ihren Grund haben in der Verwandtschaft mit seinem Wesen, das wohl Vielen, wie mir noch bis jetzt, ein räthselhaft uneiniges blieb.

Bei kleiner, aber anmuthig gebildeter Gestalt hatte er einen ausdrucksreichen Kopf, beweglich in den Mienen und begabt mit lebhaft glänzenden Augen; in keinem Zuge und Blicke verleugnete sich aber, selbst wenn der vielseitige Schalk in ihm rege wurde, eine dämmernde Schwärmerei, im ganzen Antlitz nicht ein Anstreifen von Düsterheit, die aus innerem Zwiespalt entstanden schien. — Man sagt, er habe gern seiner altitalienischen Abkunft gedacht, und daß sein Familien-Name auf die Besitzungen seiner Vorfahren an der Brenta hindeute; mir ist keine Aeußerung der Art von ihm bekannt, und zu tadeln wär' es nicht, von achtbaren Voreltern zu sprechen und sich ihrer zu freuen. Seiner Gesinnung nach war er damals — unsre persönlichen Beziehungen umfassen die Jahre 1816 bis 1819 — durch und durch Deutscher. Dies mochte indeß unterstützt seyn von den gegen Napoleon's Knechtungs-Herrschaft mit Siegesglück beendeten Rettungskämpfen, denen Clemens Brentano sein dramatisches Gelegenheits-Gedicht: „Am Rhein, am Rhein!" weihte, das ich von ihm in eigener Handschrift erhielt und es später, seinem Wunsch gemäß, drucken ließ als Theil des Inhalts von „Blätter und Blüthen" (Berlin, Vereins-Buchhandlung), eines Taschenbuchs, dessen Ertrag — um Brentano's

Worte zu gebrauchen — „zur Linderung der Kriegsfolgen" bestimmt wurde.

Clemens Brentano zeichnete sich auch als tüchtiger Redner aus mit dem fließendsten Wort und treffendem, zuweilen sehr derb werdendem Witz, wobei es ihm manchmal geschah, daß er Andere überzeugte mit Behauptungen, von denen er selbst nicht überzeugt war, aber gleichsam wie durch innere Offenbarung zum Glauben an das von ihm Ausgesprochene hingerissen wurde. Dieser Glaube ging oft so weit, daß er meinte, der Geist der Weissagung wohne in ihm, was ihn dann sichtlich minder mit Erhebung als mit Entsetzen erfüllte, wobei er indeß zugleich in eifrigen Zorn gerieth, wenn man Zweifel hegte, daß diese oder jene seiner Verkündigungen zur Wahrheit werden könne. Diese Erfahrung machte ich besonders eines Nachmittags, als mich Clemens Brentano besuchte in Begleitung des Dr. Vetter (damaligen Mitbesitzers der Maurer'schen Buchhandlung). Ich saß ruhig an meinem Arbeitstische, als die Beiden in das nicht sehr geräumige Zimmer eintraten, wo nun Brentano auf mich zustürzte und mit der berührigsten Geberde mich wohlmeinend zur Rede stellte. Worüber? Ich hatte im „Gesellschafter" das Gebet des Socrates mitgetheilt und hinzugefügt: „Kann man wohl christlicher beten, als Socrates gebetet hat?" — Nach Clemens Brentano's Ansicht war es eine schwere Sünde, nur annehmen zu wollen, der Heide Socrates könne christlich gebetet haben. Dr. Vetter erzählte mir später: Brentano

sey zu Mittag sein Gast gewesen, als die neuesten Blätter des derzeit in der Maurer'schen Buchhandlung erscheinenden „Gesellschafter" ankamen; er habe sie ergriffen, plötzlich die höchste Aufregung bemerken lassen, nachdem er das Gebet des Socrates mit meinem Nachsatz gelesen, und nicht eher Frieden gehalten, bis Vetter ihm versprach, mit ihm nach Tische zu mir zu fahren. Es galt nichts weniger als die Rettung meiner Seele! — und Brentano hielt mir die nach seiner Meinung unüberwindlichen eigenen Satzungen entgegen, wonach ich den Socrates zu verurtheilen und zu glauben habe an die Wahrheit und Macht der Wunder und Zeichen, deren eben damals wieder in vielfachen Berichten als Thatsachen gemeldet wurden. Alles, was ich erwiederte von dem Grundsatz aus: daß mir eine christliche Gesinnung, durch die That bewährt, auch den sogenannten Ketzer zum Christen mache, meine Vernunft, wo sie nicht ausreiche, sich willig dem Glauben füge, jene aber mit diesem zwar in Frieden leben, sich jedoch von ihm nicht unterjochen lassen wolle, bewirkte nichts weiter als einen verstärkten strafenden Redestrom, der endlich eine Unterbrechung fand nach der feierlichen Versicherung: daß, so ich nicht zum rechten unterwürfigen Glauben den Weg fände, ich sammt dem „Gesellschafter" zu den ewig Verdammten gehören würde. Schwerlich verargt es mir ein Besonnener, daß ich in dieser gesteigerten Ereiferung Brentano's endlich mehr Scherz als Ernst vermuthete, da zumal Dr. Vetter nur mühsam sich des Lachens erwehrte. So kam ich denn

aus der anfänglichen Ueberraschung in heitere Abwehr, Brentano aber ging darauf nicht ein und begehrte immer andringlicher, daß ich mich als sündig fühlen und mich bekehren solle. Da erwiederte ich: „Wir sollen die Wahrheit erkennen und die Wahrheit wird uns frei machen, sagt die Schrift, die uns Hauptsatzung seyn soll. Nun äußerte ich schon, was mir Wahrheit ist, wobei ich im Geringsten nicht an Werberei für meine Erkenntniß denke, aber auch für das eben Vernommene nicht den leisesten Anklang in mir finde. Es führen verschiedene Wege zur Beruhigung in Gott, gehe Jeder den, welchen er für den gradesten und sichersten hält." Nochmals folgte eine lange Rede Brentano's, und ich hörte ihm auch bei der Wunderlichkeit mit Vergnügen zu, ohne einen Streit verlängern zu wollen, der hier keinen Erfolg haben konnte. Endlich verdroß ihn mein Schweigen; er schalt nun etwas anzüglich auf meinen „erfrorenen Glauben", und da ich bei diesem Ausdruck lachen mußte, Dr. Vetter ebenfalls laut einstimmte, erhob der Redner seine sehr wohltönende Stimme zur höchsten Kraft und sprach: „Nun denn, so möge Euch werden, was Euch gebührt, und das Strafgericht ist Euch nicht fern, denn im Jahr 1829 erfolgt die Wiederkunft des Heilands und im Jahr 1830 das Weltgericht!" Und damit verließ er mich in voller Entrüstung, so daß Dr. Vetter, der in Erstaunen ein paar Augenblicke mir gegenüber stand und dem ich nur noch sagte: „Er mag wohl krank seyn!" ihn kaum einholen konnte. Brentano hat die bezeichneten

Jahre erlebt und jene Verkündigung, wenn er sich ihrer erinnerte, vielleicht doch mit seiner ihn beherrschenden Phantasie so zu deuten gewußt, daß sie seiner Gläubigkeit nicht bedenklich wurde.

Aber noch heut bin ich der Meinung: er war damals krank, und was sich wenige Monate nachher ereignete, könnte wohl dafür zeugen. Zu meinem Arbeitsgemach kam man durch das Eßzimmer der Familie, und im Hause war man gewohnt, Bekannte einzulassen, ohne sie mir anzumelden. Eines Morgens hörte ich, daß draußen Jemand auf- und abging; ich dachte aber, man wäre mit Aufräumen oder Reinigen beschäftigt, und ließ mich in der Arbeit nicht stören. Plötzlich wurde die Thür aufgerissen, herein stürzte Clemens Brentano, warf sich auf einen Stuhl und rief, laut weinend: „Ich habe mein Gelübde gebrochen! — mein Gelübde gebrochen!" Was und wie ich fragen mochte, ich hörte lange nichts Anderes als die öftere Wiederholung jenes Ausrufs, so daß ich mich genöthigt sah, Augenblicke der Beruhigung abzuwarten. Dann endlich erfuhr ich, was sich begeben, und obwohl hier zur Betrübniß bis zum äußersten Gegensatze sich Anlaß bot, der Ausdruck völliger Zerknirschung konnte bei der Erzählung Brentano's doch nur ausschließlich das Mitgefühl wecken. Er war, wie aus seinen immer wieder durch eine Selbstanklage unterbrochenen Worten hervorging, mit sich und der Welt völlig zerfallen und hatte — so sagte er — sich das Gelübde auferlegt, in Sühne und Buße den Hungertod zu sterben, weshalb er be-

reits zwei Tage sich eingeschlossen habe. Da wäre er nun von seinen Gedanken bestürmt worden, noch einmal seine Freunde zu besuchen, und so sey er zu mir gekommen, zu seinem Unglück, wie er meinte. Denn was war geschehen? Draußen lagen in einem Körbchen ein paar kleine Brode, er konnte bei diesem Anblick der Versuchung nicht widerstehen, verzehrte sie, und die Folge war nun die Verzweiflung darüber, daß er sein Gelübde gebrochen habe. Sobald es möglich war, begann ich mit Trostesworten, suchte ihm zu beweisen, daß sein Gelübde ein Verbrechen sey, indem männlicher Kampf mit sich und den Wirren des Lebens, in unüberwindlichen Ereignissen auch Dulden und selbst Leiden zu den Pflichten des Christenthums gehörten, allen Lehren desselben jedoch widerspräche, was er im Sinne trage. Ich kann mich nicht rühmen, seine herkömmliche Ansicht vom Märtyrerthum überwältigt und ihn mit der meinigen überzeugt zu haben; nur die eine Bemerkung, daß er die Sehnsucht, nochmals seine Freunde zu besuchen, eigentlich wohl als eine himmlische Warnung betrachten müsse, als den Weg, der ihn von seinem schlimmen Vorhaben ablenken solle, schien er zu beachten, und versicherte endlich, sich einer andern Sühne weihen zu wollen. Bald darauf reiste er von Berlin ab, und wir wissen, daß er sich nach dem Kloster Dülmen im Münsterlande begab, dann umher pilgerte, später in der Nähe von Rom sich dem Einsiedlerleben ergab, bis er wieder nach Deutschland zurückkehrte, und nun für seinen Glauben gewirkt haben soll. Dies Alles

weiß ich jedoch nur durch Zeitungen und Gerüchte, ich selbst sah ihn nach jenem wunderlichen Ereigniß nicht wieder, empfing von da an auch weder eine schriftliche Zeile von ihm, noch erfuhr ich über seine Zwecke und seinen Seelenzustand Genaueres. — In den Jahren unserer persönlichen Bekanntschaft war er stets sehr schweigsam in Betreff seiner Vergangenheit, und bei dieser Wahrnehmung enthielt ich mich aller darauf bezüglichen Fragen, wie ich mir auch jetzt noch billigerweise alles Entscheiden hinsichtlich seiner damaligen unzweifelhaft erkrankten inneren Zustände versage. Möge Jeder selbst über die beiden hier erzählten seltsamen Erlebnisse mit Clemens Brentano urtheilen und seine Schlußfolge daraus entnehmen. Mir war er bei aller Sonderbarkeit in seinem — von ihm nur lässig benutzten — Geistreichthum immer eine anziehende Erscheinung, und daß er mir räthselhaft blieb, vermindert das Anziehende gewiß nicht, giebt mir vielmehr noch jetzt zu denken und zu erwägen.

Durch die Rückblicke dem Seltsamen genähert, bringt sich eine ihm angehörende Fügung aus derselben Zeit in meine Gedanken. — Am 28. April 1817 gab Friederike Schirmer, eine vom öffentlichen Urtheil empfohlene Schauspielerin der Dresdener Hofbühne, in Berlin ihre erste Gastrolle. Sie trat auf als „Wallburg" in Oehlenschläger's am genannten Tage zum Erstenmale aufgeführten Trauerspiel „Axel und Wallburg." Wahrscheinlich mangelte es ihr an Kenntniß des für die Bühne Berlin's erforder-

lichen Aufwands von Tonkraft: sie sprach so leise, daß wenig oder nichts zu verstehen und die Mißstimmung der Zuhörer im Steigen war. Da es mir leid that, eine geschätzte Darstellerin mit verstärkten Zeichen des üblen Eindrucks bedroht zu wissen, ging ich während des durch die Umstände sich sehr dehnenden Zwischenakts vom Sperrsitz nach dem Parterre, um, wenn ich Bekannte träfe, sie zu ersuchen, für Beschwichtigung sorgen zu helfen, da gewiß eben nur die Unbekanntschaft mit dem fremden Theater die Sprachmittel der Schirmer als nicht zureichend erscheinen ließ, wie dies auch durch die folgenden Gastspiele der Genannten sich bestätigte. Meine Ansicht rasch dem Einen und Andern zutragend, kam ich bis an die vorderste Bankreihe, wo ich Zeuge eines an sich unbedeutenden Vorfalls wurde. Der schon von mir geschilderte Berichterstatter für die „Spenersche Zeitung“, genannt „Theater-Schulz“, stritt heftig mit einem jungen Manne, dessen Gegenreden ihn durch Spracheigenheit als Fremden kundgaben, und nachdem Schulz eine etwas überderbe Aeußerung hingeschleudert hatte, stürzte er in Hast sprudelnd von dannen, wie oft geschah, wenn man nicht seiner Meinung war. Lächelnd schaute ich ihm nach, dann auf den Fremden, der betroffen und verlegen dastand. Sein Erschrecken möglichst zu Gunsten der Berliner Höflichkeit auszugleichen, äußerte ich ihm: er habe die Unart des Davongeschossenen nicht schwer zu empfinden, wir wären Dergleichen von ihm gewohnt, und nun bezeichnete ich mit wenigen Worten das Wesen des

Störrigen. „Mein Herr“, sagte darauf der Fremde, „Sie sind vermuthlich sehr bekannt mit Berlin, und da möchte ich eine Frage und Bitte an Sie richten.“ — „Frisch heraus damit!“ lautete meine Antwort. — „Ich komme jetzt von Prag und erhielt unterwegs von dem Regisseur Wohlbrück einen Empfehlungsbrief an einen Mann, der mir, wie Wohlbrück sagte, behülflich seyn könnte; ich habe aber den Brief entweder im Gasthofe liegen lassen, oder ihn auf der Weiterreise verloren, denke aber den Mann doch aufzusuchen, Sie können mir vielleicht Auskunft geben über ihn.“ — „An wen war der Brief?“ fragte ich. — „An den Professor Gubitz!“ — „Der bin ich!“ rief ich lachend, und wahrnehmend, daß der Fremde stutzte, fügte ich hinzu: „Kaum könnt' ich's Ihnen verargen, wenn Sie glaubten, ich hätt' auch einen kleinen Sparren, aber trotzdem ist es, wie ich sagte.“ — In diesem Augenblick hörten wir das Zeichen, der Vorhang sollte sich wieder erheben, so daß ich nur noch sagen konnte: „Ich komme wieder!“ und dann nach meinem Sitz eilte.

Als ich abermals im Parterre neben dem Fremden stand, erfuhr ich: er heiße Stein, sey Schauspieler, wünsche in Preußen's Hauptstadt zu gastiren, wisse aber diesen Wunsch nicht in Erfüllung zu bringen, da er in Berlin weder Bekanntschaften habe noch Empfehlungsbriefe mitbringe; er glaube jedoch, dies sonderbare Zusammentreffen mit mir, trotz seines Leichtsinns hinsichtlich des verlorenen Briefes, für ein gutes Zeichen halten zu dürfen. — Mir thürmten sich

vor den Gedanken sogleich die Schwierigkeiten, einem völlig unbekannten Schauspieler auf dem damals einzigen Theater Berlin's Gastrollen zu vermitteln; doch fehlte hier die Zeit zu Erklärungen, deshalb beantwortete ich einstweilen nur noch die Frage Stein's, ob er mich morgen besuchen dürfe, mit willfährigem Ja.

Am nächsten Vormittag kam er, und da ich mich überzeugte, der Fremde sey ein gebildeter junger Mann, verschwieg ich zwar meine Bedenklichkeiten nicht, zeigte mich aber bereit, mich für ihn bei dem Grafen Brühl zu verwenden. Daß ich es, wie Herr Stein sagte, vielleicht eher mit einigem Grunde thun dürfe, erbot er sich, Schiller's Gedicht: „Die Ideale“ zu sprechen. Er trug dieses Gedicht mit kräftig schönem Sprachklang vor, aber freilich in gewaltiger Ueberschwenglichkeit rauschvoller Begeisterung. Das wurde mir zwar auffällig, aber erstens erlauben Schiller'sche Verse schon ein Etwas vom hochsteigenden Schwunge, und zweitens meinte ich: Der ist das Theater gewohnt und weiß im kleinen Zimmer nicht Maaß zu halten. In gutem Glauben begann ich also Unterhandlungen mit Brühl, und weil eben der Schauspieler Maurer (später Mitglied der Stuttgarter Hofbühne) im Urlaub von Berlin abgereist war, wurde Hrn. Stein eine Gastrolle aushülflich zugetheilt. Nachdem Friederike Schirmer in andern Darstellungen verdienten Beifall erworben, auch die „Wallburg“ mit besserem Erfolg wiederholt hatte, erschien in Kotzebue's Schauspiel „Johanna von Montfaucon“ Hr. Stein als „Philipp von Mon-

tenach" vor den Berlinern, die sich in ansehnlicher Zahl beisammen fanden. Es war der Abend des 20. Mai 1817, ein mir unvergeßlicher Abend! Schon bei des „Philipp" ersten kurzen Reden überstürzte mich Bangigkeit, denn der Gast sprach gleich das „Gott grüß' Euch, gute Leute!" so, als enthielten diese Worte die wichtigste Nachricht; in der nachherigen Abschieds-Scene mehrte sich die Ueberspanntheit und am ärgsten brach sie hervor im Gespräch mit der „Hildegard", wobei diese ein gefährlicher Gegensatz war. Sie wurde von einer Demoiselle Tilly als „theatralischer Versuch" gespielt, so zaghaft und ängstlich, daß die Bedauernswerthe kaum Athem genug hatte, die Worte eintönig hervorzubringen, während ihr „Philipp" immer flammensprühend dazwischen posaunte — und noch dazu die wildesten Bewegungen beifügte, vorzugseifrig den rechten Arm stets kerzengrade in die Höhe streckte, überhaupt aber in seiner nicht großen Gestalt eine ungelenke Straffheit herrschen ließ. Kein Wunder, daß nun die Kotzebue'sche Erhabenheit in Komik umschlug, ich in Verzweiflung gerieth über meinen Schützling! — und was war zu thun?! Schon hatten sich hier und dort, auch in meiner Nähe, Lachtöne — nebst den ersten noch scheuen Zeichen vom heranziehenden Fußdonner Seitens der Zuschauer — bemerklich gemacht; rings um mich her äusserten sich flüsternd Mißstimmung und Spott — im wirbelnden Sinnen suchte ich Rath. Für den Gast, wenn er in solchem Zerarbeiten verharrte, war das bitterste Verunglücken auf der Bahn des Schau-

spielers gewiß: ich kannte genau die Vorzeichen eines Theatersturms. Deshalb entschloß ich mich, im ersten Zwischenakt Hrn. Stein mit der Voraussicht seines Schicksals abzuspannen, und dann die möglichste Hülfe zu versuchen. Ich eilte nach dem Theater, heimlichte ihm in der Garderobe zu: „Nehmen Sie Ihre Rolle und folgen Sie mir!" ging mit ihm in den tiefsten Hintergrund der Bühne zu einer einsamen Lampe, und verhehlte ihm nicht, daß ein Auspochen unvermeidlich sey, wenn er in gleichem Ungestüm der Unnatur auf den „heissen Brettern" weiter wirthschafte. Im höchsten Grade betroffen, gestand er doch, er habe bereits widrige Laute gehört. „Jetzt Muth und Besonnenheit!" rief ich ihm zu, „wir wollen die Rolle durchgehen; unterwerfen und fügen Sie sich meinen Anordnungen, dann läßt sich glauben, wir entkommen dem Drohenden; ich vertraue Ihren schönen Sprachmitteln. Jetzt nehmen Sie an, Sie hätten noch gar nicht auf der Berliner Bühne gestanden, wollten eben erst zu ihr hin; zeigen Sie vor Allem, daß Sie fähig sind, ruhig zu sprechen." — Glücklicherweise hat „Philipp" in der ersten Hälfte des zweiten Akts nichts zu thun; ich benutzte die Zeit bis zu seinem Einschreiten, die Scenen ein paar Mal vorzulesen, meine Ansicht darüber dem Gast einzuprägen, und günstig war es, daß „Philipp" zunächst sinnend und schwermüthig erscheinen soll, wodurch sich die plötzliche, mit dem vorigen Ueberbieten des Leidenschaftlichen nicht zusammenstimmende Mäßigung doch einigermaßen einleitete. Nicht vergessen hatte ich die Mah-

nung, die Bewegungen zu mildern; freilich aber jagten sich die Zurechtweisungen im Drange des Augenblicks: ich hoffte indeß schon vom bruchstücklichen Benutzen ein Abwenden des äussersten Mißfallens. Als das Stichwort den „Philipp“ in die Scene trieb, sagte ich nur noch: „Muth und Ruhe! im nächsten Zwischenakt bin ich wieder hier!“ und schritt dann, selber nicht ohne Beklommenheit, nach meinem Sitz zurück.

Den kurzen Monolog sprach Stein mit seinem wohlklingenden Ton wirklich innerhalb der Wahrheit, gehorsamte wirklich dem Rath, in der Zusammenkunft mit „Adelbert“ bedrückt zu spielen, dann nur im Gefecht, seinem verrätherischen Vater gegenüber, die Auflloderung hervorbrechen zu lassen, so daß am Schluß des zweiten Akts ein schwaches Beifallszeichen ohne Mißlaut erfolgte. Bald standen wir Beide abermals vor der einsamen Lampe, und da „Philipp“ erst in der achten Scene des dritten Akts wieder thätig wird, hatten wir Frist genug, die ich nach Kräften benutzte, um dem Gast die erforderliche Besänftigung noch festzuhalten. Nur von da an, wo „Philipp“ die Gefängniß-Schlüssel entwendet, und dann bis zum Schluß — bei dem Fallen des Vorhangs — verlangte ich stärkere Steigerungen im wachsenden Grade. Während dieses Akts, den Stein wieder mit möglichster Zähmung beginnen mußte, kam es bei den Zuschauern zu tiefer Stille in gefesselter Aufmerksamkeit, in der Scene mit „Adelbert“ ließ sich kräftiger und endlich stürmischer Beifall hören.

Nun, nachdem ich auch den vierten und fünften Akt noch mit dem Gast durchgenommen hatte, ging auch das Weitere gut und erwünscht. Die Vorstellung schloß mit allen Zeichen des Beifalls, und Graf Brühl kam freundlichst auf die Bühne, Hrn. Stein zu verkündigen: „Jetzt werden Sie uns den „Faust" spielen!" — den Klingemann'schen —; ich aber, etwas angegriffen, sprach: „Philipp von Montenach, essen Sie zu Abend schmale Künstler-Kost bei mir, ich muß ein Wort mit Ihnen reden, und werde warten, bis Sie sich in Herrn Stein verwandelt haben!"

Zu Hause sagte ich ihm in's Angesicht: „Herr, Sie haben jedenfalls noch auf keiner bedeutenden Bühne bedeutende Rollen in Stetigkeit gespielt, forderten heut Ihr Schicksal heraus und sind über Verdienst gütig von ihm behandelt worden!" Sehr erschüttert und dazwischen doch mit jugendlich leichtfertigem Jauchzen, weil er den Abgrund übersprungen hatte, begann er bei einem Glase Wein seine Beichte. Er hieß Eduard Franz v. Treuenfels, studirte, und sollte sich in Ollmütz juristischer Thätigkeit befleissigen. Seine schwärmerische Theaterliebe trieb ihn heimlich aus dem elterlichen Hause nach Wien, wo er bei dem Josephstädter Theater eine Anstellung fand, von dort durch Einfluß seines Vaters entfernt wurde, dann mit wandernden Schauspielern reiste, abermals nach Wien ging, abermals zu keiner festen Stellung kam, und nun, zweiundzwanzig Jahr alt, Oesterreich verlassen hatte, kühnen Muths sein Glück in Berlin zu suchen.

„Kennen Sie Klingemann's Faust?" fragte ich

ihn, er antwortete: „Nein! ich lerne aber sehr schnell, habe die Rolle bei mir, lese sie heut noch und lege sie mir unter's Kopfkissen." — Auf sein Ersuchen, und da er doch nun einmal mein Empfohlener war, bemühte ich mich mit dem neuen „Faust" bis zum nahe genug angesetzten Tage der Aufführung, wobei ich allerdings gewahren mußte, daß die ausschweifendste Begeisterung und der Mangel an Gelegenheit, sich nach echten Mustern in der Schauspielkunst zu bilden, die seltsamsten Querbegriffe eines Talents zuwege brachte. Wechselnden Stimmungen war er indeß leicht zugänglich, was den Schauspielern nothwendig und deshalb ihrer Reizbarkeit Manches zu entschuldigen, wenn auch nicht zu rechtfertigen, Manches daneben unbedingt abzuweisen ist: denn selten mangelt ihnen die Ueberschätzung ihres Werths. Von seiner Gefühls-Empfänglichkeit gab Stein — er möge den Wahlnamen behalten — viele Beweise. Unter Anderem wurde er während der Proben des „Faust" in meinem Zimmer von der Rührung mehrmals, und immer wieder bei denselben Stellen, so überwältigt, daß die Thränen strömten, die Rede im Schluchzen völlig unterging. Dann erzählte ich ein lustiges Geschichtchen, hinzufügend: er solle sich dessen bei dieser und jener Scene am Abend der Darstellung erinnern, damit er seiner Stimmungen Herr bliebe. Hinsichtlich der Bewegungen kämpfte ich zumeist mit seinem rechten Arm; wenn er sich wieder steil in die Höhe streckte, traf meine Hand, diese beilartig gebraucht, die rechte Schulter, wonach der Arm sich plötzlich

senkte. Durch diesen vielmals herausgeforderten Nothschlag wurde die getroffene Stelle empfindlicher, Stein stöhnte zuweilen, und vernahm dann die Tröstung: „Die Zeit zum Einstudiren ist so zum Verzweifeln kurz, daß, wenn am Abend der Darstellung Ihr sündlicher Arm sich bäumt, keine Hülfe ist, als die schmerzliche Mahnung an mein Gewaltmittel!" — Stein gab den „Faust" mit dem glänzendsten Erfolg, wurde vom lebhaftesten Beifall begleitet und stürmisch gerufen. Sehr lachen mußte ich, als er mir nach dem ersten Akt äusserte: er glaube fast, es sey Ironie gewesen, daß man ihm den Monolog des „Faust" so rauschend applaudirte; — er hatte ihn in richtig ruhiger Betrachtung und mit treffenden Tonwandlungen gesprochen, und der Beifall war ihm ein zweifelhafter, weil ihn hier kein leidenschaftlicher Aufschwung veranlaßte. — Nach diesem „Faust" erhielt Stein zur Gastrolle noch den „Mortimer", den ich ebenfalls mit ihm einstudirte, dabei aber die Ansicht aussprach: „Den „Mortimer" können Sie jetzt nicht darstellen, werden vielleicht mit ihrem Wesen niemals die hier bedingten mannigfachen Mischfarben in künstlerischer Vollendung zu vereinen wissen; streben wir aber, uns des Ihnen Erreichbaren zu bemächtigen." Stein kam mit dieser Aufgabe ebenfalls glücklich durch, wurde dann durch meine Beihülfe Mitglied des Ende August 1817 eröffneten Leipziger Stadttheaters unter Küstner, und erwarb sich den Ruf eines bedeutsamen Schauspielers. Auch in Berlin war mein Empfohlener später nochmals Bühnengast

mit entschiedenem Glück; besonders that er sich hervor als Goethe's „Tasso", der rechte Arm zeigte sich aber immer noch etwas widerspenstig. — Leider starb Stein frühzeitig [1828] in Leipzig, wo man sich seiner in ihn ehrender Weise erinnert. — Fragen mag ich aber nicht: was wäre etwa geschehen, wenn Eduard Franz v. Treuenfels am 20. Mai 1817 als Schauspieler auf der Berliner Bühne zu Falle kam? — man könnte antworten: vielleicht hätte er sich dann wieder heim begeben, in die ihm von seinem Vater bestimmte Bahn sich eingewöhnt, auch wohl länger gelebt auf Erden. Mit solchen Fragen und Vielleichts ist jedoch nichts anzufangen und nichts abzuthun; man muß sich begnügen mit dem Bescheid: wer innen die Ueberzeugung schützte, willig seine Schuldigkeit beachtet zu haben, sammelt sich für verfängliche Zweifel Gründe der Beruhigung.

Nach diesem Bedenken umforschend mit der Frage: was bisher das Gedächtniß in meinem dreiundachtzigsten Jahre aus der Vergangenheit mir erweckte oder unerweckt ließ, steht in solchem Betracht zuerst der Turnmeister Jahn vor mir, und überhaupt treiben und reihen die Jahre 1817 bis 1820 mir noch mächtige Erinnerungen zusammen. Es war die Zeit, als diesseits des Rheins Ernst Moritz Arndt allüberall konnte erklingen hören sein Lied: „Was ist des Deutschen Vaterland?" — eine inhaltvolle, noch immer nur spärlich und mehrseitig einseitig beantwortete Frage, und es wäre nicht selten dem „Was?" das Wo? voran zu senden, ohne daß die Beantwortung

sich erleichtert. — Der Absichten- und Thatenzweck in jenen Jahren dreht und wendet sich um die sogenannte Demagogie, ein Wort, dem die Absonderlichkeit beigemischt ist, daß man es mit Volksleitung und Volksverleitung in Deutsches zu übersetzen hat. Jedenfalls soll man sich aber weder von jenem, noch von irgend einem Worte verleiten lassen, seinen Ge- und Inhalt für „Eins und Alles" zu erachten, das vom irdischen Begriff nicht zu erschöpfende Wort „Gott" ausgenommen. Hier habe ich es in jeder Richtung vorherrschend mit Erlebtem zu thun, jetzt mit Friedrich Ludwig Jahn. Eine kurze geschichtliche Hinweisung erlaube ich mir jedoch voraus in Bezug auf die damalige Demagogie, deren Führer und Anführer — in Zweideutigkeit dieses Ausdrucks — entweder nicht wußten, oder theilweise nicht wissen wollten, daß es einzig redlich und vernünftig klug ist, wenn man allzeit nur das Erreichbare als Ziel aufstellt, nicht durch Uebertreibung mehr dem Rück- als Fortschritt dient. Schon damals konnte als umfangliches Beispiel mitwirken das Ergebniß der französischen Revolution, die, angeregt durch Schöpfungs-Gedanken des Rousseau, d'Alembert, Raynal und Diderot, ursprünglich zur Grundlage hatte die Rechte des Menschenthümlichen, uneingebannt durch Schranken, womit es umlagert wurde vermöge eitler Volksthümlichkeit. Jene französische Revolution begann angeblich ihre Kämpfe zum Heil des Menschenthümlichen, und hatte im Herrschen des Waffenruhms die Unterdrückung der Menschenrechte zum Erfolg. Man darf erfahrungs-

gemäß sagen: für den rechtsechten und sittlichwahren Sinn unsers Lebensberufs ist die Bildung noch weit vom Ziel, noch sehr unreif; die Blüthen fallen oft ab, ehe sie fruchten: in allen sich verschränkenden oder sich verstümmelnden Begebnissen herrschen dann bald und immer wieder Mittel und Gewalten, Macht und Glanz Einzelner zu steigern.

Nun aber sey Friedrich Ludwig Jahn erwähnt in der Art, wonach ich Volksthümliches und Vaterlandsliebe sehr hoch schätze, bei weitem höher aber noch Menschenthümliches und Menschenliebe, die möglichst alles Ueble ausgleichen, nicht etwa neben Scheinprunkerei sich doch nicht zu hüten vermögen vor der Anwendbarkeit des Sprüchworts: „Wenig mit Liebe, viel mit Kolben." — Schon früher, im ersten Bande dieses Gedenkbuchs, habe ich angedeutet, daß ich im Jahre 1805 bei den abendlichen Unterhaltungen in der Kralowsky'schen Leihbibliothek bekannt wurde mit Jahn, und ich muß gestehen: weder durch sein Aeusserliches — das Varnhagen mit wenigen Worten treffend geschildert hat in seinen „Denkwürdigkeiten" — noch durch sein Betragen nahm er meine Zuneigung in Anspruch. Wir Beide blieben nur in Entfernung nebeneinander, besonders als ich bemerken mußte, wie sehr die Blücher'sche Derbheit noch ein neuer Mithebel des Jahn'schen Bildungswesens wurde: jene Derbheit, die auch nicht das Anmuthigste war an dem gefürsteten Blücher, den ich ein einziges Mal beobachten konnte im Gesellschafts-Verkehr

eines reichen Handelsherrn am Hazardspieltisch — ohne Betheiligung meinerseits.

Der Turnmeister Jahn geht mich aber überhaupt nur insoweit an, als er in meinen Erlebnissen mit zu nennen ist, was sich begrenzt innerhalb der ersten Monate des Jahres 1817, nachdem im „Gesellschafter“ Wilhelm Scheerer, „Privatgelehrter“ genannt, den unleugbar damals üblen Einfluß der übertriebenen Turnerei auf die Erziehung beleuchtete. Die Rohheit der Turn-Knaben offenbarte sich auffällig durch widersetzlichen Starrsinn, zum Schrecken der Eltern, und jene Beleuchtung nahm demnach zwar das Turnen an sich in Schutz, der Verfasser glaubte sich aber bei derzeitigen Ausschreitungen berechtigt zu dem Schluß:

„Es kommt freilich sehr viel auf den jedesmaligen Turnmeister an, besitzt Dieser eine vollkommene Körper- und Geistesbildung, so wird jene Rohheit allerdings weniger um sich greifen, doch im Ganzen immer bemerkbar bleiben.“

Nicht öffentlich sprach Jahn gegen dies Befehden eines maßlosen Turnens, bei dem es an Verkrüppelungen nicht fehlte, er schmähte aber ehrverletzend in seinen Vorlesungen; Scheerer forderte öffentlich Beweise, Jahn schwieg und Jener wurde öffentlich andringender. Nun antwortete der Turnmeister mit acht Fragen, sie wurden ihm widerlegt, und obwohl ich anfügte: „Hrn. Professor Jahn seine Gegenerklärung vorbehaltend“, war damit der Streit, befindlich in den Blättern 45, 63, 67 und 81 ersten Jahrgangs

des „Gesellschafter“, zu Ende. Diese Darlegung, die ich begrenzte und mich gern von ihr ablenke, ist mitbezeichnend für andere Ausschreitungen, zu denen ich mich bald hinwenden muß, und hier von Jahn scheide mit der urtheilenden Ansicht: er war in den schlimmen Theilen des verjährten Deutschvolksthümlichen so eingeschnürt, daß wahrhaft Menschenthümliches ihm unerreichbar blieb.

Zwischeninne habe ich noch über eine sonderbare künstlerische und schriftstellerische Geschäfts-Verbindung zu berichten, wobei der Hinblick etwas vom Weltgeschichtlichen einzuschalten hat. Im Februar 1817 erhielt ich durch den General-Consul Delius in Bremen den Auftrag, zu einer neuen verbesserten Ausgabe des Gesetzbuches für Hayti sinnbildliche Zierden im Holzschnitt anzufertigen. Zu diesem Zweck wurde mir der „Code Henry“ in erster Auflage geschickt, nächstdem empfing ich das Hayti'sche Wappen in Abdrücken vom Staatssiegel und zu den Sinnbildern schriftliche Andeutungen. Mir war dies Gesetzbuch eine Seltsamkeit, ich sah es mir näher an als es nöthig war zu Dem, was ich dafür im Holzschnitt zu thun hatte. Mein Eigenthum ist es nicht mehr, zur Vergeltung von mancherlei Hülfe in Censur-Angelegenheiten schenkte ich es dem Minister v. Kamptz, weil ich seiner lebhaften Freude daran den Wunsch abmerkte, ein Buch zu besitzen, das dem Juristen werther seyn konnte als mir. Ich habe jedoch darüber Aufzeichnungen vor mir und will durch deren Mittheilung meinen Bericht einleiten. — Da

Hayti früher französische Erwerbung war, benannt Sanct Domingo, ist die französische Sprache auch für das Gesetzbuch herrschend geworden, und hinsichtlich der Druckerei ist alles Lob erschöpft, wenn man sagt: mit etwas Mühe läßt es sich lesen. Am Schluß sind als Mitglieder des „Conseil privé“ unterzeichnet: „Corneille Brelle, Duc de l'Anse. Comte de Terre-Neuve. Comte de Limonade. Comte de Saint-Louis. Duc de la Marmelade. Duc du Dondon. Comte de la Taste. Comte de Terrier-Rouge Baron de Faraud. Baron de Dupuy. Baron de Vastey. Bertrand Lemoine.“ Corneille Brelle, der Einflußreichste, war vordem Kapuziner; als solcher salbte er den ehemaligen Negersclaven Christoph bei dessen Krönung am 4ten April 1811 mit Cacao-Oel, und der nun zum „König Heinrich der Erste“ gewordene Christoph herrschte nach dem — von ihm selbst gegebenen — Staatsgesetz als sogenannter „constitutioneller Monarch“, befahl auch sogleich die Beschaffung eines Gesetzbuchs. Es bezeugt französischen Ursprung, füllt mit sieben Abschnitten in erster Ausgabe achtundvierzig Bogen und hat jedenfalls das Verdienst der Sinndeutlichkeit. Ueber Cultus ist nichts darin enthalten, was als Beweis umfassender Religionsduldung anzunehmen wäre. Dem Gesetzbuch voran zu beachten ist eine merkwürdige Rede, mit der es dem Könige überreicht wurde. Man denke sich den Neger Christoph, früher Sclave des Kaufmanns Badesche, der bei allem natürlichen Verstande doch nur von beschränkter Bildung seyn konnte, der durch

Raub und Mord empor gekommen war und noch während seines Königthums arge Grausamkeiten verübte, man denke sich ihn und lese nun diese treu übersetzte Anrede, dienend auch zur übersichtlichen Kenntniß des Gesetzbuchs:

„Sire! Ew. Majestät, als dem Stifter unserer moralischen, politischen und militairischen Verfassung, kommt es zu, uns weise Gesetze anzuordnen, welche den Glanz Ihrer Regierung unsterblich machen werden. Nach Jahrhunderten der Unwissenheit, der Vorurtheile und Barbarei, die uns in dichteste Finsterniß einhüllten, war es Ew. Majestät vorbehalten, sie zu zerstreuen, den dunklen Schleier zu zerreißen, der uns die Fackel der Wahrheit verbarg. — Sire! Die Fortschritte der Aufklärung im Sittlichen sind bei den meisten Völkern nur langsam geschehen; Jahrhunderte sind erforderlich gewesen, ehe sie sich ausbildeten, sich Gesetze und eine bürgerliche Verfassung geben konnten. Die großen Dinge, welche Ew. Majestät für das Haytische Volk geschaffen haben, finden auf keinem Blatt der Geschichte ihre Muster und Beispiele. Kaum hatte dies Volk, von Liebe und Erkenntlichkeit hingerissen, den ersten Thron der neuen Welt errichtet, kaum hatte dieses Volkes Vortheil Sie auf die erhabene Stelle berufen, welche Sie mit so vielem Glanz füllen, die Ihre seltene Tapferkeit und Ihre großen Talente Ihnen längst schon angewiesen hatten, als Ew. Majestät, Alles vergessend, was Sie bereits zum Heil des Volks gethan, sich nur dessen erinnerten, was Ihnen zu thun

übrig bleibt, um das Gebäude seines sittlichen und politischen Glücks zu vollenden. Bis dahin ward das Hayti'sche Volk regiert durch veraltete Gesetze, deren Dunkelheit der Unredlichkeit die sichersten Waffen gegen den rechtlichen Mann in die Hände gab; andere Gesetze waren gleichsam nur eine Vereinigung von Aussprüchen, welche allmälig die Kraft der Gesetze annahmen: sie waren unzureichend und ließen den Richter ohne Kraft, um seine Entscheidungen zu ermächtigen. Die Staatsbürger blieben der Gesetzeshülfe beraubt, die unsichere Rechtspflege schwankte ohne Führer, und der Mensch, immer zu Leidenschaften und Irrthum geneigt, konnte fehlen, da er seinen eigenen Einsichten überlassen blieb. — Das Hayti'sche Volk bedurfte eines einfachen, weisen Gesetzbuchs, welches seine Rechte, seine Pflichten auf feierliche Weise einweihte, das dem Klima, seinen Sitten und Bedürfnissen, besonders aber einem ackerbautreibenden und kriegerischen Volke angemessen war. Das richtig schätzende Genie Ew. Majestät, das die verschiedenen Zweige der Bedürfnisse des Volks umfaßt, entwarf den Plan eines solchen Gesetzbuchs, indem es dessen Regeln feststellte: Sie wollten, seine Kräfte sollten sich stützen durch die heiligen Grundsätze, welche die Gottheit in die Herzen aller Menschen eingesenkt hat, durch Gerechtigkeit und Billigkeit. Um den Wunsch Ew. Majestät zu erfüllen, hat der geheime Rath mit dem Lichte der Erfahrungen der unterrichtetsten Männer in allen Zweigen der Gesetzgebung sich zu einigen gesucht, ebenso mit allen Gesetzen der Alten, welche Neuere berichtigt

haben; der geheime Rath ist bis in die geringsten Einzelnheiten gedrungen, und hat aus der Natur des Sachlichen die Urbedingungen ermittelt, welche nothwendig waren, um Gesetze zu entwerfen, die den Zeiten, Gebräuchen und Sitten der Haytier angemessen schienen. Der geheime Rath hat die Ehre, die Früchte der Arbeiten unablässigen Bemühens zu überreichen, indem er eine Darstellung der Gesetze, welche der Code Henri in sich faßt, voranschickt: es ist dies, Sire, weniger sein eigenes Werk als das Ihrige. — Das bürgerliche Gesetz, auf welchem das Glück und die Sicherheit der Familien beruht, das Palladium unserer Sitten, hat vorzüglich Sorgfalt beansprucht: es ist durch Einfachheit und Klarheit dem Einsichtsvermögen aller Staatsbürger angeeignet. — Nachdem die Grundlage des Volksglücks befestigt worden für Erhaltung und Genuß der bürgerlichen Rechte, hat der geheime Rath sich mit den Handelsgesetzen beschäftigt. Redlichkeit und Aufrichtigkeit liehen dem Nachdenken des geheimen Raths ihre Fackeln, um in die Dunkelheiten der Arglist zu dringen, den Betrug zu erspähen, die Pläne sträflicher Betriebsamkeit zu erhellen, die Wahrheit zu erfassen, und so durch ein festes, gelegentlich auch künstlich verbundenes Räderwerk den Mechanismus dieses Systems ineinander zu fügen. — Nächstdem erregte die bürgerliche Rechtspflege die eindringlichste Achtsamkeit; es war unerläßlich, auf bestimmte Weise die Mittel anzuzeigen, welche dazu dienen, sich des Schutzes der Gesetze zu versichern. Die prozessuali-

schen Formen in verschiedenen Fällen bei den bürgerlichen Verhandlungen bestimmen und feststellen, dies heißt in Wahrheit das Volksglück befestigen. Indem man die Prozeßführenden in die Unmöglichkeit versetzt, Rechtshändel zu verewigen, erstickt man den Haß in Familien, so wie den Haß unter Einzelnen, was der guten Ordnung im geselligen Leben so sehr vortheilig ist. — Die Polizei- und Criminal-Gesetze erforderten gleichfalls die Aufmerksamkeit; kräftige Mittel mußten angewandt werden, um den Wirkungen des Betrugs Einhalt zu thun, die Redlichkeit zu schützen, den Rechtlichen Ruhe zu sichern und die Bösen in Furcht zu jagen. — Bei den Gesetzen, welche den Ackerbau betreffen, hat der geheime Rath die freisinnigen und wohlthätigen Absichten Ew. Majestät für Sein liebes Landvolk zu erreichen gesucht. Bis dahin ward dieser betrachterregendste und zahlreichste Theil der Bevölkerung des Staats durch einfache Anordnungen regiert, welche nur zum Behuf des ehemals Herkömmlichen entworfen waren. Der geheime Rath ist dem Landbewohner sein ganzes Leben hindurch gefolgt, hat seine Bedürfnisse erwogen, seine Thätigkeiten berechnet, mit wenigen Worten: er hat die Quellen ergründet und die Kanäle eröffnet, welche den Ackerbau, diesen Ernährer des Menschengeschlechts, blühend machen. Der geheime Rath kann es sich nicht verhehlen, welche große Schwierigkeiten ihn im Wege würden gehindert haben, wenn Ew. Majestät schaffender Geist, seine tiefe Unterscheidungskraft, denselben nicht geebnet hätte. Ein neues Gebäude mußte

errichtet, ein neuer Stoff, der unter den Nationen ohne Beispiel ist, behandelt, neue Grundsätze mußten aufgestellt, Blätter aus unserer Gesetzgebung vertilgt werden bis auf die letzten Merkmale, die an ein von uns auf immer verwiesenes System erinnerten. — Ew. Majestät Absichten zufolge hat der geheime Rath sich dann mit den militairischen Gesetzen beschäftigt, mit diesen unüberwindlichen Dämmen der Disciplin, Grundlagen unserer Armee, die dem Vaterlande Bürgschaft sind für tapfere und brave Krieger, für eine Armee, die sich, der Ehre getreu, vom Soldaten bis zum Großmarschall von Hayti ebenso geübt zeigt in der Kriegskunst wie in den militairischen Tugenden.

Sire! Der geheime Rath hat seine Arbeiten vollendet; er hat die Ehre, den Erfolg seiner Anstrengung und beharrlich ausdauernden Bemühungen Ew. Majestät Genehmigung zu unterwerfen. Er ist weit entfernt von dem Eigendünkel, zu glauben, daß der Codex unserer Gesetze in allen seinen Theilen vollkommen sey. Vollkommenheit gehört nicht zum Bereich der Erde, und der menschlichen Klugheit ist es nicht verliehen, Alles vorher zu sehen. Der geheime Rath ist innig überzeugt, daß Zeit und Erfahrungen immer noch Manches seinen Arbeiten hinzufügen werden, doch schätzt er sich glücklich und es gereicht ihm zur Ehre, unter dem Schutze Heinrich des Großen gearbeitet zu haben, um den Grund zur Wohlfahrt und Glückseligkeit des Hayti'schen Volks zu legen."

Als geschichtliche Ueberlieferung gehöre diese An-

rede für den Neger-König zu den unzähligen Beweisen der Thatsache, daß dort, wo sich die Hofschranzerei einnistet, die schamloseste Schmeichelei sogleich mit angesiedelt ist für Jeden, der durch seine Macht Vortheile gewähren kann. Dann gilt Gewalt mehr und mehr als geheiligtes Recht, das kriechendste Beheucheln, mit wechselnder Färbung übertüncht, für Liebe und Treue. Die innere Fäulniß, werde sie mit dem reichlichsten Prunkwesen verkittet und verkettet, dringt aber doch um sich, und ihr Dunst erzeugt weithin dem Menschenthum Krankheitsstoffe.

Das mir zum Beschaffen der sinnbildlichen Zierden für das Gesetzbuch gesendete Wappen zeigt auf einem flatternd gedachten, die Inschrift „Dieu ma cause et mon épée“ tragenden Bande zwei Löwen, die ein Schild halten, auf dem man einen, mit Sternen umgebenen Phönix aus den Flammen aufschwebend, unterhalb, wieder in einem Bande, die Inschrift sieht: „Je renais de mes cendres.“ Auf dem mit reichgeschmückter Ordenskette umgebenen Schilde erhebt sich die Krone. Dies Wappen ist in den andern Darstellungen von den Merk- oder Geschäfts- und Gewerbszeichen des Krieges und Friedens, des Ackerbaues, des Handels und der Schifffahrt umgeben. Zwei der Sinnbilder lassen Gerichtshallen schauen, in welchen die Themis, Schwert und Wage haltend, die rechte Hand dabei auf das Gesetzbuch gelegt, zum Sitz einen Löwen hat, der einen Fuchs zerreißt. Ich wünschte, von dreien dieser Holzschnitte durch den „Gesellschafter“ Abdrücke vorlegen zu dürfen, erhielt diese

Erlaubniß für alle, und dann, weil ich damals die „Vereins-Buchhandlung" noch nicht gegründet hatte, wurden die zwölf Bildchen Leipziger Verlag von A. H. Köchli. Die geringe Auflage war bald vergriffen, ich selbst besitze auch nur noch wenige Abdrücke. — Da man nun aber in Sanssouci — so hatte König Heinrich sein Hoflager benannt — durch jenen Anlaß erfuhr, ich sey Herausgeber einer Zeitschrift, empfing ich Anträge von dem Hayti'schen Kanzler, Baron v. Vastey, allerlei mir Mitgetheiltes verbreiten zu helfen, was ich in kurzen Zusammenfassungen that. Aus seinen Briefen von Ende Mai 1818 bis Juni 1820 schließe ich Einzelnheiten in Uebersetzung hier an:

(28. Mai 1818.) „Es gingen bestimmte Nachrichten ein, daß Boyer, nach des Mulatten Petion Tode Dictator des republikanischen Theils der Insel, mit den Franzosen unterhandeln wolle, um deren Oberherrschaft wieder herzustellen. Das wird von den Bewohnern Hayti's am meisten gefürchtet, weil sie der ehemaligen Willkür-Regierung mit deren Aussauge-System noch lebhaft eingedenk sind. Man hat nun den König aufgefordert, Boyer entgegen zu treten, und unsere Armee von 40,000 Mann, die sich leicht auf 100,000 Mann vermehren läßt, zieht an die Grenze. Selbst Nothwehr zwingt uns dazu, denn schon wurden von dort aus unsere Grenzen überschritten, indem Banden verschiedener Parteien eindrangen, um hieher ihre Republik, dieses Treibhaus ehrgeiziger und habsüchtiger Absichten, auszudehnen.

Jene Parteien, die Raub und Mord auf unser Gebiet wälzen, verstärken sich überall mit dem Auswurf des Menschengeschlechts, und wir sind gezwungen, einzuschreiten. Wenn wir uns nun davon durchdrungen fühlen, daß die Monarchie die haltbarste Regierungsform ist, sie auch durch die Weltgeschichte als bewährteste sich offenbart, so muß uns daran liegen, daß diese Regierungsform die einzige werde in Hayti, und wir hoffen, daß dies der beste Antrieb seyn müsse, dem König Heinrich I. die Anerkennung Seitens der europäischen Fürsten zu verschaffen."

(23. August 1818.) „Wir beschäftigen uns jetzt mit Vermehrung der Lancaster-Schulen, führen auch das Decimal-Maaß und den Decimal-Kalender ein. Zu unserm Kalender wünschen wir Vignetten von Ihnen, und daß Sie überhaupt die Gefälligkeit haben mögen, uns im Typographischen mit Rath und That beizustehen."

(19. März 1819.) „Die gewünschte preußische Städteordnung und die Stiftungsacte der Berliner Universität sind mit den Blättern Ihrer Zeitschrift und den Vignetten angekommen; die Zahlung ist angewiesen. Für Ihre Gefälligkeiten verlangen Sie keinen Ersatz, wir könnten Ihnen aber leicht unsere Dankbarkeit beweisen mit Waaren, wenn Sie ein Kaufmannshaus hätten, was sie übernähme, besonders Kaffee oder Mahagoniholz. Giebt es eine Schrift über die preußischen Orden, wäre ich gern in deren Besitz. Auch die neuesten Verordnungen über die Verhältnisse der Bauern möchte ich kennen lernen."

(14. Juni 1819.) „Die Aufhebung der Sclaverei,

die zum Zwecke der Befreiung vom Joche der Fremden hier verkündet werden mußte, und die auch im Menschenrechte liegt, hat ihr Gutes vollbracht, jetzt sind deren Uebel zu überwinden. Ein in allem Druck, auch dem der Unwissenheit, gewesenes Volk macht keinen Unterschied zwischen Freiheit und Zügellosigkeit; es erfordert Zeit, dies zu ändern, und die Hindernisse sind schwer hinweg zu räumen, eben weil sie hauptsächlich im Mangel des Geistigen ihren Grund haben. Viel läßt sich reden von Menschenrechten, doch es müssen erst Menschen da seyn, die sich selber alle Pflichten auflegen, um dann auf alle Rechte Anspruch zu haben. Bei jedem Schritte, den wir vorwärts thun wollen, kommen Pflichten mit, die Denen, welche die Freiheit mißverstehen, stets wie Sclaverei erscheinen. Haben wir bei einer neuen Einrichtung den Widerstand beruhigt, stets werfen die von den Nachbarn zuströmenden republikanischen Aufreizungen, die eine Sprache führen, welche Schmuck wirft auf alle möglichen Albernheiten, Feuerbrände in die Stimmung."

(23. Mai 1820.) „Die Europäer haben schwer gesündigt an sämmtlichen Ländern, welche sie als für ihre damalige Unkenntniß allerdings neu entdeckten Welttheile sich aneigneten wie herrenloses Gut, was diese Länder keineswegs waren. Auch für eine spätere Zeit ist es keine Ehre, daß man von dort aus, wo man sich der Bildung rühmte, noch unablässig die Menschen der heißen Zone als Handels-Artikel betrachtete im Mißbrauch von Stärke und Klugheit, daß

man schnöden Gewinnes wegen Frevelthaten beging, denen die Gerechtigkeit hätte Fesseln anlegen sollen. Wenn Menschen nicht wie Vieh oder todtes Eigenthum zu betrachten sind, dennoch aber Diejenigen, welche sich in den Landstrichen heisser Zonen anbauten, von Eingedrungenen nur als versendbarer und geldbringender Stoff betrachtet und behandelt wurden, wer will es den so schmachvoll Unterdrückten zum Verbrechen anrechnen, wenn sie ihr Joch abwerfen und gegen ihre Peiniger mit der Grausamkeit verfahren, worin diese ihre Lehrmeister wurden? Die so Mißhandelten glauben nicht an Gesetze, welche Rache und Selbsthülfe verbieten können; ihnen ist Alles Sclaverei, von der Lehre und dem Unterricht bis zur Unterordnung da, wo die allgemeine Ordnung sie befiehlt. Unsere Macht, die stets sich auf Angriffe von aussen bereit und die ihr zu Gebot stehenden Kräfte beisammen halten muß, darf im Innern nur von Zeit zu Zeit einmal durchgreifen, wenn man wenigstens für eine Weile sich vor Angriffen geschützt wähnt, die dann aber doch plötzlich wieder in Aussicht sind. Deshalb wäre eine Anerkennung des Königs Heinrich I. für uns ein Ereigniß von Wichtigkeit, und wenn sie von Frankreich fürerst nicht zu hoffen ist, sie wäre uns der Anfang einer Hülfe, woher sie kommen möchte."

Das Schreiben, dem diese letzte Mittheilung entnommen ist, war das vorletzte eines Briefwechsels, der meinerseits in Erklärungen über die bestellten mancherlei künstlerischen Arbeiten bestand, oder in Antworten auf Fragen über Verhältnisse, deren Kennt-

niß in Hayti, wie man meinte, nützlich seyn konnte. Der Wunsch, den König Heinrich I. von europäischen Fürsten anerkannt zu sehen, giebt sich in allen Briefen auf die eine oder andere Weise kund. Bekanntlich stürzte der neu errichtete Thron schon im October 1820 durch einen Militair-Aufruhr, an dessen Spitze General Richard, Herzog von Marmelade, und der Kriegsminister Paul Romain standen. Der kranke König Heinrich I., sogar von seiner Leibwache verlassen, erschoß sich am 8. October 1820, der Sohn wurde von wüthenden Soldaten am 18. October ermordet, die Mutter flüchtete mit ihren beiden Töchtern.

Aus den Berichten des Barons von Vastey sprechen nach meiner Ueberzeugung guter Wille bei nützlichem Zweck, und in Bezug auf meine Verbindungen mit Hayti bin ich es der Wahrheit schuldig, zu sagen, daß man sehr redlich alle Verpflichtungen erfüllte. — Eine Kaffee-Sendung hatte ich laut wiederholter Aeusserung auch zu erwarten, daß sie nach der fürchterlichen Umwandlung ausblieb, versteht sich von selbst; eine solche Erwähnung hielt ich eigentlich dem Spaß näher als dem Ernst, entbehrte also nicht einmal eine Hoffnung, nachdem das Verheissene sich im Nichts verlor.

Von den Schwarzen mich trennend, habe ich nun deutscher Anschwärzerei zu gedenken.

In den Jahren 1818 und 1819 erregten Luden, Oken und Ludwig Wieland mittelst ihrer Zeitschriften: „Nemesis", „Isis" und „Volksfreund" wirbelreichen Lärm gegen Kotzebue durch ein auf-

gefangenes, von ihm nach Petersburg bestimmtes „Bülletin". Die mannigfachsten Aufreizungen kamen in sich steigerndes Getümmel und Verwirren; dabei beachte ich nur das Wenige, wozu Kotzebue selbst mich in Anspruch nahm, über jenen aufgefangenen Bericht nur bemerkend: man dürfte die unerlaubte Veröffentlichung für Pflicht, wegen der miteingreifenden Nebenumstände aber für ehrwidrig halten.

Bekannt ist, daß Oken in seiner Zeitschrift bei Erwähnung der ihm Mißliebigen auch bildlich mit Eselsköpfen schmähte. Diese rohe Unwürdigkeit war Anlaß, daß Kotzebue — früher mir in Berlin persönlich genaht — aus Weimar für den ersten Jahrgang des „Gesellschafter" einen nicht geistlosen, nur mit drei Sternchen unterzeichneten Aufsatz schickte, überschrieben: „Empfehlung der Eselsköpfe." Erneuern mag ich den derbwitzigen Aufsatz nicht, zu finden ist er in jener Zeitschrift (1817. Bl. 111); da jedoch Kotzebue die Zusendung des Abdrucks gewünscht hatte, legte ich ein paar Zeilen hinzu, schließlich ihn zur Mitbegründung des „Gesellschafter" einladend gegen „Honorar", wonach er mir schrieb:

„Weimar, d. 17. July 1817.

Ew. Wohlgeboren

freundliches Anerbieten war mir sehr schmeichelhaft, allein ich kann unter Jahr und Tag nicht daran denken, Gebrauch davon zu machen. Mein jetziger Beruf raubt mir außerordentlich viel Zeit, da ich unter andern mich mit Dingen bekannt machen muß, die mir bisher ganz fremd waren, z. B. Theologie

und Kriegskunst. Darum habe ich schon mehrere gütige Anträge, zum Theil von alten Freunden, ablehnen müssen, sonst bliebe mir am Ende gar keine Stunde mehr für meine alte Liebhaberey, das Theater. Hingeworfene Kleinigkeiten muß ich, kraft eines alten Vertrages, der eleganten Zeitung mittheilen.

Lassen Sie, hochgeehrter Herr, diese wahrhafte Entschuldigung freundlich gelten, wenigstens so lange, bis ich in meine neuen Fächer mich ein wenig mehr einstudirt habe. Dann wird es mir eine Freude und Ehre seyn, Ihrer Aufforderung zu genügen, so viel in meinen Kräften steht.

Hochachtungsvoll

Ihr ergebenster

Kotzebue."

Dann empfing ich von ihm zur öffentlichen Verbreitung nur noch die Abschrift des hier angefügten Briefes an den Hofrath Luden:

„Mein Herr!

Wir sind in eine seltsame Fehde miteinander gerathen. Ich habe etwas über Ihre Nemesis geschrieben, was Sie beleidigt hat, und Sie haben etwas drucken lassen, was mich beleidigt hat. Ich habe über Entwendung meines Bülletins geklagt, und der Leipziger Schöppenstuhl hat Sie zu einem abkäuflichen Arrest verurtheilt. Sie haben über Injurien geklagt, die ich Ihnen angethan haben soll, und die Professoren zu Würzburg haben mich zu einem Widerspruch verurtheilt. Sie haben sich in den Spruch der Leipziger Schöppen nicht fügen wollen,

und ich werde nimmermehr thun, was die Würzburger Professoren mir vorschreiben. Sie haben die Leipziger Schöppen für partheiisch gehalten, und ich halte die Würzburger Professoren dafür. Sie haben appellirt und ich appellire auch. Was soll am Ende dabei herauskommen? Es ziemt weder mir noch Ihnen, dem Publikum länger ein solches Schauspiel zu geben. Ich thue Ihnen daher einen Vorschlag, um die Sache auf eine anständige und befriedigende Weise zu endigen. Wir verzichten Beide auf fremde Urtheile und Appellation. Jeder von uns wählt zwei rechtschaffene Männer, zu welchen er Vertrauen hat; diese Vier wählen einen Fünften zu ihrem Obmann, und dann entscheiden sie durch Mehrheit der Stimmen, was geschehen soll. Ich erkläre hiermit öffentlich, daß ich diesem Urtheil mich unterwerfen und es erfüllen will, wenn es auch ganz zu meinem Nachtheil ausfiele. Erklären Sie dasselbe, so wird man uns Beide für Männer halten, die — wenn sie auch menschlich geirrt haben sollten — doch ein reines Gewissen haben. Um Zeit zu ersparen, wie auch um Ihrer Bequemlichkeit willen, werde ich meine Schiedsrichter in Weimar wählen, wählen Sie die Ihrigen in Jena, so wird die Zusammenkunft leicht. Das Resultat machen wir dem Publikum bekannt. — — Ich ersuche Sie, Ihre Antwort auf diesen Vorschlag auf irgend eine Weise öffentlich zu verlautbaren.

Ihr

Mannheim, gehorsamster Diener

den 3. November 1818. Kotzebue."

Unzweifelhaft bezeugt dieser Brief, daß Kotzebue eine zum Frieden leitende Ausgleichung beabsichtigte; wären seine Gegner nachgiebiger gewesen, dann bewirkte vielleicht die weit umlodernde Entflammtheit der Freiheits-Gluth nicht Zustände, in denen vorher schon das Gewaltsame wieder mächtiger geworden war durch die Schauspielerei des Uebermuths bei dem Wartburgs-Fest. —

Jetzt bin ich wieder hingewandert zum Fürsten von Wittgenstein, dem ich bis zum Jahre 1819 noch mehrmals bei seinen belustigenden Neckereien im Kreise des Hoflebens behülflich war, nun aber mit ihm ernstlich uneinig werden mußte. — Seit dem „Wartburgs-Fest" (am 18. October 1817) begann die arge mit vielen Verhaftungen vorschreitende Geschichte der sogenannten „demagogischen Umtriebe." In Verbindung mit dem, von den Ereignissen bei dem „Wartburgs-Fest" persönlich gereizten Geheimen Ober-Regierungsrath v. Kamptz, wurde der Fürst von Wittgenstein gleichsam Hof-Polizei-Minister, und belästigte mich mit Anträgen, ihn maaßlos gegen das allerdings burschenschaftlich Maaßlose durch die Oeffentlichkeit zu unterstützen. Jedesmal, wenn ich sein Gast war, wollte er mich gewinnen für seine Richtungen, mit denen ich nicht einverstanden seyn konnte. Ohne die derzeit jugendlich brausenden Unbesonnenheiten in Schutz zu nehmen, oder gar die späteren verbrecherischen Uebertreibungen vertheidigen zu wollen, fand ich mich doch veranlaßt, dem Fürsten meine Ansicht deutlich auszusprechen in Bezug auf die,

oft nur durch haltlose Anklagerei entstandene Hast und Strenge, mit der man die Untersuchung des Geschehenen verwebte. Ich sagte mehrmals und schrieb es ihm auch: „Man hat die Begeisterung der Jugend zu dem Freiheitskriege angefeuert, und die ausgebreitete Entflammtheit ermächtigte sich zu erhabenen, rettenden Thaten. Unmöglich ist es, dieser Begeisterung sogleich Stillstand anzufesseln: das Feuer läßt sich nicht unterdrücken mit Verfügungen, die man hineinwirft, wird vielmehr eben dadurch sich verstärken und die Stützen des Staats unterwühlen, wenn man es zwingt, im Verborgenen um sich zu greifen. Nur der allmälige Fortschritt zur Ausbildung reinerer Staatszustände, im Zusammenhange mit einer auf geregelte Freiheit des Menschlichen begründeten, mit der Ehrfurcht vor dem Gesetz innig verschwisterten Erziehung kann hier helfen und beruhigen." — Der Fürst von Wittgenstein hatte für solche Aeusserungen kein Gehör, er zeigte sich hartnäckig thätiger in herrisch angebahnter Richtung, und meine beharrliche Unfügsamkeit erbitterte ihn mir so empfindlich, daß ein plötzlicher Bruch erfolgen mußte. Eines Tages im Jahre 1819 war ich einzig Eingeladener des Fürsten, in seinem Saale gingen wir nach dem Mittagsmahl auf und ab; er bestürmte mich mit Verheissungen, Ein- und Zureden, zuletzt fast gebieterisch, so daß mir die Ruhe entkam und ich endlich ausrief: „Durchlaucht, es kann für Sie nicht angenehm seyn, wenn ich Ihnen stets widersprechen muß, und mir ist es peinlich, wenn ich meiner Vernunft entsagen soll;

erlauben Sie also, daß ich heut zum letzten Mal hier war!" Einer solchen Sprache ungewohnt, stand der Fürst wie erschrocken vor mir, ich aber eilte aus dem Saale und Hause, blieb auch meiner Ansicht treu.

Wie aber verwickelten sich dann die „Umtriebe"? — Durch Herrn v. Cölln war mir im Jahr 1817 der unbesoldete Referendar Tzschoppe zu schriftstellerischem Nebengeschäft empfohlen worden; ich wußte ihn nur zu brauchen für Uebersetzung oder Kürzung der in mancherlei Tagesblättern von mir bezeichneten Aufsätze, und er empfing dafür monatlich sechs Thaler. Bald nach jenem Ereigniß bei dem Fürsten von Wittgenstein kündigte mir Herr Referendar Tzschoppe, nun mit den Tagesblättern und ihrer Meinungsfärberei sehr bekannt, plötzlich an: er habe Aufträge erhalten, die ihn in eine andere Bahn lenkten, und sey genöthigt, sich von mir zu trennen; — er betrat den Weg, der ihn durch Gunst rasch auf die höchsten Amtsstufen des Staates stellte, jenen Weg, der meiner Gesinnung nicht zu öffnen war.

Der Geschichte damaliger Umtriebs-Händel entwichen, habe ich nur meine weiteren Erlebnisse mit Herrn Tzschoppe zu erzählen. Er hatte eine Reise vollbracht, ihren Zweck konnte ich errathen, ihn aber nicht mit Gewißheit mir erklären. Bald nach seiner Rückkehr kam er zu mir; obwohl er die Offenheit vermied, erfuhr ich doch genug, um zu wissen, mir auch zu ergänzen, woran ich mit ihm war, unterließ es auch keineswegs, meiner Gesinnung Ausdruck zu geben, so daß er zwar höfisch gelenk, doch merklich

grollend von dannen ging. Ich sah ihn erst wieder, als ihn das Glück schon sehr gehoben hatte, überrascht durch seinen Besuch, den nur ein Gelegenheitsgrund herbeiführte. Er war in der Lausitz geboren, brachte mir ein Heft von einer Zeitschrift, welche dort von einem Gelehrten-Verein herausgegeben wurde, und wünschte einen Bericht darüber im „Gesellschafter.“ Unsere Wiederbegegnung hielt sich sehr kühl und kurz, weil ich im Gespräch keinen andern Gegenstand als den, der ihn zu mir leitete, berührte, ihm aber zusagte, daß sein Wunsch erfüllt werden solle. Von da an kam er jedoch regelmäßig wieder, wenn ein neues Heft jener Zeitschrift erschienen war; er händigte es mir ein, immer sein Ersuchen wiederholend, auch immer denselben Bescheid empfangend. Eines Tages nun, da ich eben beschäftigt war, an einer Holzschnittplatte von einem meiner Schüler zu bessern, stand der nunmehrige „wirkliche Geheime Ober-Regierungsrath und Director, Herr von Tzschoppe, Ritter mehrerer Orden“, neben meinem Arbeitstisch und sah mir zu, indem ich mich in meinem Thun nicht stören ließ. Da gedachte er der Vergangenheit und äusserte bei dem Gange dieses Gesprächs: „Im Andenken unseres früheren Verhältnisses und in Betracht meiner jetzigen einflußreichen Stellung, könnt' ich Ihnen denn nicht irgend einen Dienst erzeigen?“ Ich sah etwas verwundert auf, entgegnete trocken: „Nein!“ und wandte mich wieder zu meiner Arbeit. — „Warum denn nicht?“ fragte er mit einem wie es mir schien etwas gereizten Ton, und ich entgegnete, wahrschein-

lich etwas spöttisch: „Ich geniesse die Gesetze, sagt Marquis Posa!“ — Herr von Tzschoppe lachte, und da er nochmals auf seine erste Frage kam, erwiederte ich: „Sie sollten mich hinlänglich kennen, um zu wissen, daß ich mit Vielem in der Welt bereits völlig abgeschlossen habe und Vieles nicht der Mühe, noch weniger der Bitte werth erachte. Ich bin Keiner von Denen, die sich vordrängen, und vergess' es leicht, wenn man meiner nicht gedachte da, wo ich einen Anspruch darauf hätte, daß man meiner gedenkt. Sie sehen, ich bin zufrieden, bin es mit mir, und mehr bedarf's ja nicht!“ — „Nun, im vorkommenden Falle vergessen Sie mich wenigstens nicht!“ — damit schloß das Gespräch, und ich empfing nur noch einen Besuch von ihm, so weit ich mich erinnere Ende Mai 1840. Er war sehr aufgeregt, schritt in meinem kleinen Zimmer wie krankhaft ruhelos umher und beklagte sich bitter über — Undankbarkeit, und daß man ihn wahrscheinlich wieder übergehen werde, wie man es schon einmal gethan, da er doch unleugbar der Nächste zum — Minister sey. Dazwischen mußte ich die wiederholte Aeusserung vernehmen, er wisse sehr wohl, daß auch ich über Undank zu klagen habe. — „Hörten Sie mich jemals darüber klagen?“ war meine einzige Entgegnung. „Nein, nein!“ antwortete er heftig und eiferte weiter, so daß ich kaum noch zur Rede kam während seiner maaßlosen, wie sinnverwirrten Erhitzung. Er, bis dahin gleichsam verfolgt vom Glück, klagte über Undank! — ich aber

hatte ihn so noch nicht gesehen, denn nach meiner Erfahrung wußte er sich sehr zu beherrschen.

Die letzten Worte wechselten wir bei dem ersten Ballfeste, welches der König Friedrich Wilhelm IV. im Schlosse gab, und wo auch ich zu den vielen Eingeladenen gehörte. Herr von Tzschoppe trat zu mir heran und sagte: „Jetzt werd' ich Ihnen zeigen, wie man's machen muß, um dem König die Liebe des Volks zu erwerben!" Ich muß gestehen, daß ich begierig war, zu erfahren, wie er seine Zusicherung bei diesem Feste beweisen wollte, und er ließ die thatsächliche Erkenntniß nicht fehlen. Es waren viele Abgeordnete, auch bäuerliche aus Westphalen, anwesend; Einer hatte mehrmals geäussert: er würde es für das größte Glück seines Lebens halten, wenn der König auch nur wenige Worte an ihn richtete. Dies hörte Herr von Tzschoppe, und indem er muthmaßlich auf die eigenthümliche und dadurch auffallende Tracht des Abgeordneten rechnete, hatte er dem Manne gesagt: er hoffe es dahin zu bringen. Als nun das königliche Paar mit den Prinzen, Prinzessinnen und dem Hofstaat durch die Säle schritt, drängte sein Gönner den Westphalen so weit vor, daß er in der ersten Reihe stand an dem Raum, der für den Zug geöffnet worden war. Der Glückszufall wollte, daß der König wirklich mit dem westphälischen Abgeordneten, der sich nächst seiner Tracht auch noch durch eine hohe, kräftige Gestalt auszeichnete, ein paar Minuten sprach. Nachdem dies vorüber war, kam der Veranstalter wieder zu mir, und schlau vergnügt

rief er mehrmals aus: „Sehen Sie, so muß man's machen!" Eben hatte ich nur entgegnet: „Mir ist, als ob es umfassendere und durchdringendere Mittel gäbe, die dem Könige gewiß bekannt sind!" Da eilte jener westphälische Abgeordnete dankend herbei und wünschte, daß ihm „sein Wohlthäter" seinen Namen aufschreiben möge. Da Herr von Tzschoppe zwar einen Bleistift, aber kein loses Papierblättchen hatte, gab ich ihm den Umschlag eines, mir vom Briefträger, als ich vor meinem Hause in den Wagen steigen wollte, eingehändigten Briefes, den ich in die Seitentasche steckte und jetzt erst öffnete, weil ich durch die bekannte Handschrift auch den Geschäfts-Inhalt kannte. Auf diesen Umschlag, ihn auf seinen Klapphut legend, schrieb er dann seinen Namen, mit allen Titeln und Würden, und nebenbei sollte ich nun erfahren haben, wie man einem Könige Volksliebe erwirbt zufolge der Meinung des Herrn von Tzschoppe. — Ihm aber war Friedrich Wilhelm IV. nicht gewogen, was sehr bald deutlich wurde, und nach plötzlichem Ende seines Glücks sah ich den Gestürzten nur noch ein Mal, jedoch mit unvergeßlichem Eindruck. An einem regnigen Tage kam er mir im Thiergarten entgegen, als ich nach dem Brandenburger Thore ging. Die kleine Gestalt war in einen Mantel gehüllt, in welchem er die Hände verbarg; mit dem linken Arme preßte er einen Regenschirm an sich, und die ganze Haltung war eine sehr gedrückte. Meine Augen sind durch Arbeiten im Holzschnitt und durch emsiges Lesen und Schreiben bei Licht, ohne daß ich für die Nähe

in meinem dreiundachtzigsten Altersjahre eines Glases bedürfte, zur Fernsicht wenig geeignet: ich erkannte aber Herrn von Tzschoppe, und er mich, denn wir waren höchstens zehn Schritt auseinander. Eine Sekunde stand er still, niedergeschlagenen Blicks, dann bog er sich rasch über den Rasen nach einem Seitengange hin. — Kurze Zeit nachher hörte ich, er sey geisteskrank, und ist es wahr, daß er gequält wurde von dem Wahn: durch jede Thür, aus jedem Riß der Mauer drängen Bewaffnete ein, ihn zu verhaften, so ist's nach meinem Empfinden eine Mitbestätigung: man dürfe glauben an ein Gottesgericht auch schon im Disseits.

Schließlich nun meiner letzten Erlebnisse mit dem Fürsten von Wittgenstein gedenkend, weiß ich, daß wir beinah drei Jahre uns fern blieben, und ich sah ihn nur wieder, als er mich besuchte: es war in den ersten Tagen des Aprils 1822. Zu feiern hatte man am 15. dieses Monats die halbhundertjährige Thätigkeit des berühmten Arztes Heim, der auch Arzt Wittgenstein's war. Heim trug keinen Stock, ihm wollte der Fürst eine Krücke mit goldenem Griff schenken, und er wünschte, daß ich dabei bethulich seyn möge. Ich weigerte mich nicht, und das Geschenk war begleitet von meinen hier folgenden Reimen:

„Funfzig Jahr in Doctor-Würde
Ist gewiß ein hohes Ziel;
Doch die Jahre sind auch Bürde,
Wehrest Du Dich noch so viel!
Dies bedenkend send' ich heut,
Und von Deinem Fest erfreut,
Alter Freund! Dir eine — Krücke.

Sieh', der Krückstock war bei Aerzten
So als Attribut bekannt,
Daß sie selber sich verschwärzten,
Prunkt' er nicht in ihrer Hand.
Du vergaßest diesen Brauch;
Doch — im Wissen keine Lücke —
Brauchtest Du denn freilich auch
In der Heilkunst keine — Krücke.

Aber jetzt mußt Du ihn tragen,
Den verdienten Lebensstab,
Dann erscheinst Du unsern Tagen
Als der wahre Aesculap;
Daß die Täuschung nicht und Gunst
Echte Wissenschaft erdrücke,
Schlage jede Afterkunst
In die Flucht mit Deiner Krücke!

Wenn ich das so recht bedenke,
Bin ich wahrlich stolz gemacht,
Seh' ich, was ich jetzt Dir schenke,
Bald zu solchem Glanz gebracht.
Ja, in Clio's Zeitungsblatt
Liest mein Geist! — wie die Perücke
Garrick's, in der Themse-Stadt,
Wird zum Schatz einst Deine Krücke!

Bei so sich'rem Ruhm bewahre
Nun auch uns den schönsten Preis:
Ungezählt verlebe Jahre
In der Deinen weitem Kreis.
Stellt der Sensen-Mann sich ein,
Dann, mit frohem Muthe schicke
Du, Freund Heim, geschwind Freund Hein
Tüchtig heim mit Deiner Krücke."

Einen Vers, der an die Krücke des „alten Fritz“, des Königs Friedrich II. erinnerte, hatte ich streichen müssen, und obwohl willigst dazu geneigt, weigerte ich anfangs mich brieflich, um dem Fürsten seine Gründe abzunöthigen, und er antwortete mir:

„Wenn ich auch vollkommen fühle, daß meine Besorgniß wegen des Schluß des vierten Verses übertrieben und vielleicht ganz unpassend ist und unser gefeierter Held ein solches Gleichniß wohl verdient, so ist es mir zur Umgehung einer möglichen Bemerkung doch angenehm, wenn dieser Vers ausfallen könnte, ohne daß dadurch dem ganzen schönen Gedicht zu nahe getreten würde. — Sie werden über meine schwächliche Aengstlichkeit mit Recht lachen. Mit den Hofleuten muß man unterdessen mehr Geduld und Nachsicht als mit andern menschlichen Geschöpfen haben, und da ich zum wenigsten den Namen nach an ihrer Spitze stehe, so muß ich auch diesesmal die Ihrige für mich in Anspruch nehmen.

Empfangen Ew. Wohlgeboren meinen herzlichen Dank und zugleich die Versicherung meiner ausgezeichnetsten Hochachtung.

Berlin, den 12. April 1822.

W. F. z. Wittgenstein.“

Am Morgen des 15. April schrieb er mir:

„Ich habe das Gedicht und die Krücke gestern Abend überreicht und unser Jubelgreis hat Beides mit vieler Freundlichkeit aufgenommen. Hoffentlich habe ich das Vergnügen, Ihnen diesen Mittag meinen Dank zu wiederholen.“

Er hatte mich also doch wieder eingeladen, wahrscheinlich mit dem auch mir befreundeten Heim, und ich muß nachgiebig gewesen seyn; klar finde ich darüber nichts in meinem Gedächtniß, und jedenfalls hat die ehemalige Vertraulichkeit sich nicht wieder eingefunden. Meine Erinnerung an den Fürsten von Wittgenstein endet mit noch einem Besuch von ihm, wobei er, in seinem Hut versteckt, mir eine sehr schöne Tasse, mit Malereien in Bezug auf Heim, als Geschenk brachte, und wenn ich ihn von seinem angebornen Standpunkt des Hofmanns beurtheile, ist er unzweifelhaft sehr zu entschuldigen in Vergleich mit Jenen, die seine beschränkten Gesinnungen mißbrauchten.

Da mir meine Zeitschrift „Der Gesellschafter" schon mehrmals leitend gewesen ist, habe ich, nach der Zeitfolge zurück und vorwärts blickend, Mehrerer zu gedenken, lasse zuerst erscheinen Carl Maria v. Weber, mir freud- und leidvollen Andenkens: ich lebte mit ihm zwölf Jahre hindurch in gegenseitig inniger Theilnahme.

Unsere Bekanntschaft begann etwa im Jahr 1813 und machte sich, weil Weber sich ehemals mit Zeichnen, Malen und dem Steindruck beschäftigt, auch von meinem Streben für den Holzschnitt Kenntniß hatte, allmälig immer vertrauter während seiner öfteren Anwesenheit in Berlin, wo er vielbesuchte Concerte gab. Nach einem derselben saß er unter Freunden und Freundinnen, die von seinen Tondichtungen, von seiner Reichsinnigkeit in Phantasieen auf

dem Pianoforte angeregt waren, in einem Gasthause bei einfachem Mahl: denn der Ueberfluß war in jenen Tagen noch keine Nothwendigkeit. Es ward uns ein unvergeßlicher Abend! Ehe wir auf des Meisters Wohl die Gläser klingen ließen, wurde in aller Lustigkeit der Wunsch laut: ich möge eiligst rasch einen Liedspruch schaffen, Weber ihn componiren, die anwesenden Sänger und Sängerinnen würden ihn dann vortragen. Rasch entstandenen Reim und Notensatz benutzte man zum „Lebehoch" für Weber, und die Gabe des Augenblicks erhöhte innere und äußere Erregung.

Während Weber in Prag Musik-Director war, componirte er zu meinem kleinen Erinnerungs- und Versöhnungs-Schauspiel: „Bei Leipzig" (gedruckt im „Jahrbuch deutscher Bühnenspiele für 1861") Ouvertüre und Gesänge, leitete auch die dortige Darstellung am 19. October 1815. In Berlin ließ ich dies Gelegenheits-Werkchen zwischen Mannigfachem für den Zweck des „Vaterländischen Verein zur Unterstützung hülfsbedürftiger Krieger" im April 1816 zwei Mal aufführen, wobei der damalige Abdruck dieser friedlichen Kriegs-Dichtung so vollständig verschwunden ist, daß ich ihn sogar bei meinem Eigenthum vermisse.

Wie freundschaftlich und freimüthig Carl Maria v. Weber sich mir offenbarte, das wird klar aus dem hier eingefügten, gewiß der Bewahrung werthen Briefe:

„Mein sehr lieber Freund!

Meine Sündenlast Ihnen gegenüber ist so groß, daß ich gar nichts mehr zu sagen weiß, mich zu entschuldigen, und doch würden Sie selbst es thun, lebten Sie eine Zeitlang um und neben mir. Jedes ankommende Paket „Gesellschafter“ ist doch wieder ein Dolchstoß in die schuldige Brust, und wenn es mich dann oft juckt, mich auch als theilnehmenden Freund Ihnen zu beweisen, so hängen sich wieder die Verhältnisse bleischwer an den guten Willen und laßen ihn das nicht thun, was er doch nur halb thun könnte. Vergeblich habe ich den Sommer über gehofft, Sie hier zu sehen, und mich einmal recht ausplaudern zu können, aber es wurde nichts daraus, denn Sie sitzen auch fest bei Ihrer Kunstgeschäftigkeit, und Bewegung haben Sie genug in den Kämpfen mit Müllner, Pfeilschifter und anderer Gegnerschaft, die für Aufrichtigkeit verstockt und versteckt ist. — Meine Dienstgeschäfte und die damit verknüpften Dienstarbeiten haben mir seit zwei Jahren gänzlich die Freiheit genommen, für mich selbst zu arbeiten: fragen Sie nur meinen jammernden Verleger. Möge mir dies mit zum Beweise dienen, daß es wahrlich nicht an meinem guten Willen liegt, wenn ich nicht schon öfter meine Gedanken in Ihrem Blatte gelesen habe, sollte mir dann mein Namensvetter in Berlin auch noch hinderlicher werden. — Leid thut es mir von Herzen, daß Sie mit meinem guten K i n d in Händel gerathen; wenn Sie ihn so kennten wie ich, Sie hätten gewiß seine Aeußerungen in der „Abend-

zeitung", wenn sie auch ein Bischen schwer klingen, nicht so hoch aufgenommen und unerwiedert gelassen. Nichts für ungut!

Ihr hiesiger Correspondent ist ein lauer Herr. Dürfte ich doch ihn ablösen, aber ich kann es nun einmal nicht über mich gewinnen, Fäustchen im Sack zu machen, und müßte gar zu oft als Richter und Partei zugleich auftreten; wer weiß, ob ich dann Recht hätte. Wenn mir's die Gegner gar zu toll machen, so trete ich einmal recht offen dazwischen, und da bleibt denn manchmal Einer auf dem Platze. So habe ich den saubern ehemaligen Berichterstatter musikalischer Seits in der „Abendzeitung", den Buchstaben Cx., abgefunden, und eben jetzt habe ich in der „Musikalischen Zeitung" Einem die Lanze vorgehalten auf seinen übeln Wegen. Daß man damit seine Zeit tödten muß! Aber es ist doch ein gräßlich Wesen mit dem Geschwätz um uns her, und mit jedem Jahre wird es ärger. Es bedarf nur, daß man den Vorlauten nicht den Hof macht, sie sich drei Schritte vom Leibe hält, um mit allen Chikanen hinterrücks angefallen zu werden, ohne daß diese Fehm-Kritiker um die Mittel verlegen sind. Was sie nicht finden, erfinden solche Buben und ihr Hirn scheint ihnen grade am vollsten bei Dingen, die sie nicht verstehen. Man möchte mit Füßen d'rein springen, wenn es sich nicht unter allen Umständen ziemte, daß der Kopf oben bleibt. Die Schreibfreiheit liegt bei uns noch hier und da in Nöthen, nur wenn es darauf angelegt wird, Männern, die redlich in ihrer Kunst vor-

wärts wollen, Leides zu thun, ihnen den Muth zu nehmen, da finden die Mieths-Federn kein Hinderniß, sollten sie auch alle Schranken umstürzen. Schriftsteller und Künstler, wenn sie Namen haben, denn die Ruhmlosen mit Koth zu werfen, lohnt weder an Honorar noch an Aufsehen, sind die Opfer, die den Krakelern an Stoff hingeworfen werden. Den Berlinern könnten Sie gewiß Mehrere solchen Gesindels nennen! — Lange genug war ich der Thor, alle Urtheile über mich lesen zu wollen, habe mich lange martern lassen von der Vornehmthuigkeit der Dummköpfe, von dem ehr- und sinnlosen Gefall-Witz für den Pöbel, und von Redaktionen, die uns lieber unverdiente Schande anhängen, als mit Gerechtigkeit verkehren; jetzt aber laß ich mir meist all das Zeug nicht nahe kommen und befinde mich besser. Die Kritik muß seyn, und die strengste Selbstkritik reicht nicht immer aus, aber vom Gesindel ist nichts Gescheidt's zu holen; das sucht nur einen wunden Fleck, um d'rauf zu schlagen, und wer mit ihm umgeht, wird nichtsnutzig für Kunst und Leben. Des Goldes ist nun einmal nicht viel von den deutschen Bühnen zu holen; wenn sie Einem aber im Vaterlande noch das Bischen Ehre abschneiden, da möcht' am Ende der Teufel ein Deutscher seyn!! — man möchte sich zum Fremden wünschen, um geltend zu werden in dem uns stiefväterlichen Vaterlande. — Der Deutsche im redlichen Streben hat stets in seiner Heimath Kämpfe zu überstehen! — desto mehr Frieden ist in meinem Hause, ich bin ein glücklicher Mann und, so

Gott will, bald ein glücklicher Vater. Wenn's draußen stürmt und die Kerls mich oft abgehetzt haben, dann schüttle ich mich derb vor meiner Hausthür und trete in den Kreis, der mich Alles vergessen heißt, mir Alles ertragen hilft. Wie sehr freut es mich, auch Sie so glücklich preisen zu können. Grüßen Sie mir doch ja ihr trautes Hausfrauchen!

Wenn Ihnen mein Geschreibsel etwas rhapsodisch vorkommt, so wundern Sie sich nicht, denn ich habe Ihnen eigentlich so viel zu sagen, daß ich darüber zu nichts Ordentlichem komme: das deutsche Unwesen, Treiben und Vertreiben kann Einen in's Wirrige jagen. — Lassen Sie hübsch den nächsten Sommer den Freundes-Bringer seyn. Es ist doch ein ander Ding um ein ordentliches Gespräch, als die Gänsekiel-Dolmetschung, auch wenn man sie nicht mit der wieder sehr gebräuchlichen diplomatischen Watte erstickt. — Alles gegrüßt von alten Bekannten und Freunden, besonders den braven Lemm, und zürnen Sie nicht zu sehr Ihrem herzlich ergebenen alten Freund C. M. v. Weber."

Dresden, am 14. Dez. 1818.

Hingewiesen sey auf ein paar Aeußerungen dieses Briefes, des Verständnisses wegen. — Mit dem Namensvetter ist der Kapellmeister Bernhard Anselm Weber gemeint, doch weiß ich das An- und Bezügliche nicht genau zu erklären. Leitend aber kann seyn, daß ich in meinem Bericht über die erste Darstellung des „Freischütz" (Gesellschafter 1821. Blätter 105 und 106) zu erwähnen hatte: „Wir freuen

uns, daß der Graf Brühl schon vor mehreren Jahren einen — damals leider nicht gelingenden — Versuch machte, diesen, für unser Kunstleben so ganz geeigneten Componisten, den Berlinern zu gewinnen. Mag dieser Versuch Hindernisse gefunden haben, der Wille schon bezeugt die richtige Umsicht und verdient herzlichen Dank." — Die Einwebung des Namens „Pfeilschifter" wird sich erläutern durch die nun bald folgende Darlegung der Schlußkämpfe mit Müllner; jetzt mag ich nur an Carl Maria v. Weber denken. — Was in dem mitgetheilten Briefe über Friedrich Kind gesagt ist, betrifft dessen Idyll: „Der Abend am Waldbrunnen", nachdem es am 25. September 1818 auf die Berliner Bühne kam bei lärmendster Abwehr für immer. Gern berühre ich dabei das Thatsächliche nur nebenher, fühle mich aber nach dem „Gesellschafter", Jahrgang für 1818, Blätter 157 und 185, noch jetzt hinsichtlich meines Berichts und der dann herausgeforderten Entgegnung in Recht und Maaß, ohne daß dies meine Achtung für den Dichter Friedrich Kind schwächt.

Schon im Jahre 1815 reizte mich Weber an, einen Operntext zu schreiben, wozu ich in mir keine Neigung hatte. Am 28. März benannten Jahres äußerte er in einem Briefe aus Prag: „Ich fühle eine erschreckliche Wuth in mir, über eine Oper herzufallen, und ich bitte dringendst, mir bald etwas zu schicken." Ich zagte und zögerte, weil ich mir nicht ausreichende Unterwürfigkeit für die Anforderungen selbst eines befreundeten Opern-Componisten

zutraute. Bei nachfolgenden Gesprächen begriffen wir auch, daß unsere Ansichten über solch ein Bühnenwerk nicht die gleichen waren, obwohl nicht zu leugnen ist, daß ein Operntext der Art seyn muß, um den Componisten zum eigentlichsten Dichter werden zu lassen. Weber beredete mich aber ausdauernd, bis ich eine „Mährchen-Oper" schrieb, betitelt „König Alfred", diesen Stoff wählend, weil dabei Geschichte und Sage ineinander fließen. Die Vollendung dieses Versuchs hatte sich hingezogen bis Anfangs 1825, und ich besitze davon nur zwei Akte; der dritte Akt ging verloren, indem ich dem Freunde zur Prüfung meine eigene Handschrift schickte, und nicht weiß, wo sie nach seinem, am 6. Juni 1826 in London erfolgten Tode geblieben ist. — Verhehlen will ich jedoch nicht, daß Weber auf viele Schwierigkeiten für den Tondichter hinzeigte, und vorherrschend eiferte sein hartnäckiger Widerspruch gegen eine Ouvertüre mit den, für den Zweck meines Grundgedankens zur Einleitung nöthigen Chören der Engländer und Normannen. Endlich trat er einmal erhitzt und hastig in mein Arbeitsstübchen mit dem Zuruf: „Nichts geändert! wie sie ist hab' ich nun die Ouvertüre in meinem Kopf: sie muß zuerst heraus und gleich!" — Weiteres konnte ich darüber nie erkunden, und wende mich wieder zur frühern Zeit.

Im Jahre 1820 und in erster Hälfte 1821 bemühten sich Weber und seine Freunde angelegentlichst um eine feste Stellung für ihn am Königlichen Theater Berlins; der General-Intendant Graf Brühl

war damit einverstanden, starrer Gegner aber blieb der General-Musikdirector Spontini, der sich für seine Amtsstellung Unbeschränktheit verschafft hatte. Nachdem jedoch Weber sich bereit erklärte, als zweiter Kapellmeister unter Spontini zu stehen, war über die Berufung schon kein Zweifel mehr, wenn der angekündigte „Freischütz“ gefiel. Der entscheidende, sehnlichst erwartete Abend blieb nicht aus, und — geringer Anlaß ward zum Behelf eines widerwärtigen Schicksals.

Am 18. Juni 1821, am Jahrestage des Sieges von Belle-Alliance, kam im Königlichen Schauspielhause Berlin's zum Erstenmal die Oper: „Der Freischütz“ auf die Bühne, unter Weber's Leitung. Die Dichtung von Friedrich Kind ist, mag man auch Mängel nicht ableugnen, eine vortreffliche aus der Wahnwelt, die als Gebilde des Volksglaubens das beste Gebiet ist für Sang und Klang: denn im Wesen des Wirklichen kann uns die Oper nur Abweichung vom Wahren seyn. Die Aufnahme des „Freischütz“ war ein vom vollsten Entzücken erfülltes Anerkennen, alle Zuhörer fühlten sich davon durchdrungen, daß sie für ein höchst gelungenes, echt deutschgemüthliches Werk zu danken hatten; es wäre der glückseligste Abend für Weber gewesen, wenn nicht ein vorwitzig unbesonnener Freund zum Störenfried wurde. Am Schluß der Darstellung, während des Jubels, der nicht enden wollte, der immer wieder nach dem Meister rief, flogen von hier und dort in Menge Blätter hernieder mit Versen, die neben dem Lobpreisen We-

ber's sehr derbe Ausfälle gegen Spontini enthielten. Nun verwandelte sich plötzlich die Wonne des Gefeierten in Weh und Trauer, da er, wie Jeder, dem die Verhältnisse und die Macht Spontini's bekannt waren, sich sagen mußte: nun ist die seit lange gewünschte Einheimung in Berlin nicht mehr zu hoffen. — Nach der Vorstellung des „Freischütz" wollten Weber's Freunde ihm ein Fest bereiten; wir versammelten uns in dem vorzüglichsten Gasthofe Berlin's, Weber und seine Gattin hatten wir als Ehrengäste geladen. Es herrschte aber nach der dem Paare entgegen schallenden, von dem unangenehmen Ereigniß auch schon gedämpften Begrüßung eine schauerlich düstere Stimmung, und der nun in seinem Lieblingsplan für die Folgezeit verarmte Meister, sichtbar selber tiefinnerst bedrückt, gab sich alle Mühe, unaufhaltsame Thränen seiner Frau, die mit überströmendster Freudigkeit an ein Zukunftsleben in Preußens Hauptstadt schon fest geglaubt hatte, zu stillen. So saßen wir denn Alle beklommen bei Tische, jeder Anschlag, die Unterhaltung zu beleben, mißlang, und die Sänger, willens, nur Lieder Weber'scher Composition vorzutragen, wurden scheu. Da kamen Rungenhagen (nachmals Direktor der „Singakademie") und Professor Lichtenstein zu mir, mich heimlich fragend: ob es mir nicht möglich sey, durch ein Paar Gelegenheitsverse den finstern Geist um uns her verscheuchen zu helfen. „Er liegt auf mir wie auf Euch, ich will's aber versuchen!" antwortete ich, und ging in ein Nebenzimmer, wo

ich, mit Hindeutungen auf den „Freischütz“, das hier Folgende schrieb:

„An Carl Maria von Weber.

Ei, Du immer wack'rer Schütze,
Hast den neuen Schuß gethan!
Und der Preis ist fest're Stütze
Auf der schwanken Künstlerbahn.
Denn kein Freischuß ist's geworden,
Nicht ein Knall in's Blau hinein,
Um die edle Kunst zu morden:
Künstler's Ziel muß sicher seyn.

„Sechse treffen, Sieben äffen!“
Doch Du lachst der bösen Zahl,
Fehlen mögen Hinz und Steffen,
Du triffst richtig jedes Mal;
Und Du treibest nicht pedantisch
Mit den eitlen Namen Scherz,
Sey's „heroisch“, sey's „romantisch“,
Hier gilt's Eines nur: das Herz!

Ringend mit dem eig'nen Zweifel,
Wirfst Du nieder krit'schen Spott,
Nirgend fasset Dich der Teufel,
Denn ihm wehrt Dein inn'rer Gott.
Hätt' auch Groll, das Modelaster,
Schon die Federn eingetunkt:
Lust ist's, bringen Kritikaster
Manchen falschen Contra-Punkt.

Des Apollo Beistand sicher,
Feierst Du auch en avance —
So wie einst der alte Blücher —
Heut den Tag von Bell-Alliance.
Und nun laß Dich nimmer äffen,
Nie sey Dir der Muth geraubt:
Kannst Du öfter noch so treffen,
Sinkt der Lorbeer auf Dein Haupt.“

Rungenhagen hatte mich im Versmaaß geleitet zu einer Melodie, die sich dem Vorhaben, nur Compositionen des Gefeierten zu singen, aneignen ließ. Mein Stegreif-Lied wurde von einem ausgezeichnet Stimmbegabten nach Weber'schen Noten gesungen, und dies Zwischenspiel wirkte über Verdienst so günstig, daß es war, als sey ein Alp von der Gesellschaft abgefallen, und die eingekehrte Heiterkeit erhielt sich bis lange nach Mitternacht. — Zu den Gästen gehörte auch Hellwig, Regisseur des Dresdner Hoftheaters; er schrieb jene Verse hastig in die Brieftasche, und bald erschienen sie in der „Abendzeitung". Sie waren jedoch nur flüchtig etwas nützend, denn von der Hoffnung Weber's und seiner Freunde, ihn in Berlin zu haben, mußte man sich völligst trennen. Die Erfüllung war so nahe, nun aber verjagt durch eine gut gemeinte und übel ausgeführte Verherrlichung für Weber, dem ein Erniedrigen Spontini's unter allen Umständen zuwider seyn mußte, auch wenn es nicht, wie es jetzt geschehen, seinem innigsten Wunsch zum unüberwindlichen Hinderniß wurde. —

Es wird im April 1826 gewesen seyn, als ich Weber zum letzten Mal sah. Auf der Reise nach London, um dort seine Oper „Oberon" in Scene zu setzen, kam er für einen Tag nach Berlin; wir trafen uns bei einem Mittagsmahl, das die Eltern Meyerbeer's veranstaltet und die nächsten Freunde um ihn versammelt hatten. Sein Anblick, die offenbarsten Zeichen seines höchst gesteigerten Krankheits-

zustandes — er litt an Hals und Brust — erschütterten mich schon. Als er dann von seinem Leiden sprach, ich ihn darüber beruhigen wollte, entgegnete er mir: „Lieber Freund, ich erwerbe in London ein gut Stück Geld, das bin ich meiner Familie schuldig; aber ich weiß, ich gehe nach London, um dort zu crepiren!“ Ich kann es nicht umgehen, seine eigenen Worte zu gebrauchen; aber mit welchem schmerzlichen Entsetzen sie mich durchzogen, kann Jeder sich denken. Was ich erwiderte, ist meinem Gedächtniß entschwunden, die Festigkeit des Ausdrucks in seiner Rede hatte mich erschreckend überstürzt. Bebend schritt ich im Saale neben ihm hin und her, tröstete mich erst in späteren Stunden, nachdem sich Weber geistig und scherzend belebt hatte, ich nun meinte: jener Ausspruch sey Schwarzseherei vorübergehender Mißstimmung gewesen. Daß er aber mit der grabesdüstern Ahnung im Richtigen war, erwies sich bald: in London schickte ihm Gott plötzlich einen milden Tod.

Das frühe Hinscheiden Weber's hat in weitem Umfange tief schmerzlich berührt, und daß ich nicht glauben konnte, wir würden ihn zu betrauern haben, ehe er vierzig Jahr alt war, bezeugt sein letzter Brief an mich, der, funfzehn Monate vor seinem Tode, nicht die geringste Andeutung von Krankheit, eher volle Lebensfrische bescheinigt, was der hier sich anschließende Abdruck des Briefes bestätigen wird.

„Ja wohl eine Ewigkeit ist es, mein sehr lieber Freund, daß wir uns nicht geschrieben haben. Wie

das so armen geplagten Geschäftswesen eben geht! Trotz Lust und Willen kommt man nicht dazu, ohne bestimmtes Muß mit seinen Freunden zu plaudern. Da Dresden immer der erste Ausflug der Berliner ist, so hoffte ich stets, die freundlichen Elbufer sollten auch Sie mit dem holden Weibchen hierher locken; aber da sitzt Er und dichtet, und ordnet, und schreibt und schnitzt, und schweigt.

Lassen Sie sich doch einmal verführen! Wollen's Ihnen so heiter als möglich hier machen. Diesen Sommer finden Sie mich gewiß, da meine englische Expedition erst gegen den Winter vor sich gehen kann. Ich wäre gern auch einmal wieder zu Euch gerutscht, so lange aber der Y-Ritter da haust, kann ich nicht; ich möchte nicht gern den Componisten der „Vestalin" ignoriren, mit Herrn Spontini kann ich aber nichts zu schaffen haben, und da ist's besser, man bleibt weg.

Hier zum Eintragen die verlangten Akte des Alfred.*) Bald, mein theurer Freund, wird man keine Oper mehr für Deutschland schreiben können, und zwar wahrlich nicht des so sehr empfänglichen und lohnenden Publikums willen; aber die Directionen und der privilegirte Diebstahl —! Es wäre gewiß unterhaltend zu lesen, wenn ich meine gemachten Erfahrungen in diesem Punkt einmal der Welt erzählen wollte: man würde glauben, ich hätte mich in's Fach der Mährchen-Erzähler geworfen. — —

Herzliche Grüße von Frau an Frau und meine

---

*) Ich wollte Aenderungen in die Handschrift einordnen.

an Frau und Mann. Gott erhalte Euch und die Euren gesund, und behaltet ein bischen lieb den alten treu ergebenen Freund Weber."

Dresden, d. 27. Februar 1825.

Keineswegens zu verargen ist es unserm deutschen Tondichter, daß er hinsichts der Umgangs-Verhältnisse nur Abneigung hegte für den „Ypsilons-Ritter" Spontini; denn Jener hatte es mit einem steten Gegner zu thun. Er wollte auch die Oper „Euryanthe" abweisen, nur durch Kämpfe konnte Graf Brühl die Annahme bewirken, aber erst, als diese Oper, mit Hülfe der Dichterin, Helmine v. Chezy, einen Zufluchtort in Wien gefunden hatte. Der Widerstand Spontini's blieb sogar nach dem Tode Weber's noch so beharrlich, daß dessen Familie die Rechte zur Benutzung der Oper „Oberon" dem „Königsstädtischen Theater" für 800 Thaler mit der Verpflichtung einer „Tantieme" an die Erben überließ, Brühl nun diese Rechte vom benannten Theater mit dessen Entschädigung ablösen mußte.

Carl Maria v. Weber, ein Märtyrer deutscher Zustände, ruhe in Frieden! Mir war er ein echter Freund, das sind zwei gewichtige, nicht oft anwendbare Worte. Bei reichem Gemüth und traulicher Herzlichkeit hatte er eine Fülle von Stoff in sich zu geistiger Unterhaltung, hatte Gesinnung, durchweg redlich: frisch und frei ließ sich mit ihm umgehen. — Jetzt wird man ihn in seinem Geburtslande, wo es ihm nicht gegönnt war, seine Seelenkräfte völlig zu erweisen, jetzt wird man ihn weiter verbreitet lieb

und werth halten, überall, wo kunstsinnige Empfindung heimisch ist.

Erst da ich dies schrieb, hat die erforderliche Umsicht mir gezeigt, daß Weber mehr, als ich wußte, von meinen Gefühlsgaben componirte; ich zählte außer den Liedern zu dem Schauspiel „Bei Leipzig" noch zehen, habe also dem Freunde nachträglich dafür zu danken, was hier aus vollstem Gemüthsdrange geschieht mit der Hoffnung: „Auf Wiedersehen!"

Meine Erinnerungen an Carl Maria v. Weber verbinden sich mit denen an Helmine v. Chezy, die Jener in meinem Familienkreise kennen lernte, und sie aufforderte, ihre Erzählung „Euryanthe" (1823 im Verlag der Vereins-Buchhandlung erschienen) zu einem Operngedicht umzuschaffen, wie es dann geschah, nachdem sie schon seit dem Jahre 1811 mit einer solchen Verwandlung dieses Stoffes sich beschäftigt hatte. In seltsamer Weise kam ich in nähere Verbindung mit ihr, die, vom frühsten Bewußtseyn an verkehrt freiheitswahnlich geleitet, bei schätzenswerthem Verstande und herzlicher Zuthulichkeit mit bestem Willen meist auf irrigem Wege, demnach auch stets fern war von innerem Frieden. Sie selbst sagt in mir überlassenen Mittheilungen aus ihren Jugendtagen: „Es giebt zwei Arten der Zuversicht, davon die eine Eitelkeit erzeugt, die andere sich auf das Bewußtseyn inneren Reichthums und aller aus den Stürmen und Schiffbrüchen des Lebens geretteten und in ihnen bewährten echten Güter

begründet. Wehe Dem, der wie ich haltlos bleibt, nachdem die erste, chimärische Stütze, geknickt von der Erfahrung, im Staube liegt, und nicht Muth und Kraft hat, sich eine wirkliche aufzubauen. Ich darf es zu meiner Entschuldigung sagen, daß diese Eigenliebe und Eitelkeit erst von außen in mich hineingekommen, und daß der Keim davon in meiner Kindheit durch unvorsichtige Aeußerungen in mir geweckt wurde; indeß kann ich nicht beurtheilen, ob ich nicht in so manchem schönen Beispiel und aus mir selbst die Kraft hätte schöpfen sollen, sie zu besiegen."

Von solcher Kraft, Zustände oder auch nur Stimmungen zu überwinden, ließ sich bei Helmine von Chezy wenig spüren, eher begreifen, wie es sich eingefunden habe, daß eine Vermählte in ihrem siebenundzwanzigsten Daseyns-Jahre vom ersten Manne geschieden war, und vom zweiten weitab getrennt lebte. Dennoch hatte man sie zu bedauern wegen ihres Mangels an Selbstbeherrschung, wie ich dies, nach einer durch sie bewirkten, bereits seltsam genannten Näherung, mehrmals empfinden mußte. Schon im ersten Bande dieser Aufzeichnungen ist erwähnt, daß ich auch noch als Gatte, für die schriftstellerischen Abend-Arbeiten, einstweilen mein Räumchen in einem Hause dicht am Thiergarten beibehielt, und Frau von Chezy bewohnte mit ihren beiden Kinderchen als Nebenmietherin ein Zimmer im Hause genüber. An einem Januar-Abend des Jahres 1817 sandte sie mir dringendst die Bitte, daß ich zu ihr kommen möge. Bis dahin hatte ich sie nur ein

paar Mal gesehen bei Besuchen, die ich von ihr empfing nach ihrer Ankunft in Berlin; die Schicklichkeit gebot aber jedenfalls, einer Frauenbitte gehorsam zu seyn, und was fand ich? — eine Verzweifelnde! Es war ihr Geburtstag, und ihn hatte sie benutzt, sich mit Vorwürfen über ihre Vergangenheit so zu martern, daß sie, in Thränen aufgelöst, mir entgegen rief: „Retten Sie mich aus meiner Hoffnungswüste!" Und nun überstürzten sich die Selbstanklagen dermaßen, daß ich anfangs gar nicht zur Rede kam, auch nicht sogleich wußte, wie hier anzufangen sey. Ihre schrankenlose Aufregung ermattete allmälig, und ich sagte nun: „Die überreizte Dichterin, Frau Helmine von Chezy, scheint mich als ihren Beichtvater zu betrachten; ich kann Ihnen aber weder eine Büßung zutheilen, noch Sie freisprechen: dies vermag nur die Zukunft, und im Verständniß mit ihr geschieht es gewiß, wenn sich Ihre jetzige überspannte Einsicht mit besonnener Vorsicht waffnet." Das Gespräch wandte sich nun zu mancherlei Einzelheiten, und es ergab sich Gelegenheit, ihr zu entwickeln, daß sie im Ausschweifen des Sinnens und der Gefühle sich abmatte, und dies auch in ihren Geständnissen nicht verleugnet habe. Es währte jedoch lange, ehe ich den Scherzton zu Hülfe nehmen durfte; dann aber brachte ich Frau v. Chezy aus dem Weinen zum Lachen, wonach ich endlich versicherte: ich stände zur Verwandlung ihrer etwas arg unbegrenzten Mißhelligkeit zu klarem Betrachten weiter zu Dienst, wenn sie für solchen Zweck sich vertrauend mir zuwende. Das

that sie auch, und da sie nicht im Reichthum, auch nicht sonderlich sparsam, mithin zuweilen in Nöthen war, fand ich ihr einen Weg zu schriftstellerischem Erwerbe. — Jener leidenschaftliche Sturm und seine Beschwichtigung hatte sich aber bis nahe zur Mitternacht hingezogen, nach Glückwünschen zu angenehmeren Geburtstagen hastete ich dann hungrig und durstig mich heim zu meiner liebenswerthen jungen Frau, die in Folge meiner verspäteten Einkehr voller Beängstigung war.

Wie gemüthlich aber seitdem Frau von Chezy für mich gesinnt wurde, dies offenbarte sie deutlich wenige Wochen nachher an meinem Geburtstage, nur im Familienkreise sparsam gefeiert: denn zu Festmahlen fehlten Mittel und Neigung. Als es schon dunkelte, war jedoch eine Kunde vom einstigen Beginn meines irdischen Lebens zu Helminen gedrungen, und wir waren bei unserer Hausmannskost schon bis zum Nachtisch vorgerückt, da klingelte noch eifrigst ein Bote, und brachte ein sichtlich eilfertigst beschriebenes, mit geschwinden Verbesserungen durchwebtes, mir aufbewahrtes Blatt angefügten Inhalts:

„Abendlied zum Geburtstage meines Freundes
F. W. Gubitz.
27. Februar 1817.

Was konnte Schön'res mir begegnen
Hier, in der Waldes-Einsamkeit? —
Ich hört' es stürmen, wüthen, regnen,
Sah nicht des Lichtes Heiterkeit!

War in mir Alles grau, wie Oben,
Der Unmuth hielt mich fest umkrallt —
Wie sind die Nebel nun zerstoben
Von freundlich lächelnder Gewalt?

Was kommt so frisch und froh und labend
Mit Blumenduft und Morgenschein
Im Sturme noch so spät am Abend?
Das muß wohl schöne Botschaft seyn!
Die ist es auch, das darf ich sagen,
Geburtstag ist ja doch kein Scherz:
Der Erste ist's von allen Tagen,
Der bricht die Bahn zu Lust und Schmerz.

Nun, frisches Knäblein, Gottwillkommen!
Was heißt es, daß mein Lied es flieht?
Hast eh schon süßen Klang vernommen,
Und jede Wiege braucht ein Lied;
Was vor der Wiege Dir gesungen,
Das klang wohl lieblich, fromm und schlicht,
Doch manchen Preis, den Du errungen,
Den kannte jene Zeit noch nicht.

Nun hast Du eine hold're Wiege,
Zwei Liljenarme, zart und rund!
Da süß, Du Neugeborner, liege,
Bis rosig kommt die Morgenstund'
Und holde Träume Dich umkosen —
Doch achtest Du der Träume kaum:
Wer pflückt die schönsten Lebensrosen,
Sehnt sich nach keinem Rosentraum.

Nimm denn statt Träumen nur die Wahrheit,
Nimm Dichtung statt Erdichtung hin,
Statt Luftgebilde süße Klarheit,
Und stets das Rechte zum Gewinn.

Die Freiheit, Deines Lebens Krone,
Bewußtseyn, Deines Lebens Zier,
Und reiner Herzen Liebe wohne
Als Himmelssegen stets bei Dir!"

Beabsichtigte irgend Jemand, das Einordnen dieser Verse mir als Ausfluß von Eitelkeit anzurechnen, ist darauf hinzuzeigen, daß die Verfasserin selbst ihr Erzeugniß Dichtung genannt hat. Jetzt soll es nur erinnern helfen an jene, ihren Bildungsgang beherrschende Vorzeit, die sich noch mit Martin Miller's „Siegwart" und Goethe's „Werther" in Zerfahrenheit schwärmte, weil man das Herz im Ueberschwang von der Mitwirkung des Kopfes befreien wollte, was nur Ruhelosigkeit befördert. Dazu war Frau von Chezy seit ihrer Kindheit verführt durch die zwei Mal geschiedene Großmutter Anna Luise Karsch (nach sonstiger Gebräuchlichkeit in Karschin verwandelt), dann von der Mutter, Karoline Luise, geborne Karsch, nach erster Ehe vermählte Freiin von Klencke, die, auch zwei Mal geschieden, mit dem nun spukenden Adelsgelüst ihre Tochter Helmine in Unheil jagte, in das erste, rasch geschiedene, und in das zweite, bald nur in Trennung bestehende Ehebündniß.

Seltsam kann es seyn, daß die Großmutter auf ihre Tochter und ihre Enkelin die Gabe der Dichterei vererbte, aber — ohne hier deren Leicht- oder Tiefhaltiges zu wägen — eben deshalb wird es minder seltsam, daß alle drei Frauen Mangel hatten an Eigenschaften, die das Eheband vor dem Zerreißen

schützen. In der Karschin war weder weibliches noch hauswirthschaftliches Wesen; was sie nicht hatte, konnte sie nicht geben, und ihre Nachkommenschaft wußte es nicht zu erwerben. — Die Mutter der Helmine von Chezy ist mir persönlich unsichtbar geblieben, nur das Berliner Gerede über sie habe ich noch gehört; ich gedenke eben nur der Tochter etwas umständlicher, und bezeichne sie kurzweg als „burschikos"; sie ähnelte diesem Ausdruck auch insofern, als er halb deutsch-, halb fremdsprachig ist: denn ihr Gesammtes hatte nächst deutschderber Vorlautigkeit den leichtfertigen französischen Anstrich. Ein wenig ihr Behaben zu schildern, wende ich die Zurückschau wieder auf die Sendung für meinen Geburtstag. Wir junges Ehepaar meinten, jene Verse enthielten ein Etwas von Andeutung, daß Helmine Gastfreundschaft wünsche. Sie wurde zu einem Abend in unsere Häuslichkeit eingeladen, kam, hatte beide Kinder bei sich, verweilte bis über Zwölf, und bat dann, sie zu beherbergen, da sie jetzt unmöglich allein mit „ihren Bübchen" nach der Wohnung im Thiergarten gehen, auch nicht zulassen könne, daß ich sie — wie ich wollte — in der Winternacht dorthin begleite. In Hinsicht auf die Schlafstätte äußerte sie bescheidene Ansprüche, und es war keine andere Aushülfe: in unsrer sogenannten Putzstube mußte auf der Diele ein Schlaflager bereitet, das dazu Erforderliche in unsrer nicht mit Ueberfluß begabten Einrichtung zusammengeholt werden. Am Morgen und Mittag hatten wir die Beherbergten als Gäste, die

sich dann gegen Abend verabschiedeten. Nur noch ein Mal tummelte sich in unserer Wohnung gleiche Verstörung, denn noch in erster Hälfte des Jahres 1817 zog die, eigentlich nirgends heimisch gewordene Frau nach Dresden, um dort bequemer über die „Euryanthe“ mit Carl Maria v. Weber einig zu werden. — Jedenfalls ist es bedauernswerth, daß Helmine v. Chezy von der Kindheit an in Unweibliches und Wirriges getrieben war, denn all ihr Abenteuerliches ließ sich vergessen bei ihrer Gutmüthigkeit und Beeiferung für Menschenwohl. Unzweifelhaft sind aber die Großmutter, deren Tochter und Enkelin geeignet, um dem schönen Geschlecht warnend zu beweisen, daß eine zu weite Verirrung in Schriftstellerei, oder in mancherlei Manneswerk, der Liebenswürdigkeit sehr gefährlich ist.

In der Zeit mitunter weiter gerückt, ist wieder von Müllner zu sprechen, und dabei zuerst ein wenig Rückschau auf die Jahre 1819 bis 1822 erläuternd. — Was schon immer von ihm gegen mich in der Oeffentlichkeit geschehen war, das hatte er in seinem Groll noch eifriger betrieben, wo er dazu irgend tagesblätterischen Raum finden konnte; selten und nur dann ging ich darauf ein, wenn er thatsächlich unwahr wurde. Für Ausbreitung seines Ruhms sorgte er fortdauernd unabläßig! Wo eine seiner Dichtungen für die Bühne zu dieser den Weg gefunden hatte, überall stand er, entweder in eigener, oder durch eine vermittelnde Person, gleichsam als Leibwache, um jeder nicht unbedingt ihm huldigenden

Ansicht den Abdruck zu hindern, oder, war dies nicht erreichbar, durch überall der Lesewelt in mancherlei Larven ausgestreute Verdächtigung der Verfasser den Eindruck des Urtheils zu vernichten. Es war, als hätte er in den betheiligten Städten geheime Polizei, die ihm Zweckdienliches besorgte, so daß er in Weißenfels Berichte schrieb von Berlin, Wien, Weimar, Leipzig, Braunschweig bis zu sogenannten Liebhabertheatern, immer in Bezug auf seine Bühnenspiele. Mir war dies zuweilen — bei der, ob auch in Grundzügen mit ihm nicht geeinigten Anerkennung seiner Geistfähigkeit — bedauernswerth fieberischer Umtrieb einer Eitelkeit, die um so hartnäckiger sich einprägte, weil sie erst kurz vor Müllner's vierzigstem Lebensjahre ausbrach.

Unsern Briefwechsel und jede Benutzung des „Gesellschafter" zu Müllner'schen Händeln hielt ich zufolge seiner schon mitgetheilten barschen Veröffentlichung für abgethan; eine Weile war es auch so. Anderweitig entspann er nun (von 1820 an) in Tagesblättern und Schriftheftchen ein Kampfgewirr, das zumeist den mir befreundeten F. A. Brockhaus verwickelte, und gegenseitig sehr leidenschaftlich gesteigert wurde. All den Lärm hatte ursprünglich die Zeitschrift „Hermes" veranlaßt durch eine Beurtheilung des „Yngurd". Müllner betrachtete etliche Bemerkungen als Verbrechen an seiner dichterischen Oberherrlichkeit, erhob sich verlarvt dagegen, ließ seine druckschwärzliche Galle überall ausströmen, wo man ihm dazu irgend dienstwillig war, und miß-

handelte einen Mann, den er als Verfasser jener Beurtheilung entdeckt zu haben meinte, sich hierin aber entschieden getäuscht hatte. Unmöglich war es, als Herausgeber des „Gesellschafter“ außerhalb eines solchen schrankenlosen Getümmels zu bleiben; denn in Berichten aus verschiedenen Orten webten sich Bezüglichkeiten ein über einen Federkrieg, der neben den bestehenden Zeitschriften auch vorübergehende, nur diesem Streitgemenge förderlich, hervorrief. Seit sich Müllner gegen mich feindlicher gestellt hatte, hütete ich die Mäßigung noch sorglicher, so weit ich konnte und durfte, ließ nach meiner Anschauung über ihn nur billig Gerechtes abdrucken, was von Mitarbeitern kam, oder von Namhaften unterzeichnet war, half mir nächstdem, wo ich es als nothwendig beachtete, mit ausgleichenden Anfügungen. Vielleicht berechnete mir Müllner dies etwas günstig, denn trotz jener brieflichen und öffentlichen Absagen, wonach er weder schreibend noch lesend mit dem „Gesellschafter“ sich befassen wolle, empfing ich nach fast vierjährigem Verschonen folgende Zuschrift:

„Weißenfels, am 22. November 1822.

Der Redacteur einer Zeitschrift hat nach meiner Ansicht ein Interesse daran, daß gefährdvolle Unwahrheiten, welche durch sein Journal wider seinen Willen verbreitet worden seyn können, auch in demselben zuerst berichtiget werden. Ich glaube daher, bei der Bekanntmachung des hier beifolgenden Aufsatzes Ihrem Bemerker den Vortritt lassen zu müssen. Da aber leider Ihre geschätzte Zeitschrift

hier nicht zu haben ist, so möchten Ew. Wohlgeboren mich gefälligst in Kenntniß setzen auf privatbrieflichem Wege, ob Sie von diesem Vortritte Gebrauch machen wollen oder nicht. Hochachtungsvoll Ew. Wohlgeboren ergebenster Müllner."

Was er hier Unwahrheiten nennt, war wissenschaftliche Entgegnung des Procurator Merkel in Cassel (als Schriftsteller „Kroneisler") hinsichtlich fehlerhaften Lateins, wobei Müllner sein Unrecht nicht einsehen wollte, und es doch mit aller rechtsverdreherischen Schlängelei nicht von sich abschütteln konnte. Es versteht sich von selbst, daß ich seine Entgegnungen — es wurden mehrere — aufnahm. Die kleinliche, nur behülfliche Bosheit gegen den „Gesellschafter" machte mich lachen, denn es war mir bekannt, daß ihm in Weißenfels der Leserkreis nicht fehlte, und Müllner selbst mußte ihn doch vor sich haben, als er seine erste Entgegnung schrieb. — Jener Zuschrift war eine gedruckte Anzeige der von ihm für das Jahr 1823 als „Kotzebue's Schatten" herauszugebenden „Hekate" beigelegt, und Müllner hat darauf geschrieben: „Zu gefälliger Notiznahme." — Wahrscheinlich sollte ich möglichst rasch erfahren, daß er nun bald eine eigene Zeitschrift gegen mich bewaffnen könne.

Im Jahre 1822 waren die Leipziger Kämpfe auch mit drei Prozessen verbunden, die Müllner gegen Brockhaus „angestrengt" hatte, wie man zu sagen pflegt. Ich wurde mit hineingezogen, obwohl ich bis dahin mich persönlich möglichst frei hielt von

dem Wortgemetzel, das auch dem „Bemerker" des „Gesellschafter", bei all meiner Abneigung, nicht gänzlich fern zu halten war. Im September genannten Jahres schickte mir Brockhaus einen mit keiner Unterschrift begabten Aufsatz, den ich im Gefühl der Rechtspflicht dem Sachlichen nach aufzunehmen, in Betracht des Wortausdrucks jedoch abzuweisen hatte. Dies meinerseits darlegend, empfing ich von Brockhaus die Vollmacht, meiner Ansicht gemäß zu mildern; dennoch unterrichtete ich mich bei einem mit der bezüglichen Angelegenheit vertrauten Gesetzkundigen in Leipzig genauer, und er verbürgte die Wahrheit des Brockhausischen Berichts. Erst dann erschien — nachdem der Aufsatz schon vier Wochen vorher ohne Milderung durch das Intelligenzblatt der „Jenaischen allgemeinen Literaturzeitung" verbreitet worden war — das Eingesandte: „Drei Fragen bei Gelegenheit einer gewissen Bekanntmachung, gewisse gerichtliche Abbitten betreffend" (1822. Bl. 181. „Bemerker" 16), und weiterhin wird sich der im Ausdruck ganz unsträflich gewordene Gegenstand klar machen.

Am 31. Dezember 1822 schrieb mir nun aus Halle der Professor Schütz (damals Müllner's Schildträger): der Weißenfelser wolle Brockhaus abermals verklagen, auch gegen mich sey ein Prozeß beabsichtigt, er empfehle sich als Vermittler. Nächstdem erhielt ich an demselben Tage ein Schreiben von dem Geheimen Finanzrath v. Grunenthal, den ich früher mit Müllner, auf dessen Ersuchen,

in Berührung gebracht hatte: auch Grunenthal, mir in Berlin nahe, wollte vermitteln, wozu er für das Beste erachtete, auf Müllner's Forderung einer, „unter Erbietung zum Eide gerichtliche Nennung des Einsenders einzugehen." — Daß ich dies unnachgiebig verweigern mußte, begreift sich leicht, um so mehr, als es deutlich ausgesprochen wurde, es solle ein neuer Prozeß „angestrengt" werden gegen den damals schon todeskranken Brockhaus. Andererseits erklärte ich mich aber bereit: vollen Raum zu überlassen jeder in Anständigkeit gehaltenen Entgegnung, oder auch diese selbst zu schreiben, wenn hinsichts der „drei Fragen" thatsächliche Unwahrheit mir einleuchtend erwiesen würde. Dies leitete der schlaue Weißenfelser damit ab, daß er Herrn von Grunenthal brieflich antwortete: ich möge die „Berichtigung" übernehmen, denn „er wisse, ich sey hinlänglich in Kenntniß, um ihm Genugthuung zu geben." Eine solche Ansicht und so unbedingte Kenntniß fehlte mir, ich wollte mich jedoch nicht zurückziehen; mir blieb also nur übrig, mich von Leipzig aus amtlich belehren zu lassen, weshalb ich die dortige Gerichtsbehörde ersuchte, auf meine Kosten mir eine Abschrift der bezüglichen Verhandlung zu gewähren. Sie ward mir gewährt, ohne Kostenansatz, und in dem beigelegten Schreiben sagte man mir: „Sie sind in redlicher Vertheidigung eines unserer Mitbürger, denn Müllner hat Brockhaus ärger beleidigt, als er ihn, kann aber wider Jenen nicht zu seinem Recht kommen, weil ihm die Verjährungsfrist im preußischen Staat

entgegensteht.“ — Ich ließ nun den von Weißenfels aus in schadenfroher Weise verbreiteten Anlaß des kleinlichen Zwistes und den Kern der Mittheilung aus Leipzig abdrucken (1823. Bl. 29. „Bemerker“ 4), mit Vor- und Nachrede, genau so, wie es hier erneuert ist:

„Berichtigung und Erklärung.

Der „Bemerker“ Nr. 16 (1822) enthält in dem Aufsatze: „Drei Fragen bei Gelegenheit einer gewissen Bekanntmachung, gewisse gerichtliche Abbitten betreffend“, unter §. III Folgendes:

„Dabei macht der Triumphirende aus einer einzigen gerichtlichen Handlung, einem um Verzeihung Ersuchen, einem bekräftigenden, ehrlich gemeinten Handschlage und einem Protokolle drei gerichtliche Handlungen, drei Abbitten, drei Protokolle u. s. w.“

Es wird dies auf Hrn. Hofrath Müllner bezogen, der neulich in einer Streitsache mit Hrn. Brockhaus eine Anzeige, drei Abbitten enthaltend, drucken ließ. Da mir aber eine beglaubigte Abschrift des Aktenstücks mitgetheilt worden, welche genau übereinstimmt mit Hrn. Müllner's Bekanntmachung in mehreren Zeitschriften, so ist obiger Satz hinsichtlich der daraus gefolgerten Eigenmächtigkeit u. s. w. zu ändern oder zu motiviren nach unten stehendem, von mir eingeholtem Bericht aus Leipzig:

„Ihre Erkundigung: hat Brockhaus an Müllner eine Abbitte, ein- für allemal, geleistet, oder drei nach

einander? beantwortet sich am besten durch das Original-Protokoll. *) — Im Termin selbst wurde Brockhaus (in Gegenwart des Dr. Kind, Müllner's Bevollmächtigten) so angeredet: „Sie haben uns angezeigt, daß Sie auf die Ihnen noch offen stehenden Appellationen an den Königl. Geheimen Rath u. s. w. Verzicht leisten und sich den Drei in den vom Hrn. Hofrath Müllner gegen Sie anhängig gemachten Injurien-Sachen gefällten Urtheilen unterwerfen wollen? Ist das noch Ihre Absicht?" — Brockhaus antwortete hierauf „Ja!" — Der Deputirte des Stadtgerichts wendet sich nun an den Aktuar und trägt diesem auf, das Protokoll abzufassen. Dieser faßt das Protokoll ab, das Sie inliegend zu Ihrer Notiz finden; als es fertig, liest er es vor und fragt, ob beide Theile es genehmigen, das dann wieder mit einem „Ja!" geschieht, worauf der Stadtgerichts-Deputirte sowohl den Dr. Kind als Brockhaus einladet, sich zum Beweise der Aussöhnung die Hände zu geben. Dies ist der Verlauf, und Brockhaus hat also in der ganzen Verhandlung nur zwei Mal Ja

„*) Aus diesem, zu meiner Notiz beigelegten Protokoll glaube ich den eigentlichsten Punkt mittheilen zu müssen. Hr. Brockhaus erklärt: es sey ihm leid, daß er der Ehre des Hrn. Hofraths Dr. Müllner in den wider denselben im Druck herausgegebenen Schriften, namentlich a) in dem 1sten Stück der „Müllneriana"; b) in dem zweiten Stück, als der Fortsetzung derselben, und c) in dem Aufsatz: „Letztes Wort in Sachen des Herrn Müllner in Weißenfels", durch die gegen ihn beleidigenden Aeusserungen zu nahe getreten sey und er bitte dieserhalb um Verzeihung." D. H."

gesagt. — Da indessen alle einzelnen Prozeß-Verhandlungen durch das beizuschreibende Protokoll über die Art der Erledigung der Schluß-Erkenntnisse vervollständigt werden müssen, so hat sich Hr. Hofrath Müllner von dieser Schluß-Registratur der dritten Akten-Sammlung eine Abschrift geben und diese drucken lassen."

Dies der Bericht! Indem ich nun referirt und die mir bekannt gewordenen Mittel gegeben habe, um den Irrthum in dieser Angelegenheit möglichst zu beseitigen, überlasse ich es den geehrten Lesern, Alles selbst abzuwägen, indem mir, so weit ich dies bewirken kann, daran liegt, in meiner Zeitschrift jedes Unrecht zu verhindern, ohne mich übrigens in fremde Streitigkeiten näher einzumischen.

Der Herausgeber."

Jetzt glaubte ich auf Grund der amtlichen Darlegung bei fühlbarem Zweck des Ausgleichens gethan zu haben, was in diesem Verwickelten meine Umsicht vermochte. Angeblich war aber von mir noch in Steigerung gefrevelt, denn Müllner, der hauptsächlich nur danach strebte: Brockhaus solle als Einsender der „drei Fragen" offenkundig werden, um ihn weiter verfolgen zu können, schrieb mir alsbald selber:

„Weißenfels, am 27. Februar 1823.

Wohlgeborner Herr Professor!

Der Geheime Finanzrath von Grunenthal hat mir den Bemerker Nr. 4. mitgetheilt, in welchem Sie das gegen mich gerichtete, aber mich nicht nennende

anonyme Pasquill öffentlich und namentlich auf mich bezogen haben. Ich verkenne zwar die Absicht nicht; aber Sie haben dadurch mein Verhältniß zu Ihnen in rechtlicher Beziehung weit schwieriger und bösartiger gemacht, und ich muß Sie nun ergebenst bitten, mir umlaufend den unmittelbaren Einsender zu nennen, der reinen Wahrheit gemäß, und so, wie Sie es vor Gericht beweisen und erforderlichen Falles eidlich bestärken können. Hochachtungsvoll und ergebenst Müllner."

Durch Beifügung 2er Expl. des Bemerkers Nr. 4 verbinden Sie mich."

Mit einer Rechtfertigung meiner friedlichen Absicht sandte ich ihm die zwei Exemplare, verweigerte jedoch wiederholt den Verrath. Müllner meinte, die mehrseitig brieflich gehäufte Folter würde mich umstimmen; ich antwortete stets mit Ruhe, und endlich ließ er einem neuen, ebenfalls unwirksamen Anmahnen rasch diese Hinweisung folgen:

„Weißenfels, am 16. März 1823.

Ew. Wohlgeboren

glaube ich benachrichtigen zu müssen, daß Ihre Antwort auf meinen letzten Brief, die ich mir umlaufend erbat, bei mir nun zu spät eintreffen würde, indem ich bereits dem Herrn Justiz-Commissarius Bauer in Berlin Auftrag gegeben habe, die Sache anhängig zu machen. Dies ist geschehen in der Voraussetzung, daß Sie mit meinem Pasquillanten in Verhältnissen stehen, welche Ihnen rathen, sich zur Nennung desselben lieber zwingen zu lassen. Wäre dem anders,

so dient Ihnen vielleicht obige Anzeige des Machthabers, sich Kosten zu ersparen. Hochachtungsvoll und ergebenst Müllner."

Nochmals versuchte ich in meiner Scheu vor Prozessen und dem damit verbundenen Zeitverlust, mir Frieden zu schaffen. In einem Briefe vom 26. März verstärkt aber Müllner die Drohung mit dem Königlichen Hausvogtei-Gericht; ich erwiderte in demselben Sinne wie bisher.

Offenbar spielt der Groll gegen mich mit bei dem von ihm beliebten Gerichtsweg, denn man hätte zu glauben, er würde eher die Redaktion oder den Verleger der „Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung", die jene „Drei Fragen" ohne Milderung aufgenommen hatte, verklagt haben. — Es war nicht so; der Prozeß gegen mich begann, ich wählte den Justizrath Krause zu meinem Anwalt, und nach vielen Terminen schloß er sich am 6. Februar 1824 durch das hier angereihte Erkenntniß, aus dem auch zu ersehen ist, wie Grauenvolles der „Weißenfelser Dey" gegen den „Gesellschafter" beantragte.

„In Injurien-Sachen des Hofraths Dr. Müllner zu Weißenfels, Klägers, wider den Professor Gubitz hieselbst, Verklagten,

Erkennt das Königl. Hausvogtei-Gericht, den Akten gemäß, hierdurch für Recht:

Daß Kläger mit der gegen den Verklagten angebrachten Klage, wie hiermit geschieht, lediglich ab- und zur Ruhe zu verweisen, derselbe auch die Kosten

des Prozesses allein zu tragen und respective dem Gegentheil zu erstatten gehalten. Von Rechtswegen.

Gründe.

Die Klage gründet sich auf zwei Aufsätze, welche in der Zeitung der Ereignisse und Ansichten genannten Beilage (verbunden mit „Bemerker") einer hier unter dem Titel „der Gesellschafter" erscheinenden Zeitschrift enthalten sind. Beide Aufsätze betreffen eine früher durch den Kläger veranlaßte Bekanntmachung in der Leipziger „Litteratur-Zeitung", nach welcher ihm der Buchhändler Brockhaus drei Abbitten in drei gegen denselben erhobenen Injurien-Prozessen geleistet hatte. In dem ersten der in Bezug genommenen Aufsätze wird der Kläger nicht genannt, dessen Person aber durch Beurtheilung der gedachten Bekanntmachung bezeichnet und behauptet, daß dieselbe nicht dem wahren Hergange der Sache gemäß sey.

Der zweite Aufsatz, welcher bei dem 29. Blatte des Gesellschafters von 1823 ausgegeben ist, und der von dem verklagten Herausgeber dieses Blattes herrührt, bemerkt, daß jener erste Artikel auf den Kläger bezogen werde, und bringt dann den der Sache zum Grunde liegenden Vorgang so vor, wie ihn der Verfasser in sichere Erfahrung gebracht zu haben angiebt. Auf diesen späteren Artikel stützt sich Kläger, wenn er anträgt, den Verklagten als Verfasser eines Pasquills zur gesetzlichen Strafe zu ziehen, auch ein Exemplar des Blattes, worin sich der Aufsatz befindet, durch den Gerichtsdiener zerreißen und

mit Füßen treten zu lassen, und durch den früheren Aufsatz hält Kläger sich für berechtigt, vom Verklagten die Nennung des Einsenders desselben zu verlangen; er glaubte ferner, darauf antragen zu dürfen, daß auf den Fall die zum eben gedachten Zweck zu verhängende Executio ad faciendum ohne Erfolg bleibe, im Erkenntnisse festgesetzt werden müsse, daß ein Exemplar des den älteren Aufsatz enthaltenden Blattes durch den Henker auf öffentlichem Platze verbrannt und der Verklagte mit der Strafe des Pasquillanten zu belegen sey.

Beiden Anträgen widerspricht der Verklagte mit Bestande Rechtens.

Denn in dem neuen Journal=Artikel ist an und für sich garnichts enthalten, was zur Ehrenkränkung des Klägers gereichen könnte; Letzterer hat darin auch nicht einmal einen Ausdruck oder eine Behauptung als injuriös herausheben können, und die ganze Fassung des Artikels beweißt genügend, daß der Verklagte bemüht war, das, was der frühere Aufsatz für Kläger Beleidigendes gehabt haben möchte, durch eine richtige Darstellung zu heben. Wenn aber der Kläger auch darin eine neue Injurie findet, daß der Verklagte in dem zweiten Artikel bemerkt, man bezöge den älteren Aufsatz auf den Kläger Müllner, so ist dies eben so wenig begründet, als man eine Injurie in einer Abbitte finden könnte, wenn der Beleidiger früher nur die Person dessen, den er an seiner Ehre kränken wollte, bezeichnet gehabt, dessen Namen aber bei der geleisteten Abbitte genannt hätte.

Sonach erlediget sich dieser erste Antrag, und um so mehr, als das Zerreißen und Zertreten eines Pasquills zu der längst durch bekannte Vorschriften, den Königl. Befehl vom 1. Februar 1811. Gesetzsammlung pag. 149 abgeschafften Privatgenugthuung gehört.

Die Anträge, zu denen sich der Kläger durch den älteren Aufsatz berechtiget hielt, sind verjährt, und zum Theil durch die jetzt geltende Gesetzgebung verworfen.

Allerdings soll nach

§. 624 des Allgemeinen Landrechts Th. 2. Tit. 20. wenn der Urheber eines Pasquills nicht ausgemittelt werden kann, die Strafe gegen den Drucker und Verleger verdoppelt werden, und ein Gleiches möchte für den Herausgeber einer Zeitschrift anzunehmen seyn. Allein eben, weil diese Strafe ihnen angedroht ist, sie mithin selbst in dem bezeichneten Falle als Injurianten angesehen werden, so muß auch die Klage gegen sie in der für Injurien-Klagen bestimmten Verjährungs-Frist angebracht werden.

Diese Frist ist nach

§. 659 des Allgemeinen Landrechts Thl. 2. Tit. 20. eine dreimonatliche. Der Kläger hat nun geständlich den älteren betreffenden Aufsatz schon am 28. November 1822 gekannt, seine Klage dagegen ist erst am 16. April 1823, also nach Ablauf der Verjährungs-Frist, eingekommen.

So finden also diese Anträge nicht mehr statt, und eben das, was schon Hinsichts des Zerreißens und Zertretens der Pasquille gesagt ist, findet auch

hier Hinsichts des Antrags auf öffentliches Verbrennen durch den Henker Anwendung.

Dem Kläger fallen als allein unterliegenden Theil nach §. 2. der Allgemeinen Gerichts-Ordnung Th. 1. Tit. 23. alle Kosten allein zur Last, und war demnach überall nicht anders als geschehen zu erkennen.

Urkundlich unter des Königl. Hausvoigtei-Gerichtssiegel und Unterschrift. v. Hermann."

Berlin, den 6. Februar 1824.

Brockhaus hat leider dies Erkenntniß nicht erlebt, er starb am 20. August 1823; — Müllner aber las es wahrscheinlich mit um so empfindlicheren Verdruß, weil er auch als Jurist wegen mangelhafter Gesetzeskunde sich bezichtigt fühlen mußte.

Die mir entstandenen Kosten ließ ich von dem mich nun nicht weiter brieflich anfechtenden Weißenfelser nicht einziehen, obwohl mein in allem Betracht achtungswerther Anwalt sagte: ich thäte unrecht; einen so Händelsüchtigen müsse man in jeder rechtlich dargebotenen Weise bestrafen. Auch habe ich bisher über diesen Prozeß nichts veröffentlicht, obschon Müllner vor der Entscheidung sich häkliges Hinzeigen erlaubte.

Der Briefwechsel mit ihm hatte nun für immer ein Ende, und ich suchte es fortwährend möglichst zu vermeiden, daß er mich der Rache beschuldigen könne. Bei seinen ausdauernden Kämpfen gegen Alle, die seine Trauerspiele nicht begünstigten, es sogar in Schutz nahmen, daß man sie von der Bühne ent-

fernte, gab ich einem Leipziger Bericht („Gesellschafter" 1827. Bl. 143) aus voller, noch jetzt in mir lebenden Ueberzeugung die Nachbemerkung: „Ich halt' es für unrecht, daß „Yngurd" und „Die Albaneserin" von den Repertoire's solcher Bühnen verschwinden, die das dazu nöthige Personal haben; denn, wie auch die Kritik über beide Stücke urtheilen und Manches daran mit Grund tadeln mag, — man wird dennoch zugeben müssen, daß wir jetzt nicht eben bessere neue Trauerspiele auf der Bühne sehen." — Bei Besprechung der Gesammt-Ausgabe seiner „dramatischen Werke" (1828. Bl. 52) äußerte ich zwischeninne, mit Bezug auf seine Erklärung, daß er vom Bühnenwesen sich trenne, ebenfalls: „Wie sehr verschieden die Urtheile über Müllner's Wirksamkeit für die Bühne waren und noch seyn mögen, darin stimmen die als redlich anzunehmenden feindlichen Kritiker mit den freundschaftlichen überein: ihm stehe ein so bedeutendes Talent zu Gebot, wie es von keinem der neueren dramatischen Dichter übertroffen wird. Meist gab eine abweichende Ansicht über die Grundlage seiner Tragik den Anlaß zum Streit; die eigensinnige Beharrlichkeit, mit der Müllner an jener antiken Schicksals-Idee festhielt, die nun einmal von seinem adoptirten, aus dem Aristoteles hervorgegangenen Glaubensbekenntnisse unzertrennlich schien, machte bisher einen Frieden unmöglich und ward wohl die nächste Veranlassung, daß er seine Thätigkeit der Bühne entzog, wenn wir auch übrigens einen zweiten Grund, die unerträgliche gesetz- und

schutzlose Stellung der Bühnen-Dichter zu den Bühnen-Directoren, dabei ebenfalls gelten lassen. Wie sehr der Verlust Müllner's für die Dramatik zu bedauern ist, wurde im „Gesellschafter“ öfter ausgesprochen; vielleicht hilft es, wenn wir es abermals wiederholen, wie höchst unrecht wir es finden, daß er bei einem so ausgezeichneten Beruf der deutschen Bühne seine Hülfe entzieht. Ein schöneres „vielleicht“ denken wir uns darin, daß er die Beharrlichkeit bei jenen Ideen mäßigt, wenn er endlich der Entsagung aller ferneren Theilnahme an den Bemühungen, der deutschen Bühne aufzuhelfen, sich entschlägt.“ — Das ist gedruckt im März 1828, und am 11. Juni 1829 war das irdische Leben Müllner's schon beendet, in seinem fünfundfunfzigsten Altersjahre.

Wenn man sein Thun und Treiben im Gesammten betrachtet, so wird er uns auch im Reiche der Dichtung ein sinndrehender Advokat. Nachdem er als solcher sich nicht mehr für Andere beschäftigte, war er es sich allein, suchte mit eifrigstem Umhertrachten Ruhm und Erwerb durch dichterisches und kritisirendes Schriftenthum, ward aber als sein eigener Anwalt oft einzig sich verderblich. Dabei ist allerdings auch seine durch Staatsveränderung mißlich gewordene Stellung zu beachten. Unerwartet aus dem sächsischen zum preußischen Unterthan geworden, hätte er auch heimisch werden müssen in der breit- und weitläufigen Gesetzesfülle. Das war eine mühevolle Zumuthung für den bereits fast vierzigjährigen Mann, er fand es gerathener und anlockender, sich

und seine Familie durch sein dichterisches Talent zu ernähren, und da ihm Iffland entgegenkam, wurde der Entschluß rasch befestigt. Weil aber Dichtung und Kritik ihm Broderwerb seyn sollten, weil außerdem die Eitelkeit bei einem erst in späterem Alter zu Ruhm gelangenden Talent eher hartnäckiger wird, als sich mildert, sah Müllner in jeder Aeußerung gegen seine Thätigkeit ein Verbrechen an seinem geistigen und leiblichen Wohl, und ich bin der Meinung, daß er oft selbst glaubte, er befinde sich in der Nothwehr, indem er meistens Andern die Noth aufzwang, sich wehren zu müssen. — Unleugbar hat er selten — nie möchte ich nicht sagen — für das Edelgeistige, das wahrhaft Erhebende, vorwaltend nur für seine persönliche Erhebung gekämpft; er hat ohne Unterscheiden Jeden, der ihm schmeichelte, zum Glanz tragen, jeden Gegner, war dieser auch im gesundesten Recht, zermalmen und in den Staub treten wollen. Aber dennoch, nicht nur bei dem Besten, oft sogar bei dem Schlimmsten, was er that, sind ihm, gemäß meiner Ansicht, Talent und Scharfsinn gewiß nicht abzusprechen. In solchem Empfinden hielt ich stets mich abgesondert von Denen, die nach dem Tode Müllner's ihn mehr schwärzten, als er für sein Andenken verschuldete, und gern habe ich ihm noch während seines Lebens, wie schon nachgewiesen ist, so auch hier, die Achtung bezeugt, die bei seinem Leben nicht zum Frieden mit ihm hinreichte, mir ihn jedoch innen sicherte auch während der durch ihn erlittenen Kränkungen und Quälereien.

Um aber im Aufzeichnen meiner Erlebnisse mit dem „Dey von Weißenfels“ mich völlig abzufinden, muß ich noch einer Frau gedenken, die auch durch ihn zu dulden hatte, und daran erinnern, es werde schon im ersten Bande bei den Mittheilungen über Müllner aus einem seiner Briefe erfaßlich, er habe Groll gehegt gegen Therese Huber, die damals bei der Redaktion des „Morgenblatt“ thätig war. Daß ihn die würdige Frau — von Goethe „die treue und in vieler Hinsicht schätzenswerthe Gattin Huber's“ genannt — richtig beurtheilte, ohne die Werthseite seines scharfen, leider vom Dünkelstolz verwickelt durchbitterten und durchätzten Verstandes abzuleugnen, werden Briefe von ihr bezeugen. Die inhaltreiche Lebensgeschichte der Therese Huber sey hier nicht in Länge gezogen, es genügen wenige Andeutungen, um ihre, durch Wissen und Erfahrung erwiesene Berufsthätigkeit zu schriftstellerischem Einwirken glaubhaft zu finden.

Sie war die Tochter des umfangsweit gelehrten und mannhaft trefflichen Gottlob Heyne in Göttingen, hatte im Elternhause, wo Herder, beide Stolberg, Bürger, Voß, Boje, Dohm, Brandes und noch mehrere geistig Ausgezeichnete sich gesellig zusammenfanden, mannigfache sinntiefe Eindrücke empfangen. Zweimal verheirathet an Namhafte, Georg Forster und Ludwig Ferdinand Huber, wurde sie mit schweren Schicksalen vertraut, und mußte sich zuletzt völlig durch eigene Kraft, durch umsichtiges Bestreben vor der äußersten Noth retten.

Das hat sie gethan nach dem Tode ihres zweiten Gatten in den Jahren 1805 bis zu ihrem Lebensende.

Mit Therese Huber nie persönlich bekannt geworden, schickte ich ihr, in Achtung ihrer muthvollen Selbsthülfe gegen mannigfache Bedrängnisse, auch neben der Sorge für den „Gesellschafter" noch zuweilen Beiträgliches zum „Morgenblatt" bis zum Jahr 1823, und lasse sie jetzt sich selber näher zeigen im dazu hinreichenden Lichte aus ihren brieflichen Aeußerungen, die zugleich etwas mitbringen über Zeitgeschichtliches. — Daß ich des Zusammenhangs wegen mitunter eine Ueberschätzung meines Thatwesens mußte unbeseitigt lassen, wird man hoffentlich nicht so deuten, um mich dabei zu verkennen. Meine Rechtfertigung begründet sich schon dadurch, daß diese Briefe beinahe ein halbes Jahrhundert von der Oeffentlichkeit entfernt blieben, und jetzt möge deren Anreihen dies Vorwortliche beschließen, nur dazwischen die Erläuterung sich einordnen.

I.

„Stuttgart, 3. März 1819.

Werther Herr!

Ich benutze die Bitte Herrn Usteri's aus Zürich: ihm Briefe mitzugeben, um Ihr freundliches Schreiben zu beantworten. Der junge Mann, ein Neffe des Naturforscher Usteri, der als Staatsmann seinem Vaterland sehr werth ist, will in Berlin Theologie studiren. Das hätte der alte Friedrich doch kaum glauben können, daß man in seiner Hauptstadt die

rechtgläubigsten Lutherthums-Lehren suchen würde. Der junge Mann wird sich glücklich schätzen, Ihre Bekanntschaft zu haben, wenn er, als junger Fremder, sich auf einen angesehenen Mann zu berufen wünscht.

Also, mein werther Herr, kennen Sie jetzt die Qualen des Redaktionswesen? Dennoch haben Sie den Vortheil, eigener Herr des Geschäfts zu seyn und allein zu entscheiden. Denken Sie sich noch den Zuwachs von Unannehmlichkeit, wenn Sie nicht eigner Herr wären, sondern Einflüsse mancher Art mit innebedungen hätten. Man könnte mir sagen: so wär' ich auch vor Verantwortlichkeit gesichert — allein, sollte es einmal zu dieser kommen, so kenne ich das alte Sprüchwort sehr gut, nach welchem der Schwächre die Zeche bezahlen muß. — O wenn ich erst meine Aufgabe gelöst habe und von diesem Berufe zurücktreten kann! — noch sehe ich's nicht vor mir, wann das seyn wird, sehne mich aber unendlich danach.

Ihr Lied vom „stummen Kinde“ fand ich unter alten Morgenblatts-Beiträgen, die man mir aus Cotta's Comtoir schickte. Ich fand es sehr rührend, und wie mir das herzbrechende Schauspiel: „Die Waise und der Mörder“ vorerzählt wurde, suchte ich es gleich auf und dachte: ist's auch gedruckt, so kennen's doch Viele so wenig wie du, und da freut es. Ich habe noch das Lied vom „Greise“ von Ihnen, an das ich nicht ohne Wehmuth denke — das ist wohl längst gedruckt? ich weiß gar nicht mehr, woher ich's habe. — Ach, mein guter Herr, man

braucht gar nicht sehr alt zu seyn, um auf Erden nichts mehr zu hoffen!

So eben war Haug da — ein guter Sterblicher! — und zeigte uns eine Erzählung, die er aus einem alten englischen Journal zusammen schreibt und — wie sie's Alle thun — als Original in irgend ein Blatt schickt. Er erzählte, wie er für eine andere ähnlicher Art 6 blanke Louis bekommen. Mein Sohn wollte ihm beweisen, daß Zusammenziehen nicht Erfinden hieß, wir lachten wie die Kobolde über Haug's Defension — am Ende sagte der junge Doktor: „Nun ja, für ein Bruchstück deutscher Geschichte, das uns zeigt, wer wir wären, giebt's keinen Platz, aber eine übersetzte Faselei wird mit 6 Louis bezahlt — das ischt halt d' Welt!" — O, sagte ich, wer doch lieber in einem Dorfe säß', und den Bauern Pillen verschriebe! — „Nun, nun! das soll auch kommen!" — bemerkte die junge Hoffnung — denn im 21. Jahre blickt man auf das Endlich leichtsinniger, wie im 60. auf das Morgen.*)

Also meine kleinen Geschichtchen haben Ihren Beifall? Gewiß, sobald ich einmal daran komme, biete ich Ihnen eine dergleichen an. Ich habe für das „Morgenblatt" so viele Aufsätze, daß ich mir ein

*) Der Einundzwanzigjährige ist Victor Huber, damals der Heilkunde nachstrebend, dann mehrseitig bedeutsamer Lehrer in mannigfacher Geschichtsforschung. Er hatte damals eine geschichtliche Abhandlung geschrieben, die nicht sogleich den Verleger fand.

Gewissen daraus mache, den meinen einen Platz zu geben, um den Andre werben. Ich war letzthin im Begriff, Ihnen eine Anzeige oder Parallele zwischen zwei Romanen zu senden — allein da ich Ihr Blatt nicht sehe, wußte ich nicht, ob Sie danach fragten, und schickte es Brockhaus; — wüßte ich, daß Sie es annähmen, so forderte ich's noch zurück — es war durch den Gegenstand pikant: „Gabriele", von Fr. Schoppenhauer und „Le Secrét" von Frau v. Genlis.

Es freut mich, wenn Sie den Weg sehen, auf dem Müllner's ausgezeichneter Verstand seine wohlthätige Thätigkeit finden könnte. Er müßte ihn wahrscheinlich in das Gebiet des Gemüths führen, innerhalb welchen der Verstand am besten Selbstsucht und Eitelkeit abwehrt durch das einfältige Sprüchlein: „Und wenn ihr mit Menschen- und Engelzungen sprächt u. s. w." — Aber auch dann würde ich ihn zur Kritik verweisen, nicht zur Poesie. Wo er nicht kränken will, ist er als Kritiker, nach meinem Bedünken, sehr belehrend.

Cotta war todtkrank und genest langsam. Ich sorgte sehr für ihn und theilte seine mannigfache Bekümmernisse — denn ist ein Leiden minder nah, wenn ich es hätte meiden können? Und seiner Frau langsames Hinsterben an einem unheilbaren quälenden Lokalübel ist ganz zerreißend für diesen Mann, der nur in dem Schooß seiner Familie Glück — sucht. Gedeihen Ihrer Arbeit! Ich begrüße Ihre liebe

Frau, die Sie froh macht, also glücklich ist. Gott lasse Euch beisammen alt werden.

Mit herzlicher Achtung
Therese Huber.

Und Sie haben Ihren Vater stets bei sich? Sie Glücklicher! Ich bin seit 37 Jahren dem Vaterhause entfremdet, und wie ich im 48. wirklich Waise ward, fühlte ich mich verlassen wie ein Kind."

Die beiden in diesem Briefe erwähnten Gedichte sind auch in die von mir 1860 herausgegebene Sammlung aufgenommen.

Was Therese Huber über die Handgriffe sagt bei solcher Schriftstellerei, die überwiegend nur dem Gelderwerb fröhnt, ist sehr gemäßigt Dem gegenüber, was ich zu enthüllen hätte, und es wäre dabei noch von ganz andern Unterschieden als zwischen Zusammenziehen und Erfinden die Rede. — Den Lohnschreibern, die sich rasch und bequem im Abenteuerlichen mit fremden Federn schmücken, geht es übrigens bei der Lesemenge oft besser als Jenen, die eigenthümlich Gedanken- und Seelenvolles bieten. Gar Viele lesen am liebsten, was nicht des Lesens werth und nur Müßiggang des Kopfes ist.

Der Freundin Wunsch hinsichtlich meines Eheglücks hat sich — Gott sey Dank! — erfüllt, und dem allmächtigen Beschluß überlassen wir unsere Zukunft.

II.

„Stuttgart, 16. März 1819.

Geehrter Herr!

Sie fahren fort, mir Beweise Ihrer Theilnahme

und gütevollen Denkart zu geben, indem Sie sich mit meinem unbekannten Schützling Caroline Stein in einen unmittelbaren Verkehr setzten. — Die Summe, welche Sie mir als Honorar verheißen, bitte ich in der Leipziger Messe baar an Cotta's Handlungsdiener auszuzahlen, noch lieber aber sie ihm eingepackt und an mich überschrieben zuzustellen. In gewissen Verhältnissen kann man sich nur durch stillschweigendes Fortwandeln einen gewissen Grad Unabhängigkeit erhalten; da habe ich — als Weib immer die Schwächere — gefunden, daß man am mehrsten Hindernisse vermeidet, wenn man nur das Nothwendige mittheilt. Sie sind ein seelenkundiger Mann und werden das begreifen. — Ich erwarte Schriftpakete aus Bayern, worin ich die Ihnen bestimmten Briefe finden werde. Mit Fritz Jacobi's Tode ist auch nun die Ursache gehoben, warum ich Forster's Briefe — besonders an Jacobi — nicht publicirte; der liebe, edle, reizbare Mensch hatte seine eigne Idee darüber. Nun möchte ich nur Zeit und Augen haben! — Wir waren persönlich in freundschaftlichen Verhältnissen.

Ich bitte Sie, den Ueberbringer dieses, Herrn Kocher, Musiker und Tonsetzer, mit Ihrer vollendeten Kenntniß des Berliner Publikums behülflich zu seyn. Er gab hier eine Oper: „Der Elfenkönig", Text von Neuffer, die Beifall erhielt. Da ich Wohlthun und Wohlwollen mit evangelischem Köhlerglauben hochschätze, fordre ich's nur von den Edleren, Besseren, und bin daher nicht leichtsinnig, wenn ich's von Ihnen

für diesen Künstler erbitte. Er hat Briefe an Graf Brühl — aber ein Mann von geistigem Einfluß ist oft nützlicher als ein Graf. –

Leben Sie wohl, mein geehrter Herr! Mit wahrer Theilnahme und Achtung Ihre ergebenste

Therese Huber."

Die bezeichnete Oper hat in Berlin den Weg zur Bühne nicht gefunden, denn Graf Brühl wollte nicht darüber entscheiden, weil die Ankunft Spontini's bereits erwartet wurde, und wie Dieser fast unbedingt nur an sich dachte, das wird hervorleuchten, wenn ich die Begegnisse mit ihm zu erzählen habe. — Daß aber Therese Huber meinem Einfluß mehr zutraute, als sich bewahrheiten läßt, muß ich anmerken, in dem hier Bezüglichen auch mit deshalb, weil ich zur Beurtheilung einer „Partitur" ungeeignet bin. Mein geringer Einfluß konnte doch nur auf richtigem Wege seyn im Einverständniß mit dem zu Empfehlenden, also nicht in Einmischung bei Gegenständen, die meiner Einsicht verschlossen sind.

III.

Stuttgart, 12. Mai 1819.

Ich halte mein Versprechen wegen eines Forster'schen Briefes. Mein Interesse macht es jetzt wünschenswerth, an ihn und seinen Briefwechsel zu erinnern, weil der verehrte alte Freund, dessen Denkart ich dadurch schonte, Forster's Briefe nicht bekannt zu machen, nun entschlafen ist. Es war der alte Jacobi. Bei der Erscheinung von Körte's Samm-

lung der Gleim=, Müller= und Heine'schen Briefe erklärte er sich so heftig und ängstlich darüber, daß ich sein Alter weder mit Widerspruch noch Widerhandeln kränken durfte. Nun wünsche ich eine Auswahl von Forster's Briefen zu publiciren und seine Lebensgeschichte auszuarbeiten. Zu diesem Ende scheint es mir dienlich, daß einige einzelne Briefe an ihn erinnern. Ich habe die Zuversicht, daß Sie meine ratures heilig ausgestrichen halten.

Sie werden aus dem Morgenblatt sehen, daß Müllner ein rüstiger Arbeiter, besonders im „Literatur=Blatt" ist. Seinen Plan, Grillparzer unter zu halten, verfolgt er lächerlich, lobt deshalb Matthias Collin mit bewunderungswürdigem Ernst. Doch sind diese Kritiken wenigstens mit aufmerksamer Behandlung des Gegenstandes abgefaßt. Heute mußte ich aber einen kleinen Aufsatz in's Morgenblatt nehmen, der an altfränkischer Plattheit, meines Bedünkens nach, seinesgleichen sucht. Sie finden ihn Nr. 118 und 119 unter dem Titel: „Becker und Necker" — es ist eine Turlupinade wegen dem Leipziger Taschenbuch. Das Manuscript kam schon vor mehreren Wochen, ich bat Hrn. v. Cotta, es zu prüfen: ob es einen Platz verdiene, — er hat den Entschluß gefaßt, nichts von Müllner abzuweisen — doch glaubte ich, nach einiger Zeit würde er den richtigen Gesichtspunkt fassen. Jetzt muß Müllner an den Aufsatz erinnert haben, ich bat Cotta nochmals, ihn wieder zu lesen: allein der gute Mann verleugnet lieber seinen gesunden Geschmack, und bittet mich, den Druck

nicht zu hindern. Ich gestehe, daß etwas so gänzlich Gemeines mich mehr verdrießt wie etwas Unbilliges, wenn es von Seiten der Ehre des Blattes betrachtet wird. Wirklich thut man dem Blatt einen Gefallen, wenn man gegen so gänzlich verfehlte Witzeleien, Bemerkungen einrückte — zum Theil um Müllner zu zeigen, daß seine Aufsätze nicht ausschließend bewundert werden, und zum Theil, um mein Urtheil als Redaktion zu rechtfertigen, gegen Cotta. Ich bin streng gegen mich, um zu erfahren: ob weibliche Superfeinheit, ob gallizirter Geschmack, ob gar persönliche Abneigung gegen Müllner mich leitet (gegen Müllner und gegen jeden Gegenstand des Urtheils) — ich glaube aber redlich: Nein; es ist meine redliche Einsicht, die dieses Urtheil fällt.

Eben so mußte ich heute einen Aufsatz aufnehmen — „Rathgeben durch Fabeln" — in dem ein Herr Griesinger allhier breit darthut: es sey so gefährlich, so schwer, so unmöglich zu thun, Fürsten die Wahrheit zu sagen, daß die Fabel das einzige Mittel dazu sey. Dem zum Beleg erzählt er die uralte Geschichte von dem Vezier, der die Vögelsprache zu verstehen vorgab. Ich bemerkte gegen Cotta: dieses Mittel, durch Fabeln zu sprechen, scheine mir in diesem Augenblick sehr entbehrlich, wo man den Fürsten auf jedem Wege jede Wahrheit sagen kann, und die hinzugefügte Fabel selbst stehe vom Aesop bis Gay in allen Fabelbüchern — aber ich mußte die Plattitüde drucken lassen, — weil der gute, oft weiche Mann dem Hausfreund diese Ehre nicht abschlagen

kann. Das sind menschliche Begegnisse, die wohl bei jeder Redaktion vorgehen, aber dem Einen oder dem Andern dabei Beschäftigten immer peinlich sind.

Man sagt hier, Benzel-Sternau werde Finanzminister (hierselbst). Mir machte es Freude, er ist ein alter Bekannter von mir, ein Mann, den ich sehr schätze. Etwas muß hier geschehen, um die Stände versammeln zu können. Der junge Winzingerode soll Minister des Innern werden. Man ist auf die nächste Zeit sehr gespannt, da der Entschluß wegen der Stunde drängt. — —

Doch das wollen Sie von mir nicht wissen. — Ich verharre mit Achtung und Vertrauen als Ihre

ergebene

Therese Huber."

„Becker und Necker" ist eine fade Witzelei, eine Bosheit gegen Becker's „Taschenbuch zum geselligen Vergnügen", gegen den Dichter Friedrich Kind und noch Einen, die Müllner's Werke nicht so rühmenswerth erachteten, wie es seine Selbstschätzung verlangte, weshalb er nicht Necker, sondern Schrecker seyn wollte.

Ein „Rathgeber durch Fabeln" ist gewiß nicht besonders eindringlich; Therese Huber wird es aber noch im Jahre 1819 durchgreifend erfahren haben, daß man leider in der Oeffentlichkeit nicht auf jedem, und vielleicht auf keinem graden Wege eine den Gewaltigen mißliebige Wahrheit völlig unverhüllt aussprechen kann: wobei es aber unbestritten bleibt, daß eine freiehrliche dentsche Deutlichkeit aller Vermänte-

lung vorzuziehen ist. Jedenfalls läßt sich aber eben so selten wie den Machthabern mannigfach gemischten Volks-Versammlungen mit unverlarvtem Freimuth Rath geben; auch da wird das alte Sprüchwort gelten: „Wahrheit findet nirgends Herberge“, und sagt ein anderes Sprüchwort: „Wahrheit kriecht nicht in Mäuselöcher“, mag man es ihr verzeihen, wenn sie zuweilen die Fabel als einen, ob auch engen Zufluchtsort betrachtet.

IV.

„Stuttgart, 25. Mai 1819.

Geehrter Herr!

Mein Brief vom 12. dieses wird Ihnen gezeigt haben, daß ich die Art, wie Müllner sich aussprechen durfte, mit Unmuth ertrug. Hr. v. Cotta ist seitdem — ganz unangeregt von mir — darauf gefallen, mir eine kleine Erklärung vorzulegen, in welcher gesagt wird: die Redaktion sey keine „geehrte Frau“, womit viele Einsender sie anreden, sondern „vielköpfig“; ich habe mit Freuden eingewilligt, sie drucken zu lassen. In wiefern die Köpfe Cerberus- und Hydra-Aehnlichkeit haben, wäre freilich eine artige Erörterung, und möchte endlich an des polnischen Reichstags Veto erinnern. Ich arbeite mit Freuden, um der Arbeit und ihres Lohnes willen: meines Sohnes Studiengelder — aber ich habe auch wirklich die Arbeit dabei. Sehr lieb ist es mir, wenn das Publikum nun weiß, daß ich nicht allein redigire, und ich glaube, daß Menschen wie Müllner

— wenn es deren giebt — einen Instinkt haben werden, wo das Veto gewirkt, doch hier paßt Veto nur als Einwirkung. Die Kritik von Wetzel und Horn hätte ich allein auch aufgenommen — vielleicht mit einigen gesänftigten Ausdrücken, aber ich meine, eine scharfe, ja unbillige Kritik sey gar nicht mit dem Unrecht der bösartigen Neckereien Müllner's zu vergleichen. (Ich unterscheide unbillig hier noch von bösartig, was jede Kritik mir scheint, welche vom Buch ab den Verfasser als Bürger und Mensch faßt.) Ich bin sehr begierig, die Krisis zu sehen, wo diese Müllner'sche Faveur endlich hingerathen wird. Wäre der Mann nicht bös, so würde ich mich seiner Thätigkeit freuen, denn Kraft und Scharfblick hat er. Ich bin daher selbst bereit, ihm durch Cotta die Anzeige von einigen interessanten Dingen aufzutragen, denn wo er nicht schaden will, urtheilt er gut. Meine Unparteilichkeit gegen ihn ist ordentlich eines der schönsten Kapitelchen meines Christenthums, denn der Mann hat mich unwürdig behandelt. Sie, mein mir fast unbekannter und doch so gütiger Freund, werden aber schon hie und da im Leben bemerkt haben, daß le diable ne perd rien bei den evangelischen feurigen Kohlen — ich mache mir darüber auch keine Täuschung, sondern suche mein Herz durch meinen Verstand milde zu erhalten mit meiner Anerkennung von Müllner's wirklichem Verdienst.

Sie werden mit dem Brief vom 12. einen Brief von Forster an Lichtenberg erhalten haben, hier sende ich Ihnen nun ein Gedicht eines Jünglings

von 20 Jahren, dessen Brief ich beilege, weil ich denke, der ältere Zeitgenosse müsse mit Theilnahme einen jüngeren neben sich erwachsen sehen, der ihm in irgend einem Fache rühmlich zur Seite zu stehen versprechen möchte. Das Veto hat dieses Gedicht aus der Ursach getroffen, „weil wir nur Vorzügliches im Morgenblatt aufnehmen sollten.“ Das walte Gott! — ob denn das Gedicht über Kotzebue's Ermordung, und das alte Pfeffel'sche, welches in des Ermordeten Rocktasche stack, vortrefflich war? Genug aber — ich halte (das beiliegende) nicht für schlecht; ja wenn der Karakter Ihres Blattes eine kleine Kritik desselben erlaubte, so wie ehemals Wieland im deutschen Merkur einzelne Gedichte kritisirte (z. B. Michaelis schöne Rhapsodie: „Allgewaltiger, den zu seines Thrones Füßen, Millionen Sphären ihren Herrscher grüßen“), so würde Ihr Blatt vielleicht einem wackern Jüngling zur Selbsterkenntniß helfen und die Bahn vorzeichnen. Diese Behandlung einzelner Versuche besserer Köpfe wünsche ich so sehnlich! Hier ist sie nicht zu erlangen. Unsre Köpfe versinken in Vetterschaft, Brod-, das heißt Shawl- und Perkal-Sorgen, Spezeln (boulettes à la farine), sauern Wein, Höfeln und baare Schläfrigkeit, unendliches qui vive, Furcht, Persönlichkeit — wie heißt das Heer Ursachen: zu nichts Zeit, Lust, Kraft zu haben. Ich armes Weib im 56. Jahre, die der Welt 10 Kinder gab, und 30 Jahre außer dem Schuster nie einen fremden Arbeiter brauchte, 4 Kinder und 3 Enkel ohne alle Lehrer unterrichtete

(Sie haben meine älteste Tochter in Berlin, sie erzieht Goldbeck's Kinder), ich lerne noch täglich mehr arbeiten, und danke Gott oft mit Wehmuths-Thränen, daß er mir, da er mir schwere Bürden auflegte, 4 herrliche Kinder ließ und ungeschwächte Thätigkeit. Das ist keine Ruhmredigkeit — „Krieger schildern nach dem Streite gern das Drohen der Gefahr, zeigen statt der goldnen Beute lächelnd ihre Narben dar." — Und was Sie mir schreiben von Ihrer höchst rühmlichen Wirksamkeit brachte in mir ein freudiges Gefühl hervor: geistiger Verwandtschaft. Das Kleine darf zuweilen neben dem Größeren stehen — eines Weibes Herzenskraft neben des Mannes Geistesumfang. — Leben Sie wohl! Halten Sie Wort dem Morgenblatt, besonders aber bitte ich Sie, wenn Sie Cotta für sein Kunstblatt etwas Pikantes senden könnten, es zu thun. Mit herzlicher Achtung

Therese Huber."

Das Gedicht des „Jünglings" an eine mir unbekannte Schöne ist ein Strom des Entzückens, ungeläutert in Maaß- und Reimbildung; ich durfte meiner Zeitschrift die Aufnahme nicht zumuthen, und glaube mich im Recht, nachdem ich die Verse — mir sammt dem Briefe verblieben — jetzt nochmals gelesen habe. — Im geistigen Schaffen muß auch wohl die Selbsterkenntniß meist durch das Selbst und aus ihm hervorgehen; wer sich da nicht am hülfreichsten dient, dem wird wenig oder gar nicht zu helfen seyn. Daß man es versuche, ist ein liebenswürdiges Wünschen der Therese Huber; nur

müßte sich das Menschenleben zu jeder Verlängerung befähigen, um ein solches Wünschen neben dem Unerläßlichen bei der Schaar von Reimlustigen erfüllen zu können, und Wieland sah gewiß sehr bald ein, weshalb solche Versuche unheilsam sind.

V.

„Stuttgart, 22. Juni 1819.

Ich weiß nicht, werther Herr, ob ich Ihnen mit der Beilage recht komme? mir ist's lieb, wenn Sie's brauchen. — Cotta, der wahrscheinlich durch den jetzigen Moment wieder sehr — man sagt hier: verhofft, statt erschrocken — sehr verhofft ist, strich mir diese Bemerkungen über der Engländer Abgeschmacktheit und die Kunstnachbeterei, wahrscheinlich um den englischen Gesandten und um Boisserée nicht zu mißfallen; ich halt's aber für gut, die Menschen zu nöthigen, daß sie in's praktische Leben übertragen, was in den Büchern steht. Diese Trennung macht uns ja zu so miserabeln Gesellen.

Nun wohl, mag wahr seyn, was Sie über die Theilnahme an jungen Dichtern sagen; mein Vater machte es nicht so. Damals war es aber auch noch keine mer à boire. Ihr Unmuth über das Kritikenwesen ist wohl sehr billig. Ich lerne Details von Herzens- und Geisteskleinheit in diesem Punkt, die mich in Momenten isoliren im Geiste und im Herzen. Ich erschrak dieser Tage, als ich einer Frau Milde im Urtheil predigte, indem ich ihr zeigte, wie alles Unrecht der Menschen in der Nähe sich durch

Verkettung der Umstände minderte u. s. f. Sie sagte endlich: „Ihr ewiges Ruhigbleiben bei allem Unrecht, was Sie leiden und sehen, gründet sich auf Verachtung der Menschen; Sie erwarten so wenig Gutes von ihnen, als Laufen vom Lahmen.“ — Ich prüfte mich und glaube, sie hat Unrecht. Ueberall, wo ich nicht achte, hört meine Liebe auf, und ich liebe die Menschen — doch das gehört nicht daher.

Sie aber müßten mit leichtem Sinn diese Menschen bekriegen. Ich kenne Sie ja nicht, lieber Herr, aber Sie sprechen Klarheit der Ansicht, Seelenanstand aus, Sie haben eine Frau, die ihr Geistesinteresse auffaßt, Sie sind gut, sonst hätten Sie mich nicht zum Schwatzen gebracht — wahrlich, das ist wie eine Nationalarmee gegen Bundestruppen, oder Coalitions, wie's sonst hieß. — Jean Paul ist hier. Mit dem Bewundern des Publikums ist's nichts — der Stuttgarter bewundert nur sich — aber auch nicht — er rühmt sich nur, und ich — bewundere auch wenig — lieb gewinne ich ihn bei mehrmal sehen. Er hat etwas sehr Gutmüthiges und Kindliches — dann sein Glaube an seine Bewunderung, in Ursach und Wirkung, ist kindlich. Ich seh' ihn gern und mag ihn gern in kleiner Gesellschaft sehen, wo er etwas mehr bei der Klinge bleibt. Er bleibt einige Wochen hier. — Leben Sie wohl, bleiben Sie mir gewogen, so weit Sie mit mir zufrieden sind und übersehen den Rest. Therese Huber.

Da kommt eben noch Ihr Schreiben vom 16. Juni in meine Hände. Ihre beiden Schreiben sollen

von Morgen an nach einander gegeben werden. — Sie haben wohl Recht, wenn Sie diese Todtenfeier als interessant ansehen. Ich habe seit meinem 15ten Jahre, also nun 40 Jahre erzogen, und fand, daß ich viel Böses von den Kinderseelen fern hielt, indem ich leidenschaftlichen Thaten kein böses, sondern das sie begleitende gute Motiv gab, und nur die Leidenschaft tadelte und niederhalten lehrte; damit ward dem Bösen das Erdreich genommen, auf dem es wuchern konnte, und die Seele veredelt. Mit diesem Gepräng um des Menschen Tod wird das Erdreich geschwängert. Und haben wir denn vergessen, wie im Jahr 1788, und so fort, einzelne Thaten der Hebel wurden, weil man sie als Nationalangelegenheit behandelte?"

Jene Frage im Anfange dieses Briefes bezieht sich auf einen von mir nachher zum Druck geförderten Bericht über Mangel an echter Kunstbegeisterung bei den Engländern, und über Mittel, die Boisserēe'sche Gemälde-Sammlung für Kunstkenntniß erspießlicher werden zu lassen. — Bei dem Ausspruch über Todtenfeier ist die damals für Kotzebue gemeint, deren anbefohlene Ausführung auf der Bühne Berlins in den verschiedenen Auffassungen Zustimmen und Widerstreben veranlaßte.

VI.

„Stuttgart, 15. Januar 1820.

Geehrter Herr!

Es war mir ein sehr lieber Anblick, Ihre Handschrift einmal wieder unter den Einsendungen zu

sehen, und ich nehme den Auftrag des guten Neuffer zum Vorwand, Sie — mit kranken Augen, welche das stets verzweifelte Weibergekritzel ganz verschimpfiren — zu begrüßen im neuen Jahr, mit herzlichen Wünschen für Sie und Ihre Gattin. Ich habe einen ernsten Winter zu überstehen mit Kranksehn und — Kränkung. Meine liebe bei mir lebende Tochter ist viel unpaß, und ich leide bitter an den Augen. — Das wäre nun nicht viel Hartes ohne die besonderen Umstände, daß diese Tochter, schön, lieb, geistvoll und 23 Jahr alt, seit Jahren unglücklich und kränkelnd ist, und daß meine kranken Augen für diese Tochter auch arbeiten müssen. Dagegen ist auch viel Lohnendes bei'm Ertragen und Erstreben — nur so lange erhalte mir Gott diese kranken Augen, bis mein Sohn sein Brod erwerben kann! — nur 3—4 Jahre; er ist gut und stark an Leib und Seele. — Da haben Sie schnell ein Stückchen Familiengeschichte.

Nun, haben Sie gesehen, in welche Nähe ich mit Müllner gerieth? Wie das geschah wollen wir nicht erörtern, und ob Cotta seinen Vortheil dabei finden wird, wollen wir abwarten. Sie sehen, wie Müllner sein Blatt anfängt. Mir ist Cotta's Ansicht vom Schicklichen unbegreiflich. Meines Bedünkens nach ist die Recension von Lewis Ways Buch über die Juden völlig unanständig durch den Ton, den Scherz, welcher den Achener Congreß mit einem Schacherjuden vergleicht: Ich sehe keinen Artikel vor dem Druck, Cotta giebt sie her; ob er sie

liest? — Nachdem das Publikum die Anzeige von den Taschenkalendern im Monat December erhielt, zeigt er die „Urania" und „Minerva" noch einmal an, um? — einmal um mich — er errieth gewiß den Verfasser jener Anzeige — um mich en bouteille zu behandeln, und um Brockhaus zu zausen, um zu tadeln, um sich mit Malsburg zu versöhnen — was weiß ich? — ich habe mit dem Blatt gar nichts mehr zu thun. Die Masse der Morgenblattsleser ist unzufrieden mit dem Anschlag, denn entweder muß sie mehr bezahlen oder erhält weniger zu lesen — und was sie zu lesen erhält? — wird es Müllner ihnen recht machen? — Hr. Schorn, welcher das „Kunstblatt" redigirt, scheint's mir säuberlich machen zu wollen, an allen vier Zipfeln angefaßt, ein bischen romantisch.

Ich bitte Sie, in meinem und der Redaktion Namen, Ihre Beiträge für's Morgenblatt nicht so sparsam zu senden. Freilich muß Ihre Individualität Sie auffordern, nur das Ihnen Wichtige und Würdige zu melden; haben Sie aber mit dem Publikum Nachsicht und erzählen ihm zuweilen eine Stadtneuigkeit. Sie gewinnen ihr im Vortrag gewiß eine moralische Seite ab. — Haben Sie die „Albaneserin" gehabt auf ihrem Theater? trotz dem lobenden Morgenblatt-Artikel kann ich Ihnen sagen, daß sie sehr gelangweilt hat und nicht einmal ausgehalten worden ist. Ich besuche meiner leidenden Augen wegen nie das Theater, aber meine Bekannte, vom Hof und aus der Stadt, haben ihr keinen Geschmack

abgewinnen können. Daß so ein Artikel geschrieben wird, ist — eine Menschlichkeit unsers wackern Cotta. Ich las diese „Albaneserin“, und weder ich noch mein Publikum konnten sich damit vertragen. Wenn wir so ein Neues gelesen haben, nehmen wir den nächsten Abend einen Alten vor — diesesmal waren es die „Eumeniden“, und gleich darauf „Jon“, in der Both'schen Uebersetzung. Da wird man wieder klar und kräftig.

Nun wollen meine Augen nicht mehr sehen. Ich habe das Papier verdreht, wie ich sehe; verzeihen Sie das, und lassen Sie mich gern Ihnen meine herzliche Achtung versichern.

Therese Huber.

Eben sendet mir Cotta einen Artikel von Müllner gegen Brockhaus (in's Morgenblatt aufzunehmen), der an Grobheit emporte la pièce. Soll das Morgenblatt ein Turnierplatz von Persönlichkeit werden, so sehe ich nicht ab, was mir zu thun übrig ist. Das betrübt mich sehr ernstlich!“ —

Die Müllner'schen Anfechtungen vieler geachteten Schriftsteller im „Morgenblatt“ drängten mich zur Annahme von Gegenreden für meine Zeitschrift, dies lockerte meiner Gesinnung das bisherige Verhältniß mit dem mir werthen Cotta. Ueber unerhebliche Stadtneuigkeiten zu schwatzen, ist mir auch nicht anmuthig, und aus diesem Briefe der Therese Huber geht schon hervor, daß ich vom „Morgenblatt“ mich trennen wollte.

VII.

„Stuttgart, 31. Januar 1821.

Werther Herr!

Ich bin von Ihnen so überzeugt, daß Sie in mir das Redaktionswesen von meiner Individualität trennen, daß Ihr Zurücktreten vom Morgenblatt kein Zurücktreten von mir seyn kann. Von einem Jeden kann ich begreifen, daß er Ursachen hat, seine Correspondenz-Beiträge zurückzuhalten und zurückzunehmen. — An den Ihren, werther Herr, hat das Morgenblatt wesentlich verloren, ich ehrte den Geist männlicher Unpartheilichkeit, der in ihnen herrschte, im Sinn und Ausdruck. Sie sind nicht ersetzt, und möchten es so bald nicht werden. Wie zu Allem, was Dauer haben soll, gehört eine Art moralischer Ansicht der übernommenen Verbindlichkeit, wie gewöhnlich die Menschen zu derlei Dingen nicht nöthig zu haben glauben. Meist schreiben sie, um Privat-Interesschen, Gehässigkeiten, Begünstigungen zu erreichen, keineswegs um durch das Blatt einem größeren Publikum gesunde Begriffe zu geben; — doch das lasse ich an seinem Platz und schreite zu dem Gegenstand meines Briefs.

Ihr Blatt der Gesellschafter hat und verdient gewiß so viele Leser wie das Morgenblatt, und ich möchte gern die beigehenden Dinge in ihm aufgenommen. Wenn Sie fragen: warum giebst Du sie nicht in's Morgenblatt? so sage ich, der Wahrheit gemäß, aus zwei Gründen: Die Redaction hat ein solches Uebermaaß von Material, daß jeder Zuwachs

die Zurücksetzung eines älteren Mitarbeiters nöthig macht: eine unangenehme Begegniß für Jeden, die ich nicht veranlassen mag, sie um meinetwillen nur dann verschulde, wenn ich in meinem eigentlichen Fach gearbeitet habe, z. B. eine Erzählung, wo ich hoffen darf, der Leser liest mich lieber wie etwas Anderes. Der zweite Grund ist: daß Cotta die Mittelalter-Sachen nicht liebt, deshalb auch nicht glaubt, daß sie ein Publikum finden. Ich liebe die Nachahmung des Mittelalters nicht, halte aber dessen Kenntniß für interessant.

Das Geheimniß dieses kleinen Autorwerks vertraue ich Ihnen aber auch noch. — Mein Sohn, 21jähriger promovirter Doktor, schickt sich an, nach Paris zu gehen — da reicht nun der Mutter Beutel hin, die Hospitäler zu besuchen, und in den pais latins seine Heilkunst zu erlernen — allein ein Theater zu besuchen', eine Vergnügungs-Tour zu bezahlen, das geht nicht. Der gute Junge hat sich deshalb in den Kopf gesetzt, durch solcherlei kleine Arbeiten sich einen Freudenpfennig zu erwerben — nun sehen Sie zu, ob der „Gesellschafter“ dazu behülflich seyn mag. — Der Jüngling lebt seit seinem 6ten Jahr zum ersten Mal mit der Mutter, bei der Mutter — ein paar Monate vom Doktorwerden bis zum Reisen. Gottlob, daß wir nachher ungetrennt bleiben in Liebe und Vertrauen, und ich nur Gutes von seinen Anlagen und seiner Entwickelung zu hoffen habe. Sorgen genug! — der kräftige Jüngling, der mit seiner Zeit lebt, geht eine gefährliche Bahn! wenn er nur

Ehre und Gewissen auf der seinen rein bewahrt — jedem andern Schmerz biete ich Trotz.

Cotta hat schwere Tage, die seinen Muth über's Maaß auf die Probe stellen. Seine Fau leidet und schmachtet dahin an einem schrecklichen Lokalübel; seine Verhältnisse bereiten ihm tausend Verdruß, von dem der letzte in den öffentlichen Blättern kund ward: er zog eine Herausforderung nach sich, der zwar jetzt vermieden ist zu willfahren, deren Folgen aber, mag eine, mag keine Schlägerei daraus hervorgehen, ruhezerstörend sind. Der Mann dauert mich in der Seele! Er hat alle Elemente zum Glück, in sich, außer sich — und was da fehlt, versagt ihm alles Glück auf immer. — Haben Sie Brockhaus kennen lernen? Das ist im Karakter der Gegenfüßler von Cotta. — Sie werden begreifen, wie drückend mir das Verhältniß ist, in welchem Cotta rücksichtlich des Morgenblatts mit Müllner steht. Diese Berliner Correspondenz, die er monatlich einsendet, ist mir immer eine Beschämung vor dem Publikum, wegen der Platitüde, Gemeinheit, und mir, so wie meinen Bekannten, oft gänzlichen Unverständlichkeit der Späße. Allein Cotta ist noch in Müllner's Zauberbanden, die Erfahrung nur kann ihn daraus lösen. — Das Literatur-Blatt kränkt mich, so oft ich einen Menschen darin verwundet und mißhandelt sehe, wie letzthin Adolph Müller's „Rom und die Römer". Da er aber seinen Namen dazu setzt als Redakteur, so warte ich geduldig ab, bis das Schicksal ein Anderes beschließt.

Bedarf es Entschuldigungen für diesen Brief, so

wüßte ich deren gar nicht genug zu machen; verstehen Sie mich aber, so ist er erklärt und entschuldigt durch das achtungsvolle Vertrauen Ihrer ergebensten

Therese Huber."

Unser Briefwechsel erhielt sich fast nur mit Anfragen der meiner Gemüthlichkeit unvergeßlich lieben Freundin noch einige Jahre, doch finde ich nichts, was mehr noch ihr Wesen und edel Regsames bezeichnen würde. — Ihre Ansicht über den „Dey von Weißenfels" blieb dauernd unverändert, und das Uebersinnliche in uns könnte davon angeheimelt werden, daß Beide im Juni-Monat 1829 starben, Therese Huber vierzehn Tage später als Müllner: doch hatte sie das Glück, schon fast vier Jahre vorher von ihm befreit zu seyn.

Vor meinen zur Vergangenheit bis in das Jahr 1817 hingewendeten Blicken steht nun ein durch Geist, Verschrobenheit und Selbstverwüstung ausgezeichneter Dichter, Christian Grabbe. Er schrieb am 22. December 1827 aus Detmold unter Anderem:

„Vielleicht erinnern Sie sich meiner noch aus früherer Zeit, wo ich durch ein Drama, Namens Gothland, und durch Heinrich Heine und Köchy bei Ihnen introduzirt wurde. Dieser Gothland und mehrere andere Stücke sind nun gedruckt, und hoffe ich, daß Sie in Ihrem gediegenen „Gesellschafter" eine Erwähnung darüber ergehen lassen werden. Diese Erwähnung falle aus wie sie wolle, ich werde mich schon an sich dadurch geehrt fühlen."

Bezüglich ist dies auf die zwei Bände „Drama-

tische Dichtungen" von Grabbe, und rasch veröffentlicht wurde eine umständliche Beurtheilung („Gesellschafter" 1827. Bl. 205), eingeleitet mit Folgendem:

„Eine neue, roh-prachtvolle, ungebändigte, ungeregelte, von Kraft übersprudelnde, an den alltäglichsten Schwächen leidende, mit dem Scheitel den Himmel berührende und mit den Füßen den gemeinsten Schlamm aufrührende, auf jeden Fall aber, bei aller ihrer vorläufigen Unanwendbarkeit, bereits die, heutigen Tages so laut zwitschernde und gackernde poetische Brut adlergleich überflügelnde Natur zeigt sich in den „Dramatischen Dichtungen" des bisher ganz unbekannten, plötzlich unter unsern jungen Dramatikern auftauchenden Hrn. Grabbe." — Von seinem Talent, wenn es sich läutere, wird am Schluß dieser Beurtheilung Großes erwartet.

Am 7. März 1828 erhielt ich in einem Mannigfaches berührenden Briefe von Grabbe die Benachrichtigung:

„Auf Mittensommer hoffe ich die Tragödie „Don Juan und Faust" in fünf Acten zu vollenden; sie ist der Schlußstein meines bisherigen Ideenkreises, und wird (Dank für Ihren Rath!) gleich allen meinen künftigen Werken bühnenrecht. Dann binde ich mich an die Geschichte, und zwar an das Studium und die Begeisterung meines Lebens, an den deutschen Dramen-Cyclus „Die Hohenstaufen". Wie ein mächtiges Alpengebirge steht dieses Werk im fernen Blumenduft vor meinem Geiste, und zieht mich wunderbar an mit seinen Felsenhöhen."

Die Tragödie „Don Juan und Faust“ ließ den Wärmegrad in den aufjauchzenden Erwartungen schon sehr sinken; der lange Bericht darüber („Gesellschafter“ 1829. Bl. 78) beginnt mit der offenbarten Einsicht:

„Man soll nichts übertreiben in der Welt, auch die Anerkennung des Guten nicht; — eine Regel, an sich selbst klug und vernünftig, und in Rücksicht auf die besondere Beschaffenheit menschlicher Natur — sollte man meinen — leicht zu befolgen. Indessen trifft es sich doch, daß das Herz mit dem Kopfe, oder der Kopf mit dem Herzen davon rennt, und so etwas mochte der Fall gewesen seyn, als wir (1827) nach Durchlesung der „romantischen Dichtungen“ uns der freudigen Hoffnung überließen, Hr. Grabbe möchte dereinst einer der glänzendsten Sterne werden an unserm so lichtarm gewordenen dramatischen Himmel.“ — „Es ist ihm gelungen, uns einige kritische Schamröthe in die Wangen zu treiben über unser Vergessen der nöthigen Behutsamkeit bei'm ersten Auftreten literarischer Neulinge — eine Behutsamkeit, die der zeitgemäßen Kritik wohl ansteht.“

Nach umfassend prüfender Betrachtung der Tragödie „Kaiser Friedrich Barbarossa“ ist dann etwas über ein Jahr später schließlich zu lesen:

„Hr. Grabbe wird entweder leicht fertig mit großen Stoffen, oder er behandelt große Stoffe leichtfertig. — Wir sehen die Hauptpersonen nicht thätig in ihrer Zeit und von ihren Stürmen ergriffen, sie treten reflektirend auf und reden über sich, ihre Ver-

hältnisse und die Zukunft, wie es allenfalls ein Historiker kann, der tausend Jahre später lebt. Sie sprechen im Charakter des Dichters, statt daß der Dichter in den Charakteren seines Drama sprechen sollte, urtheilen so vernünftig über ihren Werth, ihre Stellung und Zeit — — warum nimmt sich der Dichter nicht ein Beispiel an seinen eigenen Geschöpfen?" („Gesellschafter" 1830. Bl. 80).

In jenem richtigen Hinweisen war derzeitig auch ein schöner Anhauch zu spüren von dem Rath, Grabbe möge prüfend in sich gehen. Denn während jener Zeit vom Jahre 1822, von dort an, als Grabbe sich mir durch Vermittelung von Heinrich Heine und Karl Köchy nahte, wurde sein überströmend gluthdichterischer Geist leider fortdauernd vertrauter mit der Trunksucht. Dies Unheil und dessen Einwirken berührt er selbst wie unbewußt in brieflichen Andeutungen, zum Beispiel:

„Ich bin Auditeur, Advokat, Dichter, habe in allen drei Sachen viel zu thun, lebe aber doch gern wüst und träge; dabei die unruhige Natur, die mich keine zwei Stunden schlafen läßt." — „Ich habe gestern den Wagen zerschmettert, die Pferde fast zermalmt, und liege heute krank!" —

Solches Geständniß, und doch kein Herausretten, keine Erhebung aus grauenhaftem Abgrund! —

Fast unglaublich scheint es, daß ein Mensch, so voll von bedeutsamer Fähigkeit, so leer seyn konnte an Macht, sich zu beherrschen, um nun Knecht zu werden einer so schimpflich niedrigen Leidenschaft! —

Ich mag dies Jammerbild in seinen Ausschweifungen nicht bis zur Vollständigkeit leibhaft schildern, bemerke nur noch, daß ich ein paar Mal von dem Schreckensanblick und den Folgen dieser, den Manneswerth selbstmörderisch entwürdigenden Trunkwuth erschüttert worden bin. — Nachdem dann Grabbe, ursprünglich begabt mit kräftiger Körperlichkeit, gestorben war, noch nicht fünfunddreißig Jahr alt, hatte ich gegen sehr haltungsloses Zeitschrift-Geschwätz in meinem Bericht zu äußern:

„Die Zeitschriften füllen sich mit Klagen darüber, daß ein so genialer Dramen-Dichter bei dem jetzigen Zustande der deutschen Bühne nothwendig mit sich und der Welt zerfallen mußte, und demnach nur in trauriger Weise habe enden können. Nun ist es zwar nicht möglich, die Theater-Verwaltungen Deutschlands durchweg in Schutz zu nehmen, denn es giebt erstens deren manche, die für Original-Werke entweder gar keine, oder nur eine höchst kümmerliche Summe auf dem Jahres-Etat haben, und zweitens weisen die meisten Alles zurück, was nicht den gewöhnlichen Effekt-Zuschnitt hat. So kommt dann selten einmal ein Stück zur Aufführung, das vermöge seiner Originalität sich nicht dermaßen handhaben läßt, um nach raschem Auswendiglernen die Schauspieler in höchstens drei, oft nachläßigen Proben so weit eingeschult zu wissen, daß sie im Vertrauen auf ihre Routine vor dem Publikum erscheinen dürfen. Andern Theils giebt es aber doch Ausnahmen, wie wenige es seyn mögen, und wenn auch die für die Originalität nach-

giebigen Bühnen-Direktionen die Grabbe'schen Dramen nicht anfassen wollten, läßt sich ihr gerechtes Bedenken dabei nicht wegleugnen. Hat doch selbst Immermann, der für Grabbe, wie es scheint, sich in den letzten Jahren interessirte, in Düsseldorf bisher noch keines von seinen Dramen auf die Bühne gebracht, und wir kennen auch keines derselben, das nicht große Schwierigkeiten bietet, bedeutende Umänderungen nothwendig macht, und auch dann noch nur einen zweifelhaften Erfolg erwarten läßt. Zur Bühnen-Verwaltung gehören Erfahrungen, welche jugendliche Brauseköpfe, wenn sie ein Gedicht lesen, das ihren unbegrenzten, überhaupt aber unbestimmten Ansichten zusagt, kaum ahnen, an die sie noch viel weniger glauben können, vielleicht auch nicht mögen, weil ihnen mehr daran liegt, ihren pikanten Ton beizubehalten, als sich, eines Besseren belehrt, zur Ruhe zu bringen. Dergleichen Ansichten sind es aber, welche die zum dramatischen Gedicht wahrhaft berufenen Talente für die Bühne doch zuweilen ganz unergiebig machen. Grabbe trat mit seinem „Herzog von Gothland" auf. Er brachte das Manuscript Vielen, bracht' es auch dem Verfasser dieser Zeilen. Wer das Ausgezeichnete der Dichtung nicht erkannt hätte, dem dürfte man Sinn für Genialität absprechen, und doch, zur Aufführung war nicht zu rathen. Obwohl poetische Ausbrüche in Fülle vorhanden, fehlt dem Stück dennoch Alles, um es selbst einem besseren Publikum zu gehörigem Verständniß zu bringen; es kann da zwischen Dichtung und Zu-

hörern keine Erwärmung gedeihen, denn fühlen diese in dem einen Moment sich erhoben, in dem nächsten werden sie herabgestürzt aus ihrem Entzücken, und abwärts wendet sich der sittlich durchgebildete Sinn, der bei dem Willen gänzlicher, gläubiger Hingebung sich mit einem geistigen Taumel abfinden müßte. Grabbe's Produktionen entstanden aus der Genialität und dem Gemeinen; er hätte dieses überwinden, jene reinigen können, wenn seine Freunde ehrlich mit ihm umgingen, oder ehrlich mit ihm umzugehen verstanden hätten. Statt ihm den Weg zu zeigen, wie er sich in die Eintracht mit seiner Zeit hätte hineinleben können, priesen und bedauerten sie ihn, wie er eben mit seinen Gaben so ganz und gar keine zuthuliche Gegenwart treffe, und Grabbe, anfangs fast bewußtlos in seiner rohen Genialität, ward sich ihrer bewußt, ohne die Rohheit von sich zu thun, ohne seine kindlichen und kindischen Schwächen bewältigen zu können. Denn er war gegen sich und Andere zu gutwilliger Mensch, in welchem von Selbstbeherrschung keine Spur vorhanden, und will man nicht etwa den Eigensinn, sich nirgends bequemen zu wollen, für Charakter nehmen, so darf man sagen, er hatte recht eigentlich gar keinen, wurde von dem aufgestachelten Ehrgeiz so zu Grunde gerichtet, daß er zuletzt mit Allem auch sich selber aufgab. Indem man nun kurzab urtheilt: „er war mit seiner Zeit zerfallen", spricht man auch das Härteste aus über seinen moralischen und geistigen Widerstand. Ein Zerfallen mit seiner Zeit, aus dem Grunde, weil

man diese zur Erhebung nicht fähig erachtet, ist nichts als das Aufgeben eines nothwendigen Kampfes, womit man sich selber für die Zeit zu befähigen hat, nichts als ein beschönigtes Erliegen. Die Empfänglichkeit für wahrhaft Treffliches fehlt nie, wo aber Verschrobenheit und Eigensinn erscheinen, selbst mit der Genialität verbunden, wird höchstens der Gleichgestimmte erweckt, die allgemeine Theilnahme jedoch verfehlt. Dies war das Loos Grabbe's, eines höchst begabten Dichters, der jedoch an seiner zur Starrheit gewordenen Schwäche, in welcher ihn einige sogenannte Freunde bestärkten, frühzeitig unterging." („Gesellschafter" 1836. Bl. 173.)

Weil mein Bekanntwerden mit Christian Grabbe eingeleitet wurde von Heinrich Heine, will ich gleich diesen, der auch ein jugendlicher Ausschweifling war, deshalb dann lange Marter zu erleiden hatte, meinem Gedächtniß herbeiführen.

An einem Tage des zweiten Vierteljahrs 1821 stand ein junger Mann vor mir, fragend: ob ich Gedichte von ihm aufnehmen wolle, und ich empfing schön geschriebene „Poetische Ausstellungen".

Da ich ehemals die mir oft und wahrscheinlich gebührend als Vernachlässigung angerechnete Gewohnheit hatte, Fremde, die ihren Namen im Gespräch nicht voranschickten, danach unbefragt zu lassen, sah ich nach der Unterschrift und las: „H. Heine".

Auf meinen Wink hatte er sich gesetzt, und da er das Wenden seiner Handschrift bemerkte, sagte er: „Ich bin Ihnen völlig unbekannt, will aber durch

Sie bekannt werden.“ Ich lachte, erwiederte: „Wenn's geht, recht gern!“ und las dann lautlos etliche Verse. Heine selbst brachte mir mehrmals diese erste wortkarge Zusammenkunft in Erinnerung, und wie ich endlich nur noch geäußert hätte: „Kommen Sie gefälligst nächsten Sonntag wieder!“ — Begreiflich konnte ich nur wenige Verse gelesen haben, es waren folgende, das Gedicht: „Der Kirchhof“ beginnend:

„Ich kam an meiner Herrin Haus
Und wandelt' im Wahnsinn und Mitternachtgraus,
Und als ich am Kirchhof vorübergeh'n will,
Da winken die Gräber ernst und still.
Da winkt's von des Spielmann's Leichenstein:
Das war der flimmernde Mondesschein.
Es lispelt: „Lieb' Bruder, ich komme gleich!“
Da steigt's aus dem Grabe nebelbleich.“

In dem Dichter denke man sich eine von schlottriger Kleidung umhüllte, krankhaft schlanke Gestalt mit blassem abgemagerten Antlitz, dem Spuren zu frühzeitiger Genüsse nicht mangelten, und man wird es natürlich finden, daß jene Verse und der Eindruck des Persönlichen dem mir Fremden etwas Unheimliches anwehten. Unverkennbar ward mir aber, nachdem ich weiter las, sein Dichtervermögen, und als Heine wiederkam, erklärte ich mich bedingungsweise zur Aufnahme des Beitrags bereit. In seinen ersten handschriftlichen Gedichten hatte er eine solche Menge von Häkchen an den selbst- und mitlautenden Buchstaben der Worte, und gebrauchte falsche Reime so allbequem, daß ich meinte: er könne die mir gegebenen fünf Gedichte in dieser Beziehung wohl noch-

mals prüfen. Er entgegnete: das sey Alles dem Volkston gemäß, was ich nicht bestritt, aber noch bemerkte: daß ich nur hinweise auf übertriebene Anwendung solcher Herkömmlichkeiten, wenn sie dem Geläufigen eher hinderlich statt fördernd wären. Außerdem verhehlte ich ihm nicht: er sey in dem Gedicht: „Die Brautnacht" so zügellos mit der Sitte umgegangen, daß manche Censur-Lücke unvermeidlich, ich auch den Abdruck verweigern würde, wenn er nicht ein paar Stellen reinigen wolle. Zu nochmaligem Prüfen war er bereit, ich bin überzeugt, nicht mit dem freiesten Entschluß, doch änderte er sehr gewandt. Die ersten fünf Gedichte (I. Der Kirchhof. II. Die Minnesänger. III. Gespräch auf der Paderborner Haide. IV. Zwei Sonette an einen Freund.) erschienen im Mai 1821. „Die Brautnacht" folgte erst einen Monat später, weil ich das Veröffentlichen wiederholt verweigern mußte, ehe Heine meine Ansicht befriedigte. Dergleichen hat sich später nur noch ein paar Mal zwischen uns ereignet, und ich erzählte dies voraus, weil es den, von Heine erfundenen, auch in einem der nachfolgend mitzutheilenden Briefe gebrauchten Ausdruck „Gubitzen" erklärt. Mir blieb indeß die Genugthuung, daß er auch in seinen Schriften die Gedichte, bei denen er dem „Gubitzen" nachgab, völlig so abdrucken ließ, wie der „Gesellschafter" sie in die Lesewelt eingeführt hatte. Auch erlebte Heine Aehnliches bei seinen gesammelten Schriften durch die

Verleger (Hoffmann und Campe in Hamburg); dies bezeugt seine Aeußerung:

„Hoffmann wird älter und milder,
Und streicht nicht mehr mit Jugendzorn
Dir deine Reisebilder."

Das Zweite, was Heine mir brachte, war der „Sonettenkranz an A. W. v. Schlegel." Als Dichtung sind nach meinem Empfinden diese drei Sonette vorzüglich; das Einleuchten der Verdienste Schlegel's minderte mir auch stets die Schatten seines Thuns und Wesens. Dennoch erachtete ich ein so überschwengliches Rühmen, und eben nichts als Rühmen, für Einseitigkeit, für eine Lobpreisung, die eine Gegenrede zuließe, ja herausforderte. Ich nahm das Dargebotene nur an mit dem Vorbehalt, es im Beiblatt des „Gesellschafter" einzuordnen, im „Bemerker", bestimmt für streitige Ansichten und Widerspruch. Daß dieser in überschwenglicher Herabwürdigung von Heine selber kommen würde, davon hatte ich damals keine Ahnung, konnte sie nicht haben. In Bezug auf sich und die durch Schlegel in Bonn ihm gewordene Erweckung sagte Heine:

„Der schlimmste Wurm: des Zweifels Dolchgedanken,
Das schlimmste Gift: an eig'ner Kraft verzagen,
Das wollt' mir fast des Lebens Mark zernagen;
Ich war ein Reis, dem seine Stützen sanken.
Da mochtest Du das arme Reis beklagen,
An Deinem güt'gen Wort läßt Du es ranken,
Und Dir allein, mein Meister, soll ich's danken,
Wird einst das schwache Reislein Blüthen tragen!"

Lese ich dies Geständniß jetzt und vergleiche damit

die bis zu niedriger Klatschlästerung getriebenen Aeußerungen über Schlegel in Heine's Schrift: „Die romantische Schule", dann überfällt mich, offen gestanden, ein Grauen, wobei freilich noch andere Auffassungen mitwirkend seyn mögen. Bescheiden muß man sich damit, daß die literarischen Gaben Heine's am besten getrennt nach ihrem Zeitwesen zu betrachten sind; sein Menschenwerth wird geschwächt, wenn man sie von einem strengfolgernden Standpunkt aus in Zusammenhang bringen möchte. Nächstdem will ich weniger im Gesammten über ihn urtheilen, als das mit ihm Erlebte berichten bei seinem ersten Eingang in die Oeffentlichkeit.

Wie sanftmüthig und meist mit dem Zweck der Schonung Heine anfangs auf seiner schriftstellerischen Bahn ihm Befreundete zu behandeln wußte, das bezeugen von ihm dem „Gesellschafter" zugesendete, theils mit seinem Namen unterzeichnete, theils ihn verbergende Berichte; sie gehören zu den wenigen urtheilenden Beiträgen Heine's für den „Gesellschafter", schildern ihn etwas in jenen Tagen, als er die Berühmtheit noch nicht gewaltsam anstrebte, und ehe er sich der Scheu vor Nebenbehelfen entledigte.

Im Herbst 1821 ließ er mich bitten, ihn zu besuchen: er sey krank; als ich zu ihm kam, lag er auf dem Sopha und sah sehr angegriffen aus. Er machte mich zum Vertrauten seiner Zustände und Verhältnisse, so weit sie Einnahme und Ausgabe betrafen, wobei sich jene als nirgends zureichend, und in Folge dessen eine Schuldenlast erwies. Da er auch —

mir gegenüber zum Erstenmal — den Millionair Salomon Heine in Hamburg seinen Oheim nannte, fragte ich: weshalb er sich in Geldverlegenheit nicht dorthin wende? Ich erfuhr nun, der Oheim habe schon mehrmals aus seiner Kasse Bedeutendes gethan, wolle aber jetzt den Neffen sich selber und seinem Schicksal überlassen. — Ich wußte, daß der Berliner Banquier Leonhard Lipke mit Salomon Heine in lebhafter Geschäfts-Verbindung war, ging zu Jenem, unterrichtete ihn davon, daß ein talentreicher Neffe des geldreichen Oheims in andringendster Bedürftigkeit sey, dieser also, was auch dazwischen läge, gewiß etwas thun würde für den Verwandten. Der von mir zur Vermittelung Angesprochene hegte darüber keinen Zweifel, half auch mit einem Vorschuß, versichernd: „Salomon Heine kommt mir unzweifelhaft dafür auf!" Zugleich sagte er mir: sein Hamburger Geschäftsfreund habe nächstens in Berlin zu thun, er wolle mir anzeigen, wann er bei ihm anzutreffen wäre und ich mitförderlich werden könne; dies fügte sich aber erst im Frühling 1822. — Salomon Heine hörte meinen Bericht ruhig an, verhehlte jedoch nicht die Unzufriedenheit mit dem Neffen, und seine Gründe waren zureichend genug: schon oft waren gewichtige Unterstützungen nöthig gewesen, ohne den erhofften Beweis zu gewinnen, er werde sich einer ernsten Richtung auf der Lebensbahn zuwenden. So erklärte sich der ehrenwerthe Handelsherr in schlichter Art ohne Aufwallung und Wortgepränge, mit Bekräftigung durch That-

sachen, wonach der Erfahrungsvolle meinte: es bliebe wohl nur übrig, dem Sprüchwort zu folgen: wer nicht hören will muß fühlen. Ich entgegnete, was sich beihülflich entgegnen ließ: eine dichterische Natur sey oft zu wenig vertraut mit den Bedingungen der Wirklichkeit, bis diese sich doch ihr Recht verschaffe, und schloß mit der Ansicht: ein solcher Oheim dürfe einen solchen Neffen, bei dem der gewöhnliche Maaßstab sich verlängern müsse, nicht verlassen. — „Hab's auch nie gewollt; aber zu lernen hat er doch, daß man nützen soll das Geld, Jeder nach seinem Beruf!" so äußerte sich endlich der Angeregte, und zu Lipke gewendet fügte er hinzu: „Der Herr behauptet, es könne da verfallen ein großes Genie, ich will's glauben. Zahlen Sie meinem Neffen jetzt zweihundert Thaler gleich, dann jährlich fünfhundert Thaler auf drei Jahre, und Weiteres mögen wir erleben." — Das war meine einzige Zusammenkunft mit Salomon Heine, und ich gedenke seines Behabens noch immer gern, da zumal unser Gespräch der Anlaß wurde zur dauernden Versöhnung des in seiner Weise gediegenen Oheims mit dem fast in jeder Weise flatterigen Neffen.

Der kranke Heinrich Heine hatte mir auch ein Heft gezeigt, Gedichte enthaltend, „die ich selber scharf gefeilt habe, Sie wissen ja!" warf er etwas anzüglich betont hin; „ein Bändchen würden sie füllen, ich finde aber keinen Verleger." Ich vermittelte ihm die Maurer'sche Buchhandlung, und Ende 1821 (mit der Jahreszahl 1822) wurden „Gedichte von

H. Heine" ausgegeben. Varnhagen sagt darüber („Gesellschafter" 1822. Bl. 11) im Beginn seines Urtheils: „Der hier auftretende Dichter — denn so müssen wir ihn doch wohl nennen — hat ausgezeichnete Anlagen. Seine Lieder kommen aus einer echten Quelle, es ist Anschauung und Gefühl darin. Nachahmung, bewußte und absichtliche, ist auch dem gereiften Dichter noch erlaubt, die unwillkürliche aber dem anfangenden, bei der Masse von Gebildeten, fast unvermeidlich; in ihr selber jedoch kann sich das Selbstständige zeigen. So möchte hier allerdings Einiges an Uhland, Anderes an Rückert erinnern; aber das gilt mehr von der Tonart als von dem Gehalt, und muß vielleicht auf eine höhere, gemeinschaftliche Quelle, die allen deutschen Dichtern gehört, nämlich die Quelle unseres deutschen Volksliedes überhaupt, zurückgeführt werden. Das Eigenthümliche arbeitet sich aus diesem Ueberlieferten mit Kraft empor, und bloß Nachgeahmtes ist uns nirgends vorgekommen. Besonders glücklich erscheint uns H. Heine in seiner dichterischen Auffassung der Gegenwart; es zeigt sich darin oft ein sehr sinnreicher und anziehender Humor, wie zum Beispiel in „Traumbilder" und mehreren andern Gedichten. Kein Schwall von Worten, kein herkömmliches Füllwerk. Die Sprache ist kraftvoll und gedrungen, auch zart und lieblich, wo es seyn soll. Doch ist beiderlei Ausdruck, sowohl des Kräftigen als des Weichen, auch zuweilen verfehlt; das ausgebildetere Selbstgefühl wird dem Dichter schon anzeigen, welche Bahn er

strenger einzuhalten habe. Die Verse, von sehr mannigfacher Gattung, sind mit Kunde und Gewandtheit gearbeitet; schwierige Reime sind jedoch eine Klippe, an der selbst W. Schlegel und Tieck nicht immer glücklich vorbeischiffen; wo sie gerathen und wo sie mißlingen muß kein großes Gewicht auf sie gelegt seyn; das Beste in dieser Art haben noch stets Goethe (besonders im „westöstlichen Divan" und neueren Gastgeschenken) und Rückert geleistet."

Nach Erscheinen jenes Bändchens, innerhalb der Jahre 1822 bis 1826, ist beinahe Alles, was Heine schrieb, im „Gesellschafter" zu finden. Von dem Vielen vermißte ich in den gesammelten Schriften — wenn es nicht bei aller Sorgfalt dennoch ein Mangel meiner Durchschau ist — die folgenden zwei Lieder, die wohl des Bewahrens nicht unwerth sind, sey's auch nur als Pröbchen seiner derzeitigen Ueberspannung im geschminkten Liebesweh.

„Ich glaube nicht an den Himmel,
Wovon das Pfäfflein spricht,
Ich glaub' nur an Dein Auge,
Das ist mein Himmelslicht.

Ich glaub' nicht an den Herrgott,
Wovon das Pfäfflein spricht,
Ich glaub' nur an dein Herze,
'nen andern Gott hab' ich nicht.

Ich glaub' nicht an den Bösen,
An Höll' und Höllenschmerz;
Ich glaub' an dein böses Auge,
Und an dein böses Herz.

*

Es schauen die Blumen alle
Zur leuchtenden Sonne hinauf,
Es nehmen die Ströme alle
Zum leuchtenden Meere den Lauf.

Es flattern die Lieder alle
Zu meinem leuchtenden Lieb:
Nehmt mit meine Thränen und Seufzer,
Ihr Lieder, wehmüthig und trüb."

Von der Aufnahme seines ersten Lieder-Bändchens, obwohl günstig, war Heine nicht befriedigt: er verlangte rasch zündende Wirkung. Aber auch der edelste und erhebendste Dichter dürfte im gemüthskühler gewordenen neunzehnten Jahrhundert nicht erwarten, daß sein Werk plötzlich Tausende mit Wärme durchdringe, daß er sich im Sturme die Herzen erobere, wie etwa Goethe mit seinem „Werther". Ich hörte von Heine allerlei Ausfälle, die gesteigerte Mißstimmung verriethen hinsichtlich schriftstellerischer Erfolge, wohl auch von Einfluß waren auf mehrere seiner späteren Erzeugnisse. „Zur Anerkennung des neuen Genies und Talents muß man das abgestumpfte deutsche Gemüth foltern", äußerte er, und nachdem ich einst über eines seiner Lieder, das nach Siegwart'schem Anfange mit des Weiberhasses stachlichter Keule dreinschlug, zweideutig lachen mußte, lachte er zwar ebenfalls, bemerkte jedoch: „Bei den Deutschen wird man leichter vergessen als berühmt, jetzt zumal; sie haben in der Gefühlswonne so geschwelgt, daß zu ihrer Aufregung derbe Mittel unerläßlich sind, ganz so, wie Kirmesluft ihnen erst

vollständig ist, wenn man sich zum Kehraus noch mit Schemelbeinen tractirte." Daß Heine nicht selten solcher Kirmeslust dienstbar ist, wird man zugestehen, und, wenn auch nur bedingt, die Antwort billigen, die ein Bräutigam seiner Braut gab, als sie Kunde haben wollte von den Liebesliedern Heine's:

„Liebeslieder à la Heine
Willst Du, Liebchen, daß ich schild're?
Nun, dann magst Du Lieb' erfahren,
Die zur Bosheit ich verwild're.

Laß, mein Lieb, Dich brünstig küssen,
So! — nun laß Dich täppisch schlagen! —
Das sind Heine's Liebeslieder,
Dir handgreiflich vorgetragen.

Heut' möcht' er am losen Schätzchen
Lieb' aus Langeweile fühlen,
Morgen läßt er ihn das Tätzchen,
Oder gar die Tatze fühlen.

Küsse erst, dann Schlangenbisse,
Heucheln mit dem Gluthenscheine —
So sind, daß mein Lieb es wisse,
Liebeslieder à la Heine."

Wer so Viele arg verspottete, mußte Vergeltung erfahren, und hier mögen noch Verse folgen, in denen Heine wie von seinen ersten dichterischen Gaben selber verspottet gedacht ist:

„Als neulich die Muse herbei ich rief,
Mit mir herum zu streichen,
Da zog den Mund sie gewaltig schief,
Und ich gebot ihr zu weichen.

Und nun mit Recht von mir verbannt,
Erklärt ihr schnödes Erdreisten:
Wenn je sie dringe auf Menschenverstand,
So käm' ich gleich mit den Fäusten.

Sie meint, ich wäre nicht selber Manns
Zu schreiben plastische Lieder;
Da irrt sich aber die dumme Gans,
Jetzt schreib' ich sie klafterweis nieder.

Denn solcher Poeten giebt's nicht viel,
Die mir sich vergleichen könnten;
Petrark und Wieland, Horaz und Virgil,
Sie hatten nichts von Talenten.

Die deutsche Sprach' ist freilich zu weich,
Ihr nur zu nutzen durch Härten,
Was leicht durch Apostroph' ich erreich',
Wo Worte sich zerrten und sperrten.

Bin je ich gehindert vom voll'n Vokal,
So kriegt er's derb mit dem Hieber,
Verdient hat Metrik durch Ohrenqual
Im Grund doch nur Nasenstüber.

Da schrieb ich noch jüngst ein Nachtigall-Lied
Durchweg nur in Consonanten,
Und las es gestern, eh' ich schied,
Dem Liebchen bei ihren Tanten.

Die Schöne schnitt 'n gar häßlich Gesicht,
Die Tanten wurden confuse; —
Nun sage noch Einer, man könne nicht
Auch wirken ohne die Muse!"

Diese erst jetzt gedruckte Reimerei entstand in der Heiterkeit bei einfachem Mahle der „literarischen (Mittwochs-) Gesellschaft" im Jahr 1830, und

empfing der Geneckte Kenntniß von dem Scherz des Augenblicks, mag er zu den Ursachen gehören, weshalb Heinrich Heine zu seinen Verbrüderten auswärts sehr ungnädig sprach über jenen Verein. Gekannt hat er ihn aber gar nicht, denn die „Mittwochs-Gesellschaft" wurde gestiftet, nachdem Heine schon fast zwei Jahre von Berlin entfernt lebte.

Der Friede zwischen Neffen und Oheim hatte sich durch dessen Güte angebahnt, und Heine beabsichtigte Reiseausflüge nach verschiedener Richtung, auch nach Hamburg, was sich etwas verzögerte durch eine Herausforderung. Er kam eines Tages zu mir, mich um Rath ersuchend, nachdem er berichtete: Baron v. Schilling habe sich beleidigt gefunden über eine öffentliche Aeußerung, und nun sollten die Waffen zur Ausgleichung dienen. Der Zweikampf, ernstlich gemeint, schließt allen guten Rath aus; mit ihm ist dabei nichts zu thun, um so gewisser, als sich Umstände einweben können, bei denen die kräftigste Vernunft der brettstirnigsten Unvernunft sich fügen muß, bis der Zweikampf statt sogenannter Ehrensache unbedingt durchweg zur straffälligen Schandthat wird, was er ist vermöge seines sinnlosen Rechts- und Sittenhohns. — Meinerseits verweigerte ich die Einmischung, nannte aber Einen, der zu solchem Zwischengeschäft tauge; nun entstand ein Uebereinkommen, und Heine bat dringend um raschen Abdruck folgender Erklärung:

„Mit Bedauern habe ich erfahren, daß zwei Aufsätze von mir, überschrieben „Briefe aus Berlin"

(Nr. 6, 7, 16 des zum „Rheinisch-Westphälischen Anzeiger" gehörigen „Kunst- und Wissenschaftsblattes") auf eine Art ausgelegt werden, die dem Herrn von Schilling verletzend seyn muß. Da es nie meine Absicht war, ihn zu kränken, so erkläre ich hiermit, daß es mir herzlich leid ist, wenn ich zufälliger Weise dazu Anlaß gegeben hätte, daß ich alles dahin Gehörige zurücknehme, und daß es bloß der Zufall war, wodurch jetzt einige Worte auf den Herrn Baron von Schilling bezogen werden konnten, die ihn nie hätten treffen können, wenn eine Stelle in jenen Briefen gedruckt worden wäre, die aus Delicatesse unterdrückt werden mußte. Dieses kann der geehrte Redakteur jener Zeitschrift bezeugen, und ich fühle mich verpflichtet, durch dieses freimüthige Bekenntniß der Wahrheit allen Stoff zu Mißverständniß und öffentlichem Federkriege fort zu räumen.

Berlin, den 3. Mai 1822. H. Heine."

Zugleich brachte er mir das angefügt zu lesende, ihm geweihte Sonett, wünschend, daß es mit jener Beschwichtigung in demselben Blatte erscheinen möge:

„Das Traumbild.

An H. Heine.

Von Morpheus Armen war ich sanft umfangen,
Als Phantasie, in eines Traumes Hülle,
Ein Bild mir wies in selt'ner Schönheitsfülle:
Bezaubert blieb die Seele daran hangen.

Und als ich mit inbrünstigem Verlangen
Es ganz genießen wollt' in süßer Stille,
Da weckte mich des Schicksals eh'rner Wille,
Und ach! der Zauber war im Nu vergangen.

Vergebens sucht' ich nun im bunten Leben,
Was Phantasie genommen, wie gegeben,
Da, junger Sänger, fand ich Deine Lieder.

Und jenes Traumbild, das so froh mich machte,
Erkannt' ich bald in Deinen Skizzen wieder,
Viel schöner noch, als ich mir selbst es dachte.
H. Anselmi."

Nur nach Widerstreben wurde ich von seinen ängstlich dringenden Bitten überwältigt, ordnete Beides ein in das, den verschiedenen Ansichten zum Tummelplatz angewiesene Beiblatt („1822. „Bemerker" Nr. 9.) und erwähnt ist dies Wenden und Beabsichtigen, um das Wesen Heine's durch ihn selber deutlicher erkennbar werden zu lassen.

Vor seiner Abreise nach Hamburg fragte er mich: ob er mir dort etwas besorgen könne, ich sagte: einen tüchtigen Berichterstatter. Er bot sich an zur Umschau für diesen Zweck, mit seinem stets dem Spott verwandten Ton noch äußernd: „Soll ich mich denn nicht in Ihr Stammbuch schreiben?" und nach meiner Entgegnung: „Ich habe kein's!" ergriff er bei den Worten: „Das konnt' ich wissen!" einen Papierstreif und schrieb:

„Kein Stammbuch?! — da hab' ich nachgedacht,
Doch kaum wird es Denkens bedürfen;
Es gleichet gar bald dem verschütteten Schacht,
Weil's trostlos war, weiter zu schürfen.

Betrug und Freundschaft sind ja zumeist
Im Erdenverkehre Geschwister,
Und was man jung ein Stammbuch heißt,
Wird endlich Todtenregister.

Nur mit dem Aergerniß macht ein Complott,
Wer viel von Freundschaft will buchen;
Denn findet man immer sie wieder bankrott,
So lernt man sein Leben verfluchen."

Dies beschriebene Blättchen warf er in die Höhe, daß es auf den Boden des Zimmers fiel, ergriff seinen Hut, und mit dem Ausruf: „Leben Sie wohl!" eilte er von dannen.

In den nächsten Monaten sah und hörte ich nichts von ihm, bis endlich das hier Eingereihte ankam:

„Lüneburg, den 21. August 1823.

Lieber Professor!

Aus diesem Briefe ersehen Sie, daß ich noch unter den Lebenden bin; daß Sie noch leben, weiß ich, das Gegentheil hätte ich ja sonst in der Zeitung gelesen. Ich befinde mich immer noch nicht ganz wohl, obwohl meine Vergnügungsreisen diesen Sommer und der Gebrauch des Kuxhavener Seebades meinen Gesundheitszustand erstaunlich verbessert. In Hamburg habe ich Ihren lieben Brief richtig erhalten. Die Einlage habe ich nicht besorgen können, da der Dr. B. sich nicht in Hamburg befindet, und kein Mensch dort von ihm weiß und wissen will. Sein Ruf ist schlecht und zwar sehr schlecht. Ich bemühte mich vergeblich, Ihnen einen Hamburger Correspondenten zu schaffen. Lebrün hatte endlich den Auftrag dazu übernommen, versprach den Professor Zimmermann als Hamburger Theaterrecensent für den Gesellschafter zu gewinnen, ist wahrscheinlich nicht dazu gekommen, und hat, wie ich später erfuhr, den Dr. Bärmann ergriffen.

Dieser aber gefällt mir nicht sonderlich, und ich habe bei meiner zweiten Durchreise durch Hamburg einen Dr. Wolff auf Ihr Bedürfniß aufmerksam gemacht.

Ich habe in Hamburg mit Vergnügen das Theater besucht; ich glaube nicht, daß die Chinesen ein besseres haben. Ihren Schwager Lenz*), ein alter Bekannter von mir, habe ich gesprochen. Einige neue Bekanntschaften habe ich gemacht. Viele erkundigten sich nach Ihnen, Sie sind auch in Hamburg berühmt! Den großen Lotz habe ich nicht besucht. Bei meinem goldenen Oheim habe ich eine gute Aufnahme gefunden. Den Componisten Methfessel habe ich kennen gelernt; ich achte ihn ganz erstaunlich hoch, und ich wünsche, daß Sie beifolgende paar Zeilen, die ich über ihn geschrieben, im Gesellschafter abdrucken lassen. Es wäre mir sehr lieb, wenn dies sobald als möglich geschähe, da ich mich schon in Hamburg geäußert, daß ich etwas über Methfessel sagen wolle. Ich wünsche zwei Exemplare des Abdrucks hergeschickt zu bekommen; entschuldigen Sie diese Mühe. Ich denke bald etwas Gutes für den Gesellschafter liefern zu können, ich habe diesen ganzen Sommer mich bloß mit meiner Gesundheitsherstellung beschäftigt und keine Zeile geschrieben. Jetzt quälen mich juristische Arbeiten, da ich mein juristisches Studium bald zu vollenden gedenke, damit die holde Justizia mir Brod gebe. Sie sehen, mein Plan, nach Paris zu reisen,

*) Johann Reinhold v. Lenz (als Schauspieler Kühne genannt) war verheirathet mit einer Schwester meiner Frau — Beide Töchter des unvergeßlichen Fleck.

ist auf die Seite gelegt; statt dessen will ich noch ein Jahr in Göttingen leben. Ich bleibe indessen noch einige Monate in Lüneburg, und meine Adresse bleibt: H. H. Stud. Juris auf dem Markt in Lüneburg. In dem Dr. Christiani hier habe ich einen sehr gelehrten und literarisch gebildeten Mann gefunden. Er hat mir versprochen, bald Beiträge für den Gesellschafter zu liefern, unter denen einige höchst gelungene Uebersetzungen aus dem Dänischen Ihren Beifall finden werden.

Ich kann Ihnen nicht oft genug wiederholen, daß Alles, was Sie für die Verbreitung meiner Tragödieen thun, Ihnen im Himmel vergütet wird. Am Rhein möchte man den unkatholischen Almansor gern ignoriren, in Braunschweig, wo ihn der ächt poetische Klingemann nach seiner Bearbeitung auf's Theater gebracht, ist er ausgepfiffen worden; in Braunschweig lebt auch — mein Busenfreund Köchy. — Leben Sie wohl, behalten Sie mich lieb, grüßen Sie mir Ihre Frau, so wie Herrn und Madam Lipke, und seyn Sie versichert, daß ich nie aufhören werde zu seyn Ihr Sie liebender und verehrender

H. Heine."

Einlage.

„Hamburg. Unsre gute Stadt Hamburg, die vor einigen Jahren durch das Ableben des braven, groben, herzensbiedern, kenntnißvollen und anti-catalanistischen Schwenke einen noch unvergessenen Verlust erlitt, scheint jetzt hinlänglichen Ersatz dafür zu finden, indem sich einer der ausgezeichnetsten

Musiker hier niederlassen will. Das ist **Albert Methfessel**, dessen Lieder-Melodieen durch ganz Deutschland verbreitet sind, von allen Volks-Classen geliebt werden, und sowohl im Kränzchen sanftmüthiger Philisterlein als in der wilden Kneipe zechender Bursche klingen und wiederklingen. Auch Referent hat zu seiner Zeit manches hübsche Lied aus dem Methfessel'schen Commers-Buche ehrlich mitgesungen, hat schon damals Mann und Buch hochgeschätzt. Wahrlich, man kann jene Componisten nicht genug ehren, welche uns Lieder-Melodieen geben, die von der Art sind, daß sie sich Eingang bei dem Volk verschaffen, und echte Lebenslust und wahren Frohsinn verbreiten. Die meisten Componisten sind innerlich so verkünstelt, versumpft und verschroben, daß sie nichts Reines, Schlichtes, kurz nichts Natürliches hervorbringen können — und das Natürliche, das organisch Hervorgegangene und mit dem unnachahmlichen Stempel der Wahrheit Gezeichnete ist es eben, was den Lieder-Melodieen jenen Zauber verleiht, der sie allen Gemüthern einprägt und sie populär macht. Einige unserer Componisten sind zwar der Natur noch immer nahe genug geblieben, daß sie dergleichen schlichte Lieder-Compositionen liefern könnten; aber theils dünken sie sich zu vornehm dazu, theils gefallen sie sich in absichtlichen Naturabweichungen, und fürchten vielleicht, daß man sie nicht für wirkliche Künstler halten möchte, wenn sie nicht musikalische Kunststücke machen. Das Theater ist die nächste Ursache, warum das Lied vernachlässigt wird; Alles, was nur

den Generalbaß studirt, oder halb studirt oder gar nicht studirt hat, stürmt nach den Brettern. Leidige Nachahmerei, Untergang mancher wirklich Talentvollen! Weichmüthige Blüthenseelen wollen colossale Elephanten-Musik hervor posaunen und pauken; handfeste Kraftkerle wollen süße Rossinische Rosinen-Musik oder gar noch überzuckerte Rosinen-Musik hervorhauchen. Gott besser's! — Wir wollen daher Componisten wie Methfessel ehren — und ihn ganz besonders — und seine Lieder-Melodieen dankbar anerkennen. —H."

Es könnte für die Fahrlässigkeit Heine's mitzeugen, daß jener Brief, den er am 21. August 1823 schrieb, den Lüneburger Poststempel vom 23. October trägt. Zwei Tage später erhielt ich ihn, weshalb das „sobald als möglich abzudruckende" Lob Methfessel's, womit ich hier gern an den auch mir werthen Tondichter erinnere, erst am 3. November zu lesen war, weil der „Gesellschafter" die Tages-Bezeichnung immer etwas voraus hatte. Ueber Heine's „Tragödien" urtheilte der ihm befreundete Varnhagen schon sechs Monate früher (1823. Bl. 72) und dessen sehr mit dem „Diplomaten" verwandte Ansicht sey eingeschaltet als Beitrag zur Schilderung Beider:

„Dieses Buch, poetischen Inhalts, tritt in ganz besonderer Weise neu und eigenthümlich auf. Eine Tragödie, eine Reihe lyrischer Gedichte, und wieder eine Tragödie, das sind die merkbaren Hauptstücke, wie sie aufeinander folgen. Nun könnte die Kritik, sorgsam und fleißig, getreu und aufrichtig, jede ein-

zelne dieser Abtheilungen durchgehen, Verdienstliches und Mangelhaftes darin bezeichnen und abwägen, und zuletzt mit Unparteilichkeit ihren richterlichen Spruch verkünden. Sie könnte darthun, wie der Charakter der nördlich-modernen Tragödie „Ratkliff" ungemein glücklich mit dem der südlich-romantischen Tragödie „Almansor" contrastirt, wie in jener das Schroffe und Herbe, in dieser das Sanfte und Liebliche vorherrscht; wie die Catastrophe in beiden aus Untergang und Verklärung, in ungleicher Zusammensetzung dem besonderen Charakter jedesmal angemessen, den gehörigen Schluß erzielt; wie die Zeichnung und das Colorit der Figuren dem historischen Hintergrund und Boden gemäß, und doch in originaler Laune sowohl dieser als jene modificirt erscheinen; wie die Sprache theils überwallend üppig, theils eingezogen trocken mit Erfolg behandelt, die Anordnung fortschreitend und erregend, der Stoff in eigenthümlichen Geist erhoben, das Einzelne der Behandlung oft von großer Schönheit ist. Sie könnte sich darüber verbreiten, wie es dem Dichter eben so gelungen, in den Dramen wahrhaft dramatisch, wie in den Liedern ächt lyrisch zu seyn; von diesen letzteren ließe sich insbesondere hervorheben, wie gedrungen, frei, reizend und kraftvoll die Tonart des alten deutschen Volksliedes hier in dem neuesten Stoffe vom heutigen Tage sich bewegt; wie kühn und gewagt, und wie glücklich im Wagen, hier Bilder und Ausdruck einer Stimmung folgen, deren widersprechende Bestandtheile in dem wunderbarsten Bittersüß gesteigert

vereinigt sind. Sie dürfte ausdrücklich anmerken, daß der Dichter Niemanden nachahmt, am wenigsten den Lord Byron (wie man ihm vielfältig nachgerühmt), sondern daß er selbst da, wo er bekannte Anklänge, seyen sie dieses Engländers oder anderer Kunstverwandten, zu geben scheint, diese nicht sowohl sucht, als nur nicht eben vermeidet. Endlich dürfte sie wohl zum Ueberfluß erinnern, daß auch bei dem entschiedensten Talent und glücklichsten Genie der Dichter sich diesen Gaben nicht unbedingt überlassen, sondern ein ethisches Bewußtseyn über jenen behaupten möge, damit er vor dem Abwege des Willkürlichen und Abstrusen bewahrt bleibe, dessen gespenstische Schemen so gern den Dichtergeist umschleichen, sich mit ihm verbinden und ihn dann betäubend niederziehen, wie wir solches noch nicht längst an bedeutenden Beispielen schon zu oft traurig erlebt haben, an dem gegenwärtigen aber hoffentlich nicht erleben werden! — Alles dieses und noch viel mehr Lobendes, Anerkennendes, Wohlmeinendes, könnte die Kritik bei dieser Gelegenheit mit aller Gerechtigkeit aussprechen und darlegen, und mit den besten Hoffnungen und Wünschen für den jungen Dichter schließen, der nach seiner im vorigen Jahre erschienenen ausgezeichneten Erstlings-Sammlung von Gedichten jetzt durch gegenwärtiges Buch so würdigen Fortschritt auf einer Bahn bekundet, die ihm mannigfache Kränze schon gewährt, andere verheißt, und keinen als unerreichbar im voraus abspricht. — Und hätte nun die Kritik dies Alles, und noch viel mehr in dieser Art,

gesagt und ausgeführt, so wäre gleichwohl in Bezug auf das vorliegende Buch ihr Geschäft höchst unvollkommen, ihr Standpunkt ungenügend. Sie hätte noch immer nur das Einzelne beachtet, und, getäuscht durch die eigenthümliche Anordnung und Verwaltung dieses poetischen Stoffes, das Ganze übersehen. Denn diese scheinbar getrennten Stücke, in denen Costüm und Form so verschieden, sind deshalb nicht für sich bestehende Gebilde; sie sind vielmehr, die beiden Dramen und die verbindende Lyrik, nur Glieder eines Ganzen, Facetten einer Dichtung, das ganze Buch nur ein Gedicht. — Von diesem Standpunkt aus, von welchem allein dem Dichter sein volles Recht werden kann, beginnt eine neue und höhere Betrachtung, aus welcher die eigentlichen Resultate der Kritik, für Dichter und Publikum gleich ersprießlich, erst erfolgen müssen. Wir begnügen uns hier, diesen Standpunkt angegeben zu haben, und zweifeln nicht, daß derselbe zu ausführlichen Betrachtungen da werde benutzt werden, wo mehr, als hier und uns für diesmal, zu solchem Geschäfte Raum und Muße gegeben sind. E."

Von Heine selbst empfing ich erst nach fünf Monaten dies zweite Schreiben:

„Göttingen, den 9. Mertz 1824.

Lieber Professor Gubitz, hochgeschätzter Herr Collegue!

Ich wünsche, daß dieser Brief Sie in vollem Wohlseyn und in Ihrem gewöhnlichen Humor an-

treffe. Mit meiner Gesundheit sieht es jetzt etwas besser aus. Ça ira.

Anbei übersende ich Ihnen für den Gesellschafter die neusten Kinder meiner Muse, überschrieben „dreiunddreißig Gedichte von H. Heine." Sie werden sich baß verwundern über das Befremdliche und Nonchalante in der Form einiger dieser Gedichte, vielleicht erwecken Sie auch bei Ihnen und andern Leuten ein verdammendes Kopfschütteln, dennoch weiß ich, daß sie zum Eigenthümlichsten gehören, was ich bisher gegeben. Ich verlange daher, im Fall Sie sie überhaupt des Abdrucks würdigen, daß Sie sich alles Gubitzens — Sie wissen, was ich meine — dabei enthalten, daß Sie beim Abdruck kein Wort, keine Sylbe verändern; im Fall Ihnen dieses nicht möglich ist, lassen Sie diese Gedichte ganz ungedruckt, und ich werde sie von Ihnen durch einen Freund abholen lassen. Auch ist es durchaus nöthig, daß der Cyclus in einer Woche ganz erscheine, nämlich in den vier auf einmal auszugebenden Blättern. Mehrere Gedichte, die ich mit Bleifederstrichen eingeklammert, sollten wohl auch auf demselben Blatte zusammengedruckt werden, wie Sie selbst einsehen werden, z. B. bei den Seestücken. — Auch glaube ich, daß mit dem Abdruck dieser Einsendung nicht lange gezögert werde, im Fall Sie kein Manuscript von Goethe oder Walter Scott liegen haben. Ich bedinge mir ausdrücklich acht Exemplare des Abdrucks der 33 Gedichte, und werde dieselben bei Ihnen abholen lassen. Vergessen Sie daher nicht, die acht

Exemplare in der Druckerei zu bestellen. Ich habe sie durchaus nöthig, muß sie an Freunde und Verwandte schicken.

Daß ich so selten etwas für den Gesellschafter einsende, liegt nicht an mir, sondern an meiner gegenwärtigen Lage, wo ich von Krankheit und Jurisprudenz niedergedrückt werde. Das wird sich aber ändern, und seyn Sie überzeugt, daß ich mich immer für den Gesellschafter interessiren werde. Ich wünschte wohl, daß sich derselbe auch für mich interessire, und ich mache Ihnen den interessanten Vorschlag, ob Sie mir nicht meine heutige Sendung und die künftigen mit Ihrem gewöhnlichen Honorar sogleich honoriren wollten. Ich überlasse das Ihrem freundlichen Ermessen mit dem Bedenken, ich sey das Gegentheil von einem Millionair. — Ich lebe hier sehr still, arbeite viel und werde unausstehlich gelehrt. So kann der Mensch sinken! — Halten Sie mich in gutem Andenken, loben Sie mich auch bei Gelegenheit; denn gestern habe ich Sie auch gelobt, und es war im Rathskeller, und eine Menge Studenten, wovon jeder seine acht Krüge Doppelbier vertragen kann, waren gegenwärtig.

Leben Sie wohl, und seyn Sie überzeugt, daß ich nie aufhöre zu seyn

Ihr Freund H. Heine."

Mit dem ersten Briefe verglichen läßt der Ton im zweiten Briefe unverhehlt, daß Heine sich des Steigerns seiner Anerkennung bewußt war, und sie wurde in Hast gewichtig und gewichtiger. Die „drei-

unddreißig Gedichte" (1824. Bl. 49 bis 52) haben schon den oft und verschieden benutzten Vers:

„Ich bin ein deutscher Dichter,
Bekannt im deutschen Land;
Nennt man die besten Namen,
So wird auch der mein'ge genannt."

Nächstdem gehört aber zu den „Dreiunddreißigen" ebenfalls schon das aus diesem einzigen Verse bestehende Gedicht:

„Selten habt Ihr mich verstanden,
Selten auch verstand ich Euch,
Nur wo wir im Koth uns fanden,
Da verstanden wir uns gleich."

Gedenke ich der oft wunderlichen Gegensätze in seinen Dichtungen, erweckt sich meinem Gedächtniß stets ein Gespräch mit Evelina von Geldern, einer Verwandten Heine's, die er anfangs als Ziel seiner Pfeile gegen das schöne Geschlecht vorweg erwählt haben soll. Ich war einst in Gesellschaft Nachbar der jungen Frau, wußte aber damals nichts weiter, als daß sie eine Muhme oder Nichte Heine's sey, sonst hätte ich vermieden, die Unterhaltung auf ihn hinzuwenden. Nachdem es geschehen, ward mir schnell eine lebhafte Erregung der hübschen Nachbarin sichtlich, es blieb auch nicht verborgen weshalb, und ich fasse zusammen, was sie beredsam in zunehmender Wärme äusserte. Meiner ablenkenden Bemerkung: ich zöge Heine's Phantasie und Poesie nur als solche in Betracht, entgegnete die Gereizte: „Es mag Poesie seyn; da ich aber Heinrich Heine genau kenne, darf ich zweifeln, daß sie aus vernünftiger An-

sicht und sittlichem Sinn komme. Ich will damit nichts von seinem Talent bestreiten, mein Urtheil wäre unzulänglich; hat er aber, wie ich weiß', nicht verschwiegen, das Schlangengezisch seines Hohns und Grimms wider die Frauen solle besonders mich treffen, so muß mich dies als schamlose Kränkung berühren, obwohl ich es nicht verberge, daß ich ihn eben so wenig liebenswürdig fand, wie das Zügellose überhaupt. Für sein Spiel mit Empfindungen war er so glücklich, durch eingebildetes Unglück sich in seine Eigensucht immer mehr zu verlieben; er konnte nun sein zerrüttetes Herz als ein mißhandeltes vorzeigen, und doch sind alle Risse, die es hat, eine ihm angenehm gewordene Selbstverschuldung übermüthiger Eitelkeit."

Daß dieser Gefühlserguß der Aufwallung eine Beisteuer von bedingter Wahrheit hat, läßt sich nicht leugnen, und es scheint, Heine mußte erst durch seine körperlichen Leiden und die opferkräftige Theilnahme einer Frau, die edle Fülle eines weiblichen Herzens beachten und achten lernen. — Mit dem Ausspruch der Verwandten Heine's mag der geist- und gemüthvolle Wilhelm Neumann beinah einig gewesen seyn, als er (1828) die „Parodien" schrieb:

I.

„Den Gärtner nährt sein Spaten,
Den Bettler sein lahmes Bein,
Den Wechsler seine Dukaten
Mich meine Liebespein.

Drum bin ich dir sehr verbunden,
Mein Lieb, für dein treulos Herz;
Viel Gold hab' ich gefunden
Und Ruhm in Liebesschmerz.

Nun sing' ich bei nächt'ger Lampe
Den Jammer, der mich traf:
Er kommt bei Hoffmann und Campe
Heraus in klein Octav.

II.

Die ich am schönsten besungen,
Die hat mich am mehrsten gequält,
Und die mein Herz bezwungen,
Der hat das Herz gefehlt.

Drum sing' ich ewig wieder
Die Lieder von meiner Qual,
Und nenne sie ewige Lieder,
Weil endlos ihre Zahl.

Verhaßt ist mir das Leben,
Die Menschen sind dumm und schaal,
Doch die meine Lieder erheben,
Sind mir just nicht fatal."

Nach diesen Nebenblicken schaue ich weiter auf meine Verhältnisse zu Heine selber. — Es verging ein sehr übervolles Jahr, bis mir von ihm wieder ein Schreiben ankam, das hier eingereihte:

„Hamburg, den 23. November 1825.

Sie hätten Unrecht, wenn Sie glaubten, daß mir der Gesellschafter, die Wiege meines Ruhms, ganz gleichgültig geworden sey. Ich war die letzte Zeit nur gar zu sehr beschäftigt, als daß ich lebhaften

Antheil daran nehmen konnte. Jetzt aber bekomme ich mehr Muße, die Materialien, die ich auf der Göttinger Bibliothek gesammelt, werden bearbeitet, und so manches Gute wird nach und nach zu Tage gefördert. Beifolgendes Manuscript: „Harzreise von H. Heine, geschrieben im Herbst 1824" schicke ich Ihnen für den Gesellschafter und bin überzeugt, daß es Ihnen, besonders die zweite Hälfte, außerordentlich gefallen wird. Ich habe dasselbe mit großem Fleiße geschrieben, alsdann, wie sich bei guten Sachen gebührt, ein Jahr liegen lassen, jetzt wieder durch und durch gefeilt, und ich finde, daß es wegen des Stoffes und dessen leichter Behandlung ganz für unsere Zeitschrift geeignet ist; wie denn auch ein Seitenstück dazu, nämlich die Reise im untern Harze, sogar in einem Damenbüchlein, in den Rheinblüthen für 1827, erscheinen soll. Daß Sie, lieber Professor, mir nichts in meinem Opus ändern oder verbessern, ist eine alte Bedingung, die ich wieder erneure. Es ist freilich manches Derbe darin, indessen, da doch der Gesellschafter (zu unserer Aller Verwunderung) sich in der letzten Zeit vom Verdachte der Liberalität gereinigt hat, und täglich zahmer und zahmer wird, so hoffe ich, daß die Censur deshalb meiner Harzreise etwas durch die Finger sehen wird.

Vielfach, wie Sie wohl denken können, bin ich angegangen worden, an andre Blätter, namentlich am Morgenblatte zu arbeiten; aber meine Vorliebe für den Gesellschafter, die Loyalität des Redakteurs, und der Wunsch, meine Einsendungen immer bald

abgedruckt zu sehen, bewegen mich, Ihnen die Harzreise zu schicken, und deshalb darf ich wohl verlangen, lieber Professor, daß Sie bei der Censur etwas für mich thun. Ich weiß, daß Sie da viel vermögen. Sollte dennoch gestrichen werden, so bitte ich an solchen Stellen die gebräuchlichen Querstriche nicht auszulassen. Am meisten fürchte ich für die Balletwitze S. 56; werden diese gestrichen, so wünsche ich, daß auch das Vorhergehende wegfalle, welches nämlich S. 55 unten anfängt mit den Worten: „Ein junger Sachse, der kürzlich u. s. w. Auch hoffe ich, daß Sie den ganzen Aufsatz nicht zu oft abbrechen, besonders nicht bei Naturschilderungen, und daß ich auf Weihnacht das Ganze gedruckt erhalte. Sie müssen mir auch den großen Gefallen erzeigen, mir 25 Exemplare davon zukommen zu lassen. Was Ihnen dieses kostet, berechnen Sie mir am Honorar.

Kann ich Ihnen hier nützlich seyn, so dürfen Sie sicher auf mich rechnen. Ich gedenke nämlich gänzlich hier zu bleiben. So unliterarisch es hier aussieht, so findet ein Literator hier dennoch sehr schätzbare Hülfsmittel, z. B. eine Unmasse englischer Blätter rc. Auszüge daraus mögen wohl interessant seyn, und im Fall Sie mich auf solche Weise beschäftigen wollen, werde ich gern mit meinen Talenten Ihnen zu Diensten stehen.

Anfangs August verließ ich Göttingen, reiste nach Norderney, gebrauchte mit Erfolg das dortige Seebad, besuchte die ostfriesischen Inseln, und habe dieses in einer Reihe „Seestücke“ allerliebst beschrieben.

Nach der Harzreise sollen sie auch gedruckt werden. — Nochmals bitte ich Sie, daß die Harzreise nicht von der Censur maltraitirt wird, daß sie bald gedruckt wird und daß ich 25 Exemplare davon erhalte. Letztere erwarte ich ganz bestimmt, weil ich sie, um alte Freunde anzuregen und neue Freunde zu gewinnen, bereits im Geiste hier vertheilt habe. Leben Sie wohl und bleiben Sie schutzreich und gewogen

Ihrem Freunde H. Heine."

„Die Harzreise" wurde von dem Censor gleich in den ersten Abtheilungen an mehreren Stellen durchkreuzt; ich ließ den Satz wieder „ablegen" — wie es in den Druckereien heißt — um dann mit dem Kreuziger wegen seiner Kreuzverschwendung zu unterhandeln, erreichte das Möglichste, doch erst bei ministerieller Entscheidung, und brachte das Ganze glücklich genug über die geistige Thorsperre hinweg. Es konnte aber nun erst im Anfange des Jahres 1826 (Bl. 11 bis 24) erscheinen, und hat auch noch Etliches, was Heine muthmaßlich selbst strich, als er kurze Zeit nachher die erweiterte „Harzreise" benutzte zum ersten Bande seiner „Reisebilder" (Hamburg, 1826). Dr. Hermann — als Schriftsteller „Ernst Woldemar" genannt — hat darüber in demselben Jahre („Gesellschafter" Bl. 103) Folgendes gesagt:

„Will ich aufrichtig seyn, so muß ich, bei mancher Mißempfindung, die mir der Verfasser bereitet, doch bekennen, daß mir sein Buch von Anfang bis zu Ende Unterhaltung gewährt, mich in Spannung und Eifer versetzt, überrascht, zuweilen besänftigt und ge-

rührt, und sehr oft, was vielleicht nicht das Schlimmste ist, lachen gemacht hat. Der Humor unseres Autors hat in Wahrheit viel Eigenes und Einziges; wenn die Tiefe und das Licht seiner Gedankenbilder oft an die Vorzüge Jean Paul's erinnern, manches Dunkel und manche Verwilderung seiner Gefühlsart an die glänzenden Fehler Byron's, so gehört dagegen Anderes Ausgezeichnete nur ihm allein, und läßt sich nur mit Dem, was er selbst früher in solcher Art gegeben, in Vergleich stellen; dahin rechnen wir die ganz eigenthümliche Mischung von zartestem Gefühl und bitterstem Hohn, die Verbindung von unbarmherzigem, scharf einbohrendem, ja giftigem Witz und von einschmeichelnder Süßigkeit des Vortrags, lebhaftem und zugleich mildem Redefluß, der durch nichts gehemmt, durch nichts getrieben scheint, und gleichmüthig über Alles, was ihm in die Quere kommt, leicht dahin wallt. Auch dürfen wir als eine Eigenheit unseres Autors nicht übersehen, daß er mit gleicher Natürlichkeit — oder Fertigkeit, wenn man will — sich in beiden Formen, in Prosa und in Versen, bewegt, was bisher noch von keinem Geisteskinde seiner Art gesagt werden konnte. Er ist in der That nicht bloß ein Dichter, wie jeder Humorist im Allgemeinen es heißen kann, sondern auch in dem engeren Wortsinne, in welchem die meisten Humoristen es nicht sind. Dies ist ein Vorzug, der noch sehr weit führen kann. Aber wo viel Licht ist, ist auch viel Schatten, pflegt man zu sagen, will man vom Lobe zum Tadel übergehen, und so möchten auch wir gern das Sprüch-

wort uns zur Brücke machen, wenn sie uns nicht gleich unhaltbar würde! Denn das ist eben das Eigne, die Kunst, das Glück, oder auch der Nachtheil jedes Autors dieser Art, daß die Elemente seiner Darstellungsweise nicht neben einander zum Sortiren, Auswählen und Abtrennen da liegen, sondern unter einander verflochten und verwachsen, ineinander gemischt und gebunden sind, und ihre Scheidung nicht ohne Zerstörung des Vorhandenen geschehen kann. Der Schatten, welchen wir nachweisen möchten, steht hier ganz im Lichte, das Licht, von dem wir geredet, ganz im Schatten, wenn wir so reden dürfen. Ohne Frage, die Wagnisse des Verfassers gehen bis zum Frevelhaften, seine Freiheiten bis zur Frechheit — die zwar schon längst in unserer Literatur die göttliche heißt, seit Friedrich Schlegel in der „Lucinde" und im „Athenäum" sie so getauft und geweiht!! — sein Muthwille wird Ausgelassenheit, seine Willkür verschmäht auch das Gemeine nicht, wenn sie unerwartet damit die Erwartung necken, durch einen Satz dorthin die gespannte Einbildungskraft plötzlich kann abschnappen lassen. Allein grade in diese Wendungen und Sprünge windet sich der Gedanke mit ein, springt der Witz mit, und wir müssen — gleich dem Indier, der in dem unreinsten Gethier, das vom geweihten Tempelbrodte genascht, nun den Behälter des Geweihten verehrt — noch in der unangenehmsten Gestalt den darin verkörperten Geist anerkennen. Dies gilt jedoch einzig nur dann, wenn wirklich die Vereinigung eine wahre ist; zeigt sie sich als eine schein-

bare, treffen wir die Frevelhaftigkeit und Frechheit, die im Geleit der höheren Macht höchstens unser Achselzucken erfahren dürfen, einmal für sich allein, ohne jenes Geleit, dann kennen wir auch keine Schonung, sondern fallen darüber grimmig her, und reißen die Ungebühr in Stücken. Einige der Gebilde unseres Autors können durchaus kein besseres Schicksal erwarten, sie überschreiten jedes Maaß, und ohne alle Noth; er wird selbst am besten wissen, was er sich selber zu Ehren und seinem Buche zum Frommen aus demselben hätte weglassen sollen. — Die „Reisebilder" bestehen aus viererlei Mittheilungen. Da zeigt sich Mancherlei, was man bedenklich ansieht, wobei man den Kopf schüttelt, was man auf keine Weise rechtfertigen kann; die Beispiele überlassen wir Andern anzuführen. Dann folgen einige Gedichte, welche einen etwas größeren Schwung nehmen und manigfachere Welt behandeln. Die Romanze vom Sohne des schriftgelehrten Rabbi Israel von Saragossa, im schönsten spanischen Tone, dürfte auch im heutigen Treiben für manches Alkalden-Fräulein recht wohl passen; den drei stark mahometanischen Romanzen „Almansor" hält die echt christlich-katholische „Wallfahrt nach Kevlaar" die Wage, und der Verfasser, der unseres Wissens selber Katholik ist, hätte nicht nöthig gehabt, sich wegen der Deutung zu rechtfertigen, die aus dem Stoffe dieser Romanzen irrig auf seine Denkweise gemacht werden könnte. Die dritte Abtheilung enthält die „Harzreise", welche, wie mehrere der Gedichte, zum Theil schon im „Gesellschafter" abge-

druckt erschienen ist; sie hat aber Zusätze und Ergänzungen erhalten. Der Verfasser geht von Göttingen aus und besucht den Harz, hat aber dabei beständig Berlin vor der Seele. Diesen Zusammenhang von reichen, treffenden Naturbildern, feinen Beobachtungen, schalkhaften, witzigen, beißenden Scherzen, persönlichen Feindseligkeiten, weichen Gefühlen, reizenden Liedern, tollen Fratzen, unglaublichen Verwegenheiten u. s. w. können wir hier nicht zergliedern; wir überlassen dem Leser selbst, daran sich ärgerlich und liebevoll, wie er kann, zu ergötzen; nur bemerken wir, daß das Vernunftgespenst ein wahres Meisterstück tiefsinniger Laune, und daß die Ehrenrettung eines im Text irrig verunglimpften Schauspielers in ihrer Art einzig ist. — Den Beschluß des Buchs machen Seebilder: „Die Nordsee" überschrieben. Diese Abtheilung dünkt uns die gehaltvollste, und, nach Ausscheidung einiges Frevels, die würdigste. Hier beurkundet sich noch mehr als in der „Harzreise" das bis zum Genie gesteigerte Talent des Autors. Welche Naturschilderungen in wenigen, aber markigen, für immer bezeichnenden Worten! Welche tiefgeschaute Eigenthümlichkeiten, reiche Beziehungen, leichtbewegte Gestalten! Hier zeigt der Dichter seine echte Verbindung mit dem Ursprünglichen, der Natur sowohl als des Geistes, sein wahres Dichter-Talent: zu sehen, zu bezeichnen. Diese Dichtungsart, des kolossalen Epigramms möchten wir sie nennen, eignet ganz besonders dem Genius unseres Autors, und daß er aus dem epigrammatischen Liede zu ihr

übergegangen, kann uns ein entscheidendes Zeichen seines innern und äußern Fortschrittes seyn. W."

Was von diesem Beurtheiler gesagt ist, trifft eigentlich noch jetzt Heine's in erster Zeit unsrer Bekanntschaft meinerseits nicht ergründete Gesinnungslosigkeit. Seine Fortschritte blieben neben dem Schätzenswerthen auch im Bündniß mit dem Verwerflichen, und daß man diesem in der Literargeschichte nicht das Uebermaaß zutheile, möge man mit mir seinem Andenken wünschen.

Nach jenem dritten Briefe mit der bezeichneten Handschrift für den Abdruck habe ich keine Zeile mehr von Heine empfangen, weder als Brief noch als Beitrag für meine Zeitschrift, und ich erinnerte ihn auch nie an mich. Schon im Jahre 1825 wurde er mit seinen Verlegern in Hamburg dadurch bekannt, daß er in deren Buchhandlung eintrat, um nach den Schriften — Heine's zu fragen, was er auch anderweitig gethan hat zur Unterstützung seines Rufs, wie er meinte. Dorthin sandte nun Heine Alles, was er schrieb, und im Hinblick auf mich hat er sich wahrscheinlich gedacht, daß ich mit Vielem, was von ihm ausging, schwerlich ohne Beschränkung einverstanden seyn würde, worin er nicht geirrt hätte. Nach meiner, von den persönlichen Begegnissen geleiteten Erfahrung glaube ich aber: was Heine seinem Schönen zufügte an Häßlichem, das that er in berechneter Absicht, weil Niedrigderbes eher als Erhebendes in der Lesewelt die Mehrheit gewinnt, er sich also selbst sagte: „Gediegenes wirkt zu lang-

sam, und für das geläutert Edle sind gar Viele unempfänglich; da bedarf die Dichtung Brunst und Geprassel, Explosionen mit Raketengeknall zur Ergötzung Derer, die um so angeregter sich bestens entzückt fühlen, je mehr dabei Diesen und Jenen Schlacken an die Köpfe fliegen, sind nur dabei natürlich die Kopflosen verschont." — Wie aber Heine Bildung mit Unbildung, „Veilchenduft und Mondschein" mit „Düngerduft und Moderpein" mischte, wie oft er den Sonnenstrahl seines Geistes auch dem Schmutz gönnte, für einen Dichter wird und muß man ihn immer anerkennen. Freilich dürfte man jedoch zugleich auch immer bedauern, daß er nicht Kraft und Muth hatte zu der Ueberzeugung: er sey reich und mannigfach begabt, um auf reiner Bahn sich unbefleckten Ruhm erwerben zu können, statt daß er die rosigsten Seelenblüthen gepaart mit den giftigsten Gewächsen sinnlicher Versumpfung ausstreute, nur um rasch den jubelnden Beifall des schmähsüchtigen Lüstlingstrosses zu erzwingen und zu steigern. — Heine war zu Höherem berufen, er hatte nicht nöthig, Erhabenes zu erniedrigen zum Dienst für Gelächter; dazu besitzt mancher Halbhirnige noch Mittel und Kopfs genug. Aber das Erhabene dem Volk zu sichern und mehr zu erhellen, dazu gehört die klargesunde Einsicht und das tieferust beseelte Gemüth; zu Beidem fehlten bei Heinrich Heine die Anlagen nicht, leider hat er jedoch auch Beides verwahrlost, und dennoch blieb — nach meinem

Empfinden und Begriff — sein bedingter Anspruch auf geistige Geltung unvernichtet.

Unwillkürlich wird durch die Zurückschau auf Heinrich Heine die Erinnerung hingeleitet zu Ludwig Börne, den Jener noch verunglimpfte vom elendvollsten Krankenlager aus, mit solcher Erbitterung, um mit Recht sagen zu dürfen: der Verwesende beschimpfte den Todten, seinen ehemaligen Geistes- und Strebensgenossen. Später im Haderkampfe sich genüber, sind diese Beiden, in Deutschland geboren, nur darin einig, ihr Vaterland unausstehlich zu finden. — Gesehen habe ich Börne, auch mit ihm gesprochen; durch seine ausgezeichnete Taubheit, die an seinem schroffen Wesen viel erklärt, war aber die Unterhaltung mit ihm fast bis zum Nichtmöglichen gehindert. Indem er nur sich nach Innen verstand, blieb das Gespräch mit ihm vorherrschend einseitig, was bei ihm das Gefühl des Alleinstehens bewirkte, ihn verleitete, sich als weltverbessernden Glaubenshelden zu betrachten, und wie ein solcher hat er sich jedenfalls seine zwar starrköpfige, doch immer redliche Gesinnung treu und fest bewahrt.

Bei dem Beginn meiner Zeitschrift, vom Jahr 1817 an, hatte ich es auch sogleich mit allerlei Glaubenshader zu thun, vorwaltend bis zum Jahre 1822. Wie nach jedem weltgeschichtlich bedeutsamen Ereigniß Kanzelumtriebe regsam werden, so war es auch geschehen nach Errettung Deutschlands vom Napoleons-Joch. Viel heilig gesprochener Unsinn griff wortreich-thätig ein in das Volksleben, offenbar zu

selbstsüchtigen, die Vernunft unterdrückenden Zwecken, und ich hielt es für Pflicht, auch nach dieser Richtung hin frei widerständige Rede in die Oeffentlichkeit zu gestatten. — Da sagte nun im Januar 1820 mein Freund Mattausch zu mir: „Vetter, was habt Ihr mit der katholischen Kirche? unser Probst Taube hat am Sonntag gegen Euch gepredigt!" — Dieser probstliche Angriff entstand aus folgendem Bericht („Gesellschafter" 1820. Bl. 7):

„Würzburg. Bei meinem, nunmehr beinah sechsjährigen Aufenthalt im Süden von Deutschland kam ich auch hieher, und lebe nun meinem Zwecke hier schon seit mehreren Monden. Welchen Zweck ich habe? — das wissen Sie ja wohl: ich denke über den Zustand der Aufklärung und über die Erhebung der Religion zur Philosophie in unserm Vaterlande Notizen zu sammeln und — so Gott und die Menschen es erlauben — meine Erfahrungen einst ohne Scheu dem Drucke zu übergeben; zuweilen werde ich Ihnen aber Einzelnheiten senden, deren schnelle Bekanntmachung mir nothwendig scheint. — Dies ist der Fall mit einem Aktenstücke, welches mir mitgetheilt wurde, nämlich ein „Glaubensbekenntniß eines Evangelischen, der zum Katholiken sich weihen läßt." — Sorgen Sie ja dafür, daß die Jahrzahl 1819 durch keinen Druckfehler verändert wird; denn allerdings könnte es Zweifel erregen, wenn ich folgende ausgehobene — nicht abgerissene, sondern ganz mitgetheilte — Sätze als jetzt gültige angeben muß: „1) Ich bekenne und glaube: daß der Papst Christi

Statthalter sey und nach seinem Belieben allen Menschen die Sünden zu vergeben oder zu lassen, sie in die Hölle zu verstoßen und in den Bann zu thun Vollmacht habe. — 3) Ich bekenne, daß Alles, was der Papst Neues gestiftet, es sey in oder außer der heiligen Schrift, und was er befohlen hat, wahrhaft, göttlich und selig sey, und daß der gemeine Mann es höher achten soll als die Gebote des lebendigen Gottes. — 6) Ich bekenne: daß das Lesen der heiligen Schrift der Ursprung aller Rotten und Sekten, wie auch ein Bau der Gotteslästerung sey. — 8) Ich bekenne: daß ein Priester viel mehr sey als selbst Maria, die Mutter Gottes, welche den heiligen Christum uns einmal geboren und nicht mehr gebärt; aber ein römischer Priester opfert oder schafft den heiligen Christum nicht allein, indem dieser will, sondern auch alle Wege, wenn er will, ja, nachdem er ihn geschaffen, verspeist er ihn auch. — 11) Ich bekenne: daß der römische Papst Macht habe, die heilige Schrift zu verändern, und nach Belieben zu vermehren und zu vermindern. — 13) Ich bekenne: daß die, welche das heilige Abendmahl unter einerlei Gestalt brauchen, den ganzen Christum mit Leib und Blut, sammt der Gottheit und seinen Beinen genießen und essen. — Ich bekenne, daß der römisch-katholische Glaube unverfälschlich, göttlich, seligmachend und wahrhaftig, der evangelische aber (von welchem ich gutwillig abtrete) falsch, irrig, gotteslästerlich, verflucht, ketzerisch, schädlich, aufrührerisch, gottlos, ersonnen und erdichtet sey. Weil derowegen die katholische Religion durch-

aus gut und heilsam: so verfluche ich alle diejenigen, welche mir diese widerwärtige und gottlose Ketzerei unter beiderlei Gestalt beigebracht; ich verfluche meine Eltern, die mich bei dem ketzerischen Glauben auferzogen; auch verfluche ich diejenigen, welche mir den römisch-katholischen Glauben zweifelhaft und verdächtig gemacht, gleichwie auch die, welche mir den verfluchten Kelch dargereicht; ja, ich verfluche mich selbst und heiße mich verflucht, weil ich dieses verfluchten ketzerischen Kelchs, aus dem mir nicht geziemte zu trinken, mich theilhaftig gemacht habe.“ — „Dieses Alles thue ich aus einem aufrichtigen Gemüthe und bekräftige es, vermittelst eines Widerrufs der ketzerischen Lehre, in Gegenwart der ehrwürdigen Paters, der hochgelahrten Herren, der zuhörenden Frauen, Jünglinge und Jungfrauen: daß die römische Kirche in diesen und dergleichen Artikeln die wahrhafte sey; überdies verspreche ich auch: daß ich nimmermehr, Zeit meines Lebens, zu dieser ketzerischen Lehre mich wieder wenden will und daß, so lange ich einen Blutstropfen in meinem Leibe habe, ich kein Kind von mir zu dieser verfluchten Lehre halten noch zugeben will, daß es mit meinem Wissen dazu angehalten werde. Ich schwöre auch: daß ich die verfluchte Kirche und Lehre gänzlich, heimlich und öffentlich, mit Worten und Werken, auch das Schwerdt nicht ausgenommen, will verfolgen helfen. Zur Bekräftigung meines Eides empfange ich das heilige Abendmahl, und lasse auch dieses mein schriftlich Bekenntniß, welches ich eigenhändig unterschrieben habe,

in dem heiligen Kirchenbuch aufnehmen." – Dies ist ein Theil der 21 Artikel, welche diese Schrift enthält, und ich habe die andern nicht deshalb abzuschreiben unterlassen, weil sie minder gotteslästerlich und gräßlich sind, sondern weil ich mir den Ekel abkürzen wollte, der jedes rechtliche Gemüth, welchen Glauben es auch umfasse, durchdringen muß bei dem Lesen eines solchen Bekenntnisses, womit man die Menschheit schändet. O ihr ehrwürdigen Paters, die ihr noch immer Wunder erfindet, sucht doch ein natürliches Mittel auf, welches euch zur Scham bewegt, wenn ihr in den heiligen Kirchenbüchern niederschreiben laßt, was ein menschlich Herz zur innersten Empörung bringen muß. Der, welcher auf diese Weise sich einer Lehre hingiebt, ist mehr zu bedauern als zu verachten, denn er spricht über sich selbst einen natürlichen Bann aus, indem er als Wahnsinniger betrachtet und von denen gemieden werden muß, die nicht berufen sind, in seiner Krankheit ihm beizustehen. Aber ihr, die ihr euch hochgelahrte Männer nennt — was erzeugt ihr euch? Ihr seyd klug genug, euch selbst zu antworten, da es nur eine Antwort giebt, die nachdrücklich deutlich werden muß, wenn ihr fortfahrt, wahre Religion, Vernunft und Sitte zu verleugnen, um mit grinsendem Lächeln alles Göttliche und Menschliche zu verhöhnen. — Dem Himmel sey Dank, daß man auf den Thronen Süddeutschlands, so auch auf dem Baierns, von wahrhafter Religion durchdrungen, den Frevel in seine Schranken weist, der mit Verfluchen hausiren geht. Der geistvolle

König von Baiern und sein liberal gesinntes Ministerium wissen zu gut: welche Verantwortung diese Zeit auch in religiöser Hinsicht veranlaßt, und zu verwegen schon vagabondirte der spekulative Sinn, welcher vom Vatican aus seine Richtungen empfängt, als daß man Ursache hätte, zu glauben: man könne der Menschheit die Schmach anthun, von einer segensvollen Energie nachzulassen, die gegen Banditenstreiche im Reich der Seele schützen soll. Heil darum den Männern in Baiern und überall, die für Duldung, Erleuchtung und allgemeine Rechte gegen die Intrigue kämpfen, die ihre Netze, aus Zündern gemacht, ringsum wieder befestigen will; hier ist der Weg des Ruhms und der Unsterblichkeit, jede Nachgiebigkeit aber wäre ein Ernähren der Zwietracht, ein Schutz des Verderbens. — T —."

Auf das kirchliche Abweisen dieser Mittheilung beschränkte sich der katholische Obergeistliche Berlin's nicht, und ich sah mich genöthigt zu der hier eingefügten Darlegung („Gesellschafter" 1820. Bl. 20):

„Veranlaßt durch den Willen des Herrn Probst Taube bringe ich (der Herausgeber) einen Briefwechsel zwischen uns zur öffentlichen Kenntniß. Es sandte mir Derselbe folgende

„Erklärung.

Berlin, den 16. Januar 1820.

Im siebenten Blatte des Gesellschafters von diesem Jahre befindet sich unter Würzburg ein mit T unterzeichneter Artikel, in welchem aus einem angeblichen Aktenstücke entnommen seyn sollende Sätze eines so-

genannten Glaubensbekenntnisses enthalten sind, das, wie angegeben. wird, ein „Evangelischer, der sich zum Katholiken weihen läßt", ablegt. Jeder mit der Lehre der katholischen Kirche nur etwas Vertraute weiß es sehr gut, wie gänzlich fremd ihr diese Sätze sind, und die baare Ungereimtheit derselben ist so auffallend, daß dieser Artikel selbst für den billigen und unterrichteten Gegner dieser Kirche keiner Widerlegung bedarf. Wenn dem Einsender desselben jenes angebliche Aktenstück wirklich als ein abgelegtes Glaubensbekenntniß mitgetheilt worden ist, was vorläufig zur Ehre seiner Wahrheitsliebe angenommen wird, so darf von seiner Rechtlichkeit erwartet werden, daß er dasselbe vollständig, mit Angabe des Namens, Ortes und Tages bekannt machen, und von einer öffentlichen Autorität beglaubigen lassen werde, daß jenes schändliche Glaubensbekenntniß von einer dasigen katholisch geistlichen Behörde abgefordert worden, und, wie der Artikel behauptet, in einem Kirchenbuche eingetragen sey. Nur dadurch kann der Urheber einer so schmählichen Verunglimpfung der katholischen Kirche an's Licht gezogen werden.

Der Probst Taube."

Empfangen habe ich jene „Erklärung" mit diesen Zeilen:

„Die Redaktion des „Gesellschafters" hat im siebenten Blatt von diesem Jahre einen Artikel aus Würzburg aufgenommen, der gegen die katholische Kirche sehr beleidigend ist. Von Ihrer bekannten Unparteilichkeit und Gerechtigkeit darf ich erbitten,

daß beifolgende Erklärung eben so bereitwillig und unverändert in einer der nächsten Nummern des „Gesellschafters" aufgenommen werden wird. — Mit der vollkommensten Hochachtung habe ich die Ehre zu seyn

Dero ergebenster Diener
der Probst zu St. Hedwig Taube."

Berlin, den 16. Januar 1820.

Meine Antwort war:

„Ew. Hochwürden

haben mir gegen den Correspondenz-Artikel „Würzburg" eine Anzeige geschickt, zu deren Abdruck ich ohne Weigerung die Anordnung geben will; es scheint mir aber Pflicht der Humanität, Ihnen vorher ganz offenherzig Gründe zu sagen, weshalb ich glaube: daß Sie sich in einen Streit verwickeln, der mir, um des Thema's willen, selbst unangenehm ist, obwohl leider in jetziger Zeit die meisten Redaktoren jeden Kampf begünstigen. — Mein Correspondent ist ein sehr achtbarer Mann, hat mir, neben seinem Berichte, das ganze Glaubensbekenntniß gedruckt eingeschickt und dennoch habe ich sechs Wochen hindurch den Abdruck jenes Berichts verzögert. — Da aber in dem zuletzt angekommenen Hefte der „Theologischen Annalen" (herausgegeben vom Ober-Consistorial-Rath Dr. Ludwig Wachler), im November-Monat 1819 bei den angehängten „theologischen Nachrichten", alle 21 Artikel jenes Glaubensbekennt-

nisses ebenfalls abgedruckt sind *), und diese, welche der Artikel „Würzburg" enthält, wörtlich also lauten, überwand ich mein Bedenken. — Auch in einer Zeitschrift, die in München erscheint, ist die Existenz jenes Aktenstücks erwähnt, und wenn Sie Sich jene Zeitschrift (die „theologischen Annalen") verschaffen, werden Sie es finden, noch mit einem Schema begleitet, welches der Bischof auszustellen hat. Ich begebe mich des Urtheils in dieser Sache, indem ich, jedem Rechtlichen zugethan, allem Vernünftigen verpflichtet, und von keinem Glauben gestört, recht innig wünsche: daß jenes Glaubensbekenntniß untergeschoben sey; aber bitten muß ich Sie, mir noch einmal zu sagen: daß ich die mir eingesandte Erklärung soll abdrucken lassen. — Bei Ihrem Ja behalte ich mir eine Note vor, in der ich Obiges aussprechen will. — Ich wünsche, daß Sie diese Zeilen als einen Beweis der Achtung annehmen, die Ihr Ruf mir einflößte; denn nach den Ihnen gegebenen Aufschlüssen kann es mir, als Redakteur, der mit der Sache nicht verwickelt und noch obenein (durch die ganze Mittheilung des Glaubensbekenntnisses in einer Zeitschrift, welche in dieser Angelegenheit bestimmt völlige Autorität haben sollte) den Abdruck motivirt sieht, gleich seyn, welche Wendung aus Rede und Gegenrede sich er-

*) Die Ueberschrift benennt es: „Glaubensbekenntniß eines evangelischen Christen, der in die katholische päbstliche Kirche (zu Augsburg) sich weihen läßt", und fügt die Jahrzahl „1818" bei.

giebt. — Nochmals bitte ich, mir Ihren Entschluß anzuzeigen und habe die Ehre mich zu nennen

Ew. Hochwürden

Berlin, den 20. Januar 1820.

ergebenster
F. W. Gubitz.
Prof. der Königl. Akademie der Künste."

Darauf ist mir folgende Antwort gegeben:

„Ew. Wohlgeboren

bin ich für das gefällige Schreiben von gestern aufrichtig verpflichtet. Die Gesinnungen der Humanität, aus denen es geflossen, können nur die Achtung vermehren, die ich für Sie schon hatte. Wenn es hinsichtlich des besprochenen Artikels aus Würzburg nur um die Sache eines persönlichen Streites zu thun wäre, so würde ich, Ihren mir empfohlenen Rücksichten folgend, die von mir eingeschickte Erklärung augenblicklich zurücknehmen, ja ich würde sie gar nicht abgefaßt haben. Nie, darauf gebe ich Ihnen mein Wort, werde ich mich auf einen solchen Streit einlassen, eben so wenig, als ich bei meiner Erklärung die Persönlichkeit des T.* im Auge habe. Es handelt sich hier um die Aufhellung einer Thatsache, wozu mitzuwirken ich meiner Stellung als erster katholischer Geistlicher in Berlin — der Ehre der Kirche, deren Beamter und Wortführer ich hier bin — der Wahrheit selbst schuldig bin. Das schändliche Glaubensbekenntniß, aus welchem der Artikel Würzburg mehrere Sätze mittheilt, ist entweder untergeschoben, oder von einem katholischen Geistlichen wirklich abgenommen. Ist ersteres, so darf ich von der Pflicht Ihrer Humanität,

die Sie mir selbst entgegenhalten, mit Zuversicht hoffen, daß Sie eilen werden, eine solche Handlung mit dem Namen zu bezeichnen, den sie verdient. Ist letzteres, so muß der unwissende und frevelnde Priester, der sich eines so schreienden Unfugs schuldig gemacht, genannt, und von seiner gesetzlichen geistlichen Behörde zur Ehrenrettung der katholischen Kirche gebührendermaßen zur Verantwortung und Bestrafung gezogen werden, und dann werde ich mit jedem seiner Kirche redlich zugethanen Katholiken Ihnen und Ihrem Correspondenten aufrichtig dankbar seyn, daß sie die Sache zur Sprache gebracht haben. Aber eben darum muß sie auch jetzt, einmal angeregt, die größte Oeffentlichkeit erhalten, und ich habe deshalb bereits einem der ersten Gottesgelehrten der katholischen Kirche in Würzburg Ihr Blatt zugeschickt, um dort an Ort und Stelle die genaueste Untersuchung zu veranlassen, und mir das Resultat davon zur weiteren Bekanntmachung unverzüglich mitzutheilen. Ihr Correspondent beruft sich auf ein in ein Kirchenbuch eingetragenes Aktenstück. Ich habe ihn aufgefordert, dasselbe auf eine beglaubigte Weise mitzutheilen. Es ergebe sich dann, was da wolle, so kann die Wahrheit nur gewinnen, und es muß sich zeigen, daß die katholische Kirche nicht Lehrsätze vertheidigt, die nur ein Unsinniger die seinigen nennen kann.

Daß das Glaubensbekenntniß im November-Hefte der „Theologischen Annalen", von ꝛc. Wachler, vollständig abgedruckt ist, kann in meiner Erklärung keine Aenderung bewirken. Was von der Glaubwürdigkeit

dieser Zeitschrift in Betreff der Artikel zu halten ist, die sie über katholische Kirchen-Angelegenheiten mittheilt, ist mir nur zuwohl bekannt, und es wird am allerwenigsten einem mit dem Geiste derselben nicht Unvertrauten einfallen, ihr bei solchen eine völlige Autorität beizulegen. Ueberdies hat dieselbe, als für Gelehrte bestimmt, nur einen beschränkten Kreis von Lesern, und dies grade von solchen, die durch ihre theologische Bildung eher im Stande sind, ein richtiges Urtheil über die Glaubwürdigkeit des in Rede stehenden Aktenstückes zu fällen. Ihre Zeitschrift hingegen, zunächst für ein Publikum von bloß allgemeiner, bald höherer, bald niederer Bildung geschrieben, hat größtentheils Leser, denen es nicht so leicht ist, Wahrheit von Unwahrheit grade in Beziehung auf unsern Gegenstand zu unterscheiden, und höchstens kann es der unbefangenen Güte ihres Herzens unmöglich scheinen, daß die Katholiken, von denen ihnen vielleicht selbst mehrere von hellem Geist und redlichem Willen und redlichem Gemüthe bekannt sind, von ihrer Kirche in einer so schändlichen Lehre unterrichtet werden. Auch aus Achtung für diese Leser selbst, und noch mehr, weil Ihr Blatt in Berlin erscheint, muß auch hier ein entscheidender Schritt zur Berichtigung dieser Angelegenheit geschehen, und ich ersuche Euer Wohlgeboren nochmals ergebenst, meine Erklärung unverändert abdrucken zu lassen. Was die Note betrifft, mit der sie solche begleiten wollen, so muß ich mir die Bemerkung erlauben: daß, da der Artikel aus Würzburg ohne mildernden

oder zweifelnden Beisatz abgedruckt ist, auch meine Erklärung ganz einfach und ohne weitere Bemerkung aufgenommen, oder daß unser Briefwechsel von gestern und heute vollständig mit abgedruckt werde. Dies ist es, was ich wiederholt von Ihrer Billigkeit erbitte. Der ich die Ehre habe, mit vollkommenster Hochachtung zu seyn

Berlin, Ew. Wohlgeboren
den 21. Januar ergebenster
1820. der Probst Taube."

Nach obigen Aeußerungen des Herrn Probst Taube, dessen Trieb zur Aufhellung dieser Angelegenheit sehr verdienstlich zu nennen ist, blieb mir keine Wahl; ich mußte, bei der gegebenen Alternative, mich für den letzten Punkt, den Abdruck des Briefwechsels, entscheiden, und habe nun noch Folgendes zu sagen:

Daß ich zu dem Bericht aus „Würzburg" keine Note schreiben konnte, ist wohl begreiflich: ich vermag weder für noch gegen die, als faktisch hingestellten Angaben zu zeugen, und unsere Zeit hat der wunderlichen Erscheinungen zu viele, als daß man nicht, so wie mit dem Glauben, so auch mit dem Bezweifeln sparsam seyn müßte. — Die Persönlichkeit des Correspondenten kann aber bei der jetzigen und etwaigen künftigen Verhandlung gar nicht in Berührung kommen, indem es unmöglich ist, das Glaubensbekenntniß als nicht vorhanden zu betrachten. Er legte es seinem Berichte gedruckt bei; dies und die Mittheilung in den „Theologischen

Annalen" (wo es die Bezeichnung „Augsburg" hat) beweiset mindestens: daß es irgendwo im baierschen Staate im Umlauf ist, möge es nun untergeschoben seyn oder ein Einzelner sich dessen bedienen. Ich würde freilich jenes, wie dieses, mit dem rechten Namen bezeichnen; nur wird man einsehen: daß ich nicht im Stande bin, hier ein Urtheil zu fällen. Der Abdruck jenes Glaubensbekenntnisses gab aber dem Correspondenten das Recht, seine Meinung darüber zu äußern, und nur sein Gefühl kann und muß ihm die Verpflichtung auferlegen: Alles zu thun, um über die Echtheit oder Unechtheit des ominösen theologischen Produktes die bestimmteste Kenntniß verschaffen zu helfen, nachdem Zweifel darüber entstanden sind. Ich werde ihm mit diesem Blatte alles Nöthige zur Anmahnung senden.

Der Correspondent — als solcher — beruft sich übrigens nicht „auf ein in ein Kirchenbuch eingetragenes Aktenstück"; er gab nur, unter den Auszügen von jenem Glaubensbekenntniß, auch folgenden Satz: „Zur Bekräftigung meines Eides empfange ich das heilige Abendmahl und lasse auch dieses mein schriftliches Bekenntniß, welches ich eigenhändig unterschrieben habe, in dem heiligen Kirchenbuch aufnehmen", und darauf bezieht sich eine nachfolgende Bemerkung. — Dem Abdruck des Ganzen ist noch dieses Schema angehängt:

„Allen und jeden, die gegenwärtigen Brief sehen, hören und lesen werden, thun wir zu wissen und bezeugen, daß der (die) aus aller Ketzerei und

Sünden, kraft der uns ertheilten päbstlichen Macht und Gewalt, von uns absolviret worden, und nachdem er (sie) zuvor, vermöge des Tridentinischen Concilii, dem Lutherthume entsaget und sein (ihr) Glaubensbekenntniß abgelegt, die römisch katholische und allein seligmachende Religion angenommen, ingleichen das heilige Abendmahl mit gebührender Ehrerbietung genossen, so haben wir dieses, zu mehrerer Bekräftigung, eigenhändig unterschrieben.

Name des Bischofs."

Der unterzeichnete Herausgeber des „Gesellschafter" kann nun der Mittheilung dieser Verhandlung nichts weiter hinzufügen, als die herzliche Versicherung: daß ihm gültige Beweise für die Unechtheit jenes Glaubensbekenntnisses so angenehm seyn werden, als dem eifrigsten Katholiken, indem es hier den Menschenwerth im Allgemeinen gilt, der durch die Echtheit eines solchen Machwerks schmerzlich gefährdet wäre.

F. W. Gubitz."

Von meinem Correspondenten forderte ich nun die ihm möglichste Aufhellung im Sachlichen, und es war dann noch zu lesen („Gesellschafter" 1820. Bl. 36):

„An den Herausgeber.

Ihre Schreiben und die Einlage (Bemerker Nr. 3), welche mir Ihren Briefwechsel mit Herrn Probst Taube, über meinen Bericht von Würzburg aus, mittheilt, habe ich hier empfangen, wo ich mich eben aufhalte, in einigen Wochen aber nach Würzburg zu-

rück zu kehren gedenke. Ich werde, nach Ihrem Willen und meinem eigenen Trieb, über das famöse Glaubensbekenntniß alle möglichen Erkundigungen einziehen und Alles, was ich erfahre, Ihnen sogleich melden. Vorläufig zeige ich Ihnen an: daß ich das gedruckte Exemplar von einem Reisenden bekommen habe, der es in Rotenburg (zwischen Würzburg und Augsburg) gekauft hat, und ich werde damit weiter nachspüren. Uebrigens sind hier und in der Gegend Viele mit der Existenz dieses Glaubensbekenntnisses (als Druckschrift) bekannt; natürlich aber werden Layen nicht dazu gerufen, wenn es Jemand ablegt, und gern glaube ich: daß es vielleicht nur von Jesuiten oder einem andern katholischen Orden gebraucht wird. Das verändert aber in meiner Ansicht darüber nichts, und welche freventliche Behauptungen über erhellte Religion, Aufklärung und Fortschreiten überhaupt gemacht werden, das kann man in der „Landshuter Literatur-Zeitung" und in zahlreichen Schriften, die man geflissentlich verbreitet, lesen. Baiern ist der Punkt, von welchem aus die Hierarchie sich in Deutschland wieder fest zu setzen gedenkt; Herr Taube scheint davon nicht unterrichtet oder nicht daran zu glauben; auf jeden Fall macht es ihm aber Ehre, daß er zweifelt und mit Eifer sich dagegen äußert. T."

Frankfurt am Mayn, den 19. Februar 1820.

Der Gottesgelehrte in Würzburg, den der Berliner katholische Obergeistliche in Anspruch nahm, hat nach der Untersuchung wahrscheinlich kein er-

wünschtes „Resultat" einsenden können, keines, was sich eignete „zur weiteren Bekanntmachung": der Probst Taube ist sie schuldig geblieben. Ihn deshalb anzumahnen, unterließ ich, weil sein Schweigen gleichsam nachträglich bürgt für das Vorhandenseyn jenes damals umläufigen Glaubensbekenntnisses. — Aber selbst Freund Mattausch und andere ehrlich getreue Katholiken waren empört über Mancherlei, was ich nun jahrelang zu erdulden hatte, weil mein Bestreben, frevelhaften Glaubensumtrieben entgegen zu wirken, uneingeschüchtert blieb. Sogar Steine flogen mir zwei Mal Abends durch das Fenster in mein Zimmerchen vor dem Thor, und ein paar andere Bosheiten sind erwähnt („Gesellschafter" 1822. Bl. 53. „Bemerker" 6.) in der

„Erklärung.

Im „Hamburgischen unpartheiischen Correspondenten" Nr. 38 findet sich in einem „Schreiben aus Berlin" Folgendes:

„Der Königl. Professor, Herr Gubitz, hat aus Bamberg einen anonymen Brief erhalten, worin demselben angedeutet wird, daß, wenn er ferner fortfahre, gegen Proselyterei, Hohenloherei und alles das, was jenen Zeitfrüchten bei- und anhängt, im Gesellschafter so gröblich, wie bisher, aufzutreten, man ihn schon zu finden wissen werde."

Allerdings habe ich sogar zwei anonyme Zuschriften bekommen, welche eine Mißbilligung der über jene Gegenstände im „Gesellschafter" abgedruckten

Berichte und Aufsätze (größtentheils von Mitarbeitern eingeschickt) darthun. Es empfängt jedoch wohl jeder Redakteur in mannigfachen Beziehungen oft anonyme Mittheilungen; deshalb waren mir auch jene nicht auffallend, und ich habe sie nur mit einigen Freunden besprochen. Eine weitere Verbreitung darüber ist mir auch nichts Angenehmes; weil nun aber öffentlich davon geredet wird, will ich das Faktische der Sache bekannt machen, damit sie nicht etwa ein Aufsehen erregt, was sie nicht verdient.

Einen jener Briefe erhielt ich durch Buchhändler-Gelegenheit über Leipzig; er ist überschrieben: „Bamberg, den 22. December 1821" und sein Inhalt dieser:

„P. P.

Sie hören nicht auf, dagegen zu schreiben, wenn die Wunderkraft des Glaubens sich auch unserer Welt offenbaret und werden dadurch anstößig, was Ihnen noch vielen Verdruß zuziehen möchte, wenn man Sie zu finden wissen wird. So viele, mit neuer Gnade erleuchtete Männer sollten Ihnen ein Beispiel seyn, wenn sie der einigen Kirche ihre Worte leihen. Wollen Sie aber, aller Läuterung unfähig, bei Ihren Anfechtungen der Werke des Heils beharren, so würde es wenigstens gerathener seyn, diese gröblichen Vergehungen gegen sanctionirte, ja heilige Thaten in sich zu verschließen, und nicht die Schaaren, die zurück wollen in den Schooß der einigen Kirche, in ihren gottseligen Entschlüssen irre zu machen.

Wie schon gesagt, könnte dies nicht wohl ausschlagen und man verwarnet Sie hiermit wohlmeinend."

Für diese „Verwarnung" dankend, muß ich dennoch gestehen, daß ich sie im geringsten nicht bedarf, da ich nichts thue, was sich nicht vor der Vernunft und dem innersten Gefühl rechtfertigt; andere Richter kenne ich hier nicht, möchte ihnen auch nur dann gehorchen, wenn der Einzelne mit seinen Kräften sich augenscheinlich nur ohne Nutzen aufopfern würde, und — Gott sey Dank! — so weit ist es in unserer Zeit noch nicht gekommen! Uebrigens glaube ich den Einsender jener Zeilen — durch zufällige Vergleichung von Briefen in andern Händen — entdeckt zu haben, und muß danach muthmaßen, daß er auf fremde Anmahnung schrieb — die Gründe wird er mir erlassen, und mit mir seine, ich will annehmem „wohlmeinende" Warnung vergessen.

Eine zweite Zusendung ist von derberer und nicht frommer Art. Es wird dies Jeder nach den untenstehenden Angaben bekräftigen müssen, welche Glaubens-Ansichten er auch hegt. — Das Couvert hat das aufgedruckte Postzeichen: „Bamberg, 10. Jan. 1822", und mit der Bemerkung: „Gegen Postschein" hat sich der Absender gleich die möglichste Ueberzeugung geben wollen, daß ich seine Zuschrift sicher erhielte. Nach Eröffnung des Briefes fand ich einen Bogen dicken und schlechten Papiers, auf welchem der Kelch, die Hostie darüber schwebend, mit der Feder gezeichnet und in dem abgeschlossenen Raum folgendes Akrostichon geschrieben ist, genau, wie ich es hier abdrucken lasse:

Denke
O
Christ
Tagtäglich
Ohne
Rast:
Meine
Abtrünnige
Religion
Trifft
In
Nichts) id est: in eine hohle Nuß!!!
Lügt
Und
Trügt,
Heuchelt,
Entzweit,
Revolutioniret.

Damit die Anspielung auf Luther mir ja nicht entgehe, ist auf der Rückseite das Ganze in größeren Buchstaben nochmals zu lesen, und das „Doctor Martin Luther" an den Zeilen entlang dickstrichigst wiederholt. Unter dem Kelch auf der Vorderseite wird in einer Anmerkung und mit Hinweisung auf meinen Namen mir „Kuhwitz", den Mitarbeitern des „Gesellschafter" jedoch „Ochsenwitz" beigelegt, und „mir überlassen, Obiges in Holz zu schneiden und dem erbärmlichen, geist- und herzlosen Gesellschafter beizulegen."

Diese Zusendung konnte, insofern sie mich treffen soll, mir nur Lachen erregen, und ich übersehe gern die, den Anonymus gewiß alleinseligmachenden Ein-

fälle. In Hinsicht auf Luther aber muß sie jeden Rechtlichen empören, denn die Meinung, welche man geheim und öffentlich über jenen Heros der Reformation und über die Folgen derselben jetzt zu verbreiten sucht, ist zu gefährlich für den Geist des Menschen, als daß man nicht den Verunglimpfungen von der einen, der planvollen Verfinsterung und Verkehrungs-Wuth von der andern Seite zu wehren suchen sollte. Mit allen meinen Kräften, wie gering sie seyn mögen, werde ich dies in geziemender Weise auch ferner thun und den Mitarbeitern ein Gleiches gestatten. Weder anonyme noch offenkundige Ausfälle und Schmähungen sollen mich in Demjenigen hindern, was ich als Herausgeber einer Zeitschrift der Zeit schuldig zu seyn glaube und vor Gott, dem Inbegriff der Moral, und den Menschen zu verantworten mir getraue, wobei ich übrigens mit vollem Herzen erkläre, daß ich durchaus gegen keine Glaubens-Sekte irgend einen Widerwillen hege. Ich kenne keine, wobei sich nicht ehrlich und gottgefällig leben ließe, das, denke ich, wird bis in Ewigkeit genug seyn! F. W. Gubitz."

Berlin, den 26. März 1822.

Gewiß wäre dies bis in Ewigkeit genug! — aber kirchliche und staatliche Eigensucht verhindern es, daß einfache Menschenthümlichkeit über Glaubens-, Herrsch-Hoheits- und Besitzhader siege, daß die Menschenthümlichkeit in vollster Macht und Reinheit allseitig sich zum Selbstzweck erhebe. Dies wird aber wahrscheinlich „bis in Ewigkeit" unerreichbar, da-

bei aber immer vom Fortschritt und Aufschwung viel Redens seyn!! —

Diesem Streit, der Diesseitiges und Jenseitiges berührt, sey ein Etwas angeschlossen, was damit grenzt.

Im ersten Bande dieser Aufzeichnungen (Seite 168) ist gesagt, daß ich in Bezug auf den Glauben an ein „Hereinragen der Geisterwelt in die unsrige" noch ein Ereigniß mitzutheilen habe, und dazu mag ich jetzt genähert seyn bei dem im Mannigfachen oft unausführbaren Willen, hier Ordnung zu halten im Zeitgange meines Daseyns.

Mein Vater, der viel von Krankheiten litt, zumeist durch Kopfgicht, die auch seine auf einem Auge gänzliche Erblindung veranlaßte, lag im Jahre 1821 so schwer gefährlich krank, daß mir der Arzt — in jener Zeit der Hofrath Schulz — bemerkte: er halte es für Pflicht, mir zu sagen: nach übereinstimmender Ansicht noch zweier Aerzte könne der Vater diesmal nicht genesen und sein Lebesende sey nahe. Ich hatte mich damals so weit durchgearbeitet, daß ich den Eltern ein sorgenfreies Alter sicherte, sie im Winter bei meiner verheiratheten, aber kinderlosen Schwester Wilhelmine, während des Sommers in der Hasenheide wohnten, nur mit ihrer Pflege beschäftigt. Es that mir um so mehr weh, daß der unter Sorgen, Last und Leiden Altgewordene nicht noch einige Jahre besserer Verhältnisse sich erfreuen solle. Ich hatte ihn fast täglich besucht, auch erkannt, daß bei der jetzigen Krankheit die Gefahr sich steigerte, hoffte aber

dennoch auf Genesung. Des Arztes Bekenntniß raubte mir diese Hoffnung, und ich mußte sie für verloren halten, nachdem ich sogleich zum Vater hineilte: ich fand ihn völlig entkräftet und meine Gedanken wendeten sich nur zu ihm.

In dem unruhigen Schlaf der nächsten Nacht sah ich nun im Traum eine Gestalt an meinem Lager, angethan mit Bekleidung, die auf ein vergangenes Jahrhundert deutete, über die ein weißes Gewand geworfen war, so daß ich nur an Haupt und Brust die alterthümliche Tracht gewahren konnte. — „Du wünschest deinen Vater" — so hört' ich sprechen — „gerettet, ich will dir die Mittel angeben, merke wohl auf!" Hierauf nannte die Traum-Erscheinung die Namen dreier Pflanzen, und indem ich froh zu antworten suchte: „Ich werde sie aufschreiben!" erwachte ich in fieberhafter Bewegung. Augenblicklich sprang ich auf, ging nach meinem Arbeitszimmer, das nur durch einen engen Kaminflur vom Schlafgemach getrennt war, suchte Bleistift, ergriff das mir zunächste Papier — es war der Umschlag eines Briefes von dem geschätzten Dichter Haug — schrieb im Finstern, so gut es sich thun ließ, jene Pflanzen-Namen auf, und hastete mich dann zurück nach der Schlafstätte. — Am Morgen fand ich das Papier, das Geschriebene war auch leserlich — meine Stimmung aber bei dem Sonnenlicht eine andere geworden; ich sagte mir: deine schwärmerische Erregtheit hat wieder ihr Spiel mit dir getrieben, der Arzt würde dich auslachen, wenn du ihm mit diesem Zettel kämest. Ge-

stehen mußte ich mir auch, daß die Bezeichnungen — ich weiß nur noch, daß „Königskerze“ dabei war, ein anderer Name mit „Fackel“ begann — ganz so klangen, als hätte mir das Bild eines feierlichen Leichenbegängnisses vorgeschwebt. Gegen Abend wurde ich indeß — so ist der Mensch! — nachsinnender über dies Traumbild. Bei tiefster Erschütterung sah ich nun in der folgenden Nacht dieselbe Gestalt, vernahm den zürnenden Anruf: „Du weißt jetzt, was deinen Vater retten kann und zögerst dennoch?“ — In der siebenten Stunde des nächsten Tages war ich bei dem Arzt, erzählte ihm, was ich hier erzählt habe, und gab ihm den Brief-Umschlag, fragend: „Sind dies officinelle Mittel?“ — „Ja“, erwiederte er, „es sind die deutschen Namen von den Kräutern“ — hier gab er die lateinischen Namen an — „und jedenfalls ist das Ereigniß merkwürdig.“ — „Können Sie meinem Vater einen Trank aus diesen Kräutern verordnen?“ fragte ich dann, und nach kurzer Ueberlegung erhielt ich die Antwort: „Ich müßte Eines dabei bedenklich finden, doch hebt sich dies in der Mischung, wie ich glaube; anderntheils wissen Sie, daß ich und zwei meiner Kollegen Ihren Vater für unrettbar halten, weshalb sollte ich ihm also diese Mittel nicht verordnen?“ — Sie wurden ihm verordnet, unausgesetzt gebraucht, schienen mir nicht helfend, doch auf meine Einrede entgegnete der Arzt: „Es sind schon ein paar Wochen vergangen, die Krankheit hat sich in keiner Weise verschlimmert, bleiben wir bei diesem Trank!“ Und die Genesung

erfolgte wirklich, so daß mein Vater noch acht Jahre lebte und sie bis über die Siebzig brachte.

War dies ein „Hereinragen der Geisterwelt in die unsrige“? — diese Frage beantworte ich abermals mit einem entschiedenen: Nein! Ich habe schon darauf hingewiesen, daß die Pflanzen-Namen etwas von schwärmerischer Gedanken-Anwehung hatten; hiezu beihülflich vermittelnd war auftauchende Kenntnißnahme von medicinischem Allerlei, das der Lerntrieb mir in den Kopf schüttete bei meinem früher geschilderten Aufenthalt in Heinrichs, als ich den Nachlaß meines Großvaters, des Doctors und Kreis-Physikus, durchwühlte. Unter seinen Heften fand ich auch ein Verzeichniß, worin neben den lateinischen die deutschen Namen vieler Arznei-Mittel angegeben waren; gewiß dachte ich bei der gefährlichen Krankheit des Vaters auch an den Großvater: jene Pflanzen-Namen waren demnach Erinnerung aus entschwundener Zeit, und dafür könnten sogar die alterthümlichen Spuren an dem Traumbilde zeugen. — Soll aber dennoch von einem „geistigen Hereinragen“ die Rede seyn, so ist es nur das aus einer Zeit zur andern; es wirkte hier der Geist, den der Großvater auf Erden zurückließ, es wirkten sein thatfähiges Wissen und seine Erfahrung, die noch dienlich wurden, als ein Etwas davon aus dem verdämmerten Hintergrunde meines Gedächtnisses, durch die Gedankenrichtung auf den einen Punkt, die Rettung meines Vaters, wieder auftauchte, mir im Traume andeutete, was einst bei ähnlicher Krank-

heitsmacht mein Großvater mit Erfolg als Heilmittel benutzt hat. —

Durch beachtenswerthe Schriften wollte ich mir oft Licht erwerben über die Zustände und Wandlungen der Menschenseele, muß aber bekennen, daß die bezüglichen Lehren noch überwiegend an ergrübelten Voraussetzungen leiden, in Sinn und Wort vielfach der klaren Einfachheit entbehren. Vor Allem aber ist nicht zu vergessen, daß ein gesundes Seelenleben auch eines gesunden Körpers bedarf, und selbst die redlich gemeinte Wundergläubigkeit bei der Untersuchung meist auf ein krankhaftes Wesen hinleitet. — Festbegründet bin ich davon überzeugt, daß im irdischen Daseyn kein Beweis von dem Eröffnen eines Jenseits zur erkennbaren Verbindung mit dem Menschen Stand hält, alle Angaben darüber in bester Auslegung Selbsttäuschung sind. Auch was Weissagungen und Dergleichen betrifft, sag' ich mit unserm erhabenen Dichter: „Vermauert ist dem Sterblichen die Zukunft!“ — mindestens so weit, als man nicht durch vernünftige Schlußfolge, die sich aus dem Vergangenen entwickelt, auch wieder durch gleiche Schlußfolge bis zu einer Wahrscheinlichkeit des sich Annähernden vorzubringen vermag. — Mit dem Aussprechen dieser mir bewährten Ueberzeugung ende sich dieser zweite Band.

Volks-Kalender

von

F. W. Gubitz.

Für

1868.

Vierunddreißigster Jahrgang.
Mit vielen Holzschnitten.

12½ Sgr.

Inhalt:

Der in jeder Hinsicht des Brauchbaren vollständige Kalender mit allem Anhang (Zeitrechnung, Genealogie, Uhrenstellung, Monats- und Tages-Merkmale, Messen, Jahrmärkte, u. s. w.) bringt in den ersparten Zwischenräumen nach dem, mit Kernspruch und Sinnbild ausgestatteten Titel, in Ernst und Heiterkeit nützliche Gedankenblicke:

Gewiß. — Jammerschade! — Die jüngste Weltweisheit. — Leidige Antworten. — Das Höhere. — Links und Rechts. — Zeitgemäß. — Er ist verantwortlich. — Unentschlossenheit. — Schon benutzter Rath. — Am Opernhause. — Beinahe Dasselbe. — Die Macht und manche Redner. — Dennoch Muth! — Ueberzeugung. — Für alle Jahre. — Außerdem noch dreiundfunfzig Erfahrungs-Winke.

(Sämmtlich von F. W. Gubitz.)

Das diesem Volks-Kalender zugehörige

„Jahrbuch des Nützlichen und Unterhaltenden"

hat auf den Titel-Seiten doppelt markige Ansprache für die zeitige Bewegung. Dann folgen die nach vielen Seiten hin dem Wissenschaftlichen, geistiger Erhebung und herzlicher Unterhaltung gewidmeten Gaben:

Die Wahrheit und die Gelenkmännchen. — Ich, Du, Ihr. — Berichtigung. — Das Erforderlichste. — Uebergelehrt. — Erkenntniß. — Mancher berühmte Staatsmann. — Nicht Allen angenehm. — Anklänge von Innen. (F. W. Gubitz.) — **Stilles Glück.** (F. Brunold.) — **Erziehung.** (F. W. Gubitz.) — **Weihnachts-Mährchen.** (N. Graf Rehbinder.) — **Ein Faustrechts-Ritter im achtzehnten Jahrhundert.** (Adolph Ziemann.) — **Gemüthszug aus der Vergangenheit.** (Therese.)

— **Der Apfelblüthenstecher.** (Karl Ruß.) — **Schrind und Pech.** Erzählung aus dem Weichselwerder. (Marie Roskowska.) — **Gleichheit bei aller Ungleichheit.** (F. W. Gubitz.) — **Seit vierhundert Jahren.** (F. W. Gubitz.) — **Liebesgemälde aus Ehedem.** (F. W. Gubitz.) — **Drei geschichtliche Züge.** (H. Rino.) — **Publikum.** (F. W. Gubitz.) — **Die Kalender-Tagesnamen.** Deutsch. (C. Rienitz.) — **Das weissagende Gespenst.** (F. W Gubitz.) — **Versteigerung von Gegenständen aus dem Tagesbesitz. Unter den Hammer gebracht vom Hofnarren des Zeitschwindels.** (F. W. Gubitz.) — **Lebenslenkungen.** (A. v. Michalowska.) — **Anregungen aus dem Gebet des Heilands.** — **Randstreifen.** (Mehrere.) — **Adler.** (K. Tenner.) — **Blumen und Bäume.** (Ed. Hillmar.) — **Umstände bilden Gegensätze..** (R. Dobin.) — **Vom Bier.** (F. L. Körner.) — **Bildliches.** (F. W. Gubitz.) — **Des alten Murrkopfs Zeit-Anschau.** (R. Herrmann.) — **Der Engel des Herbstes.** (Bernhard Fahrtner.) — **Die Schöpfung und Bahn des Weibes.** (Wilhelmine.) — **Schluß-Gabe.** (F. W. Gubitz.)

*

Druck von G. Jansen, Berlin, Jüdenstraße 28.